

Denkwürdigkeiten

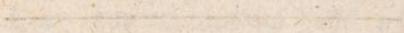
des Herzogs Louis de St. Simon.

Zweytes Buch.

Liebesgeschichten Ludwigs des XIV.

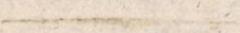
Christliche Religion

des Herrn und Heils der Menschheit



Erster Theil

der christlichen Lehre des X. J.



1717

Riel

2

sent
geho
Wen
janz
der
hat
die
terg
alle
ge
an
Die
lan

als
ver
der

I.

Liebesgeschichten Ludwigs XIV; seine Liebe
zur Walliere und Montespan.

Da die Maitressen auf den König und auf seine öffentlichen und Privatangelegenheiten so viel Einfluß gehabt haben; so kann ich den zweiten Theil meiner Memoires wohl nicht besser als mit diesem Kapitel anfangen; zumal da es in die Zeit fällt, wo ich besonders in den letzten Jahren am besten und leichtesten habe beobachten können. Leider kennt ganz Europa diese scandalsen Geschichten, die Frankreich dem Untergange nahe gebracht und ohne Zweifel dem Könige alles das Unglück, unter dem er fast erlag, zugezogen und ihn endlich aller seiner legitimen Kinder, bis auf einen einzigen Sohn, beraubt haben. Sie waren die Quelle jeder Art von Unheil und man wird noch lange ihren Einfluß spüren.

Ludwig XIV. war in seiner Jugend vielleicht mehr als irgend jemand in Frankreich zu Liebshäften geneigt. Des Herumflatterns endlich müde ließ er sich von der Walliere fesseln; die Geschichte und die Früchte
U 2 dieser

dieser Liebe sind bekannt. Aber weit mehr fesselte ihn die seltne Schönheit der Montespan selbst noch während der Herrschaft der vorigen Geliebten. Sie wurde es bald gewahr und drang in ihren Gemahl, daß er mit ihr nach Guienne gehen möchte; aber dieser that es aus einem gewissen thrichten Zutrauen nicht. Sie hatte es wirklich aufrichtig gemeint. Der König wollte endlich erhört seyn und entriß sie gewaltsam ihrem Gemahl; ein unerhörter Streich, der bey allen Nationen Erstaunen erregte. Und so hatte der König, was ein ganz neues Schauspiel war, zwey Maitressen auf einmal. Er führte sie mit sich, wenn er in die Grenzfestungen und ins Lager reiste, bisweilen nahm er sie auch mit zur Armee und sie fuhren beyde in dem Wagen der Königin. Gewöhnlich liefen dann die Leute von allen Seiten herbey, wiesen einander die drey Königinnen und fragten einander in ihrer Einfalt: habt ihr sie gesehen?

Die Montespan siegte endlich und herrschte mit unverheltem Stolze über den König und den Hof. Und damit die Zügellosigkeit vollendet würde, wurde Herr von Montespan, weil er es sich hatte lassen einfallen, sich um diese Dinge zu bekümmern, in die Bastille gesetzt und dann nach Guienne ins Exil geschickt. Hierauf wurde seiner Gemahlin die Charge als Oberhofmeisterin der Königin ertheilt, welche die Gräfin von Soissons ihr abtrat, die für sie eigentlich gemacht worden war. Auch das Recht zum Tabouret war damit verbunden. Denn die Montespan konnte, weil sie verheirathet war, nicht Herzogin werden.

Die Königin der Liebtfinnen, die Schwester der Montespan, die noch weit schöner und geistreicher als ihre Schwester, aber vom Klostergelübde gebunden war, verließ hierauf ihr Kloster, um an dem
 Glanze

Glanze ihrer Schwester Theil zu nehmen. Sie war nebst ihrer andern Schwester, der Frau von Thiange, und den raffinirtesten Damen am ganzen Hofe, bey allen vertrauten Gesellschaften des Königs, welche Wis und Vergnügungen immer so reizend machten. Die Schwangerschaften und Entbindungen waren kein Geheimniß; der Hof der Montespan war der Mittelpunkt des Hofes und seiner Feste, die Quelle aller Ehre und alles Glückes, die Quelle aller Hofnung und aller Furcht für die Minister und Generale, und die Quelle der Erniedrigung für ganz Frankreich. Er war aber auch der Sitz des Wises und eines eignen feinen, aber angenehmen und ungezwungenen Tones, des einzigen in seiner Art. Er war das Eigenthum der drey Schwestern, die ihn in ausserordentlicher Vollkommenheit besaßen und ihn geschickt andern mitzutheilen wußten. Man erkennt noch mit Vergnügen diesen angenehmen natürlichen Ton an den wenigen Personen, welche von denen noch am Leben sind, die ihre Erziehung und Freundschaft genossen haben, und man kann sie bey der alltäglichsten Conversation unter tausenden herausfinden. Frau von Fontevraud besaß diesen Ton unter den drey Schwestern am vollkommensten und war auch die schönste. Hiermit verband sie eine seltne und ausgebreitete gelehrte Bildung. Sie hatte viel theologische Kenntnisse, hatte Kirchenväter gelesen, verstand die Bibel und die gelehrten Sprachen. Geist und Wis leuchteten hervor; aber man bemerkte nicht, daß sie sich an Kenntnissen vor ihrem Geschlecht auszeichne. Sie war in jeder Art des Stils vollkommen und verstand meisterhaft die Kunst zu regieren; sie besaß die Liebe ihrer Untergebenen und hielt sie doch in der strengsten Ordnung. Ob sie gleich ohne alle Neigung den Schleyer genommen hatte, so gieng sie doch mit dem besten Beispiele vor; und auch ihr beständiger Aufenthalt

halt am Hofe, schadete ihrem Rufe auf keine Weise. Nur hatte sie die Sonderbarkeit, daß sie für ihre Kleidung den Glanz des Hofes borgte; und wenn dabey der Wohlstand hätte bestehen können, so hätte sie mitten in diesem verderbten Hofe jeder Ausschweifung getrost.

Frau von Thiangé beherrschte ihre beiden Schwestern und selbst den König, für den sie mehr Neigung als ihre Schwestern hatte. Sie beherrschte ihn so lange sie lebte und behauptete, auch noch nach der Verstoßung der Montespan vom Hofe, die größte Auszeichnung. Was Frau von Montespan betrifft, so war sie von übler Gemüthsart, sehr launisch, mit einem grenzenlosen Stolz, den sie gegen niemand, nicht einmal gegen den König, zurückhielt. Die Hofleute gingen ungern unter ihrem Fenster vorbei, besonders wenn der König bey ihr war; sie nannten dieß Spizruthen laufen, welcher Ausdruck zum Sprichwort wurde. Wirklich schonte sie auch niemand, oft nur um dem König einen Spaß zu machen; und da sie außerordentlich viel Geist, Gewandtheit und den feinsten Witz hatte, so waren ihre Scherze äußerst gefährlich. Ueberdieß war sie ihrem Hause und ihren Verwandten sehr zugethan und unterließ nicht ihre Freunde bestens zu unterstützen. Der Königin war ihr Stolz unerträglich, der sich so sehr von dem bescheidenen respectvollen Betragen der Herzogin de la Valliere unterschied. Dieser war sie immer gewogen gewesen; hingegen ließ sie bisweilen von jener die Aeußerung fallen: diese Hure wird mich noch umbringen. Wir haben zu seiner Zeit die Entfernung und strenge Büssung der Valliere bemerkt.

II.

Fräulein von Fontange.

Während der Herrschaft der Montespan fehlte es ihr nicht an Gelegenheit zur Eifersucht. Fräulein von Fontange reizte den König und wurde zum Range einer deklairten Maitresse erhoben. So seltsam auch eine solche doppelte Liebschaft seyn mochte, so war sie doch nichts neues: derselbe Fall war mit Frau von Valliere und von Montespan da gewesen, und dieser wurde nur vergolten, was sie jener gethan hatte. Aber Fräulein von Fontange war nicht so glücklich durch das Laster, weder in ihrem Glanze, noch in ihrem Falle; ihre Schönheit hielt sie eine Zeitlang, aber sie hatte keinen Geist, und konnte den König nicht unterhalten und fesseln. Doch er hatte auch nicht Zeit ihrer ganz überdrüssig zu werden. Ein schneller Tod endigte diese neue Liebschaft, und alle übrigen waren nur flüchtige Neigungen.

III.

Seine übrigen weniger bekannten Liebschaften.

Eine einzige hatte Dauer und ging in wirkliche Zuneigung über. Die Schöne genoß derselben bis an ihren Tod und wußte die ungeheuersten Vortheile davon zu ziehen, so daß sie ihren beyden Söhnen die prächtigste, aber auch die schändlichste Erbschaft hinterlassen konnte. Ihr Mann, vermög jener niederträchtigen Politik, die in Spanien mit einem eignen Namen gebrandmarkt ist, der: sich selber Hörner auf-

setzen bedeutet, ließ diese Liebe ungestört und wußte daraus den ungeheuersten Vortheil zu ziehn. Er hielt sich entweder zu Paris eingeschlossen oder war bey der Armee und zing fast gar nicht an den Hof, indem er in der Stille den schändlichsten Handel mit seiner Ehre trieb und den Gewinn mit seiner Ehehälfte theilte. Bey der Marschallin von Rochefort, die sie dem Könige zuführte, war gewöhnlich das Rendezvous und diese hat mir die Intrigue mehr als einmal erzählt. Es kamen auch Hindernisse darcin, die aber nicht störten und nicht von ihrem Manne herkamen, der in Paris in seinem Hause vergraben war und ob er gleich die ganze Sache wußte und selbst unterhielt, sich sorgfältig als ganz unwissend stellte. Er vertauschte nachher seine enge Wohnung auf dem Place royale mit dem Guissschen Pallast, dessen sonstige Besitzer ihn in dieser erweiterten und prächtigen Gestalt, die er von dem neuen Besitzer und seinen zwey Söhnen erhalten hat, nicht wieder erkennen würden.

Vermöge dieser Politik wurde auch die Intrigue immer als ein Geheimniß behandelt, wiewohl sie es nur dem Namen nach war, und höchstens den äuffern Schein davon behielt. Das Geheimniß gab ihr Dauer; durch das künstlichste Betragen wußte die Schöne die dabey Interessirten zu gewinnen und sich das schnellste ungeheuerste Glück zu bereiten. Sie verstand die Kunst, der liebe des Königs Nahrung zu geben, und, als es Zeit war, sie in Freundschaft und in die ausgezeichnetste Achtung umzuwandeln. Die Kinder der Schönen, die übrigens rotthe Haare hatte, wurden dadurch in Stand gesetzt, sich und ihre Familien auch noch nach ihrem Tode, immer mehr zu bereichern und so hoch zu steigen als es nur immer möglich war. Sie haben ihren Glanz bis auf die dritte Generation fortgeerbt, die ihn jetzt noch in seiner gan-

ganzen Größe behauptet, und selbst die unangesehensten ihrer Familie haben sich zur Theilnahme ihres Namens und ihrer Größe emporgehoben. Größe Vortheile konnte wohl weder die Frau von ihrer Schönheit noch der Mann von seiner Politik und Niederträchtigkeit, noch die Kinder der Schönen von den Mitteln ziehen, die ihnen ihre Eltern in die Hand gaben.

Eine andere wußte die Liebe des Königs zu ihr ebenfalls für ihr ganzes Leben zu ihrem großen Vortheil zu benutzen; aber weder die Reize noch die Klugheit dieser Schönen, noch auch ihre und ihres Schwachkopfs von Mann Lage konnten sie in ihrem Glücke befestigen und zu dem Glanze erheben, den jene behauptete, und auf ihre Kinder und Enkel und ihre ganze Familie übertrug. Ihr Wille galt für ein Gesetz, und ob sie gleich immer sorgfältig die anspruchloseste Außenseite behauptete, so war doch ihr Einfluß am Hofe bekannt. Jedermann am Hofe behandelte sie mit Ehrfurcht, selbst Prinzen und Minister, nichts stand ihren Wünschen im Wege, ihre Villets kamen geradezu vor den König und sie erhielt von ihm sogleich eigenhändige Antwort, alles in geheim. Wenn sie, was selten geschah, und was sie immer vermied, mit dem Könige zu sprechen hatte, so erhielt sie allemal Zutritt und zwar immer bey versammeltem Hofe, im ersten Kabinet des Königs, wo, wie noch jetzt, das Conseil gehalten wurde. Sie saßen dann beyde hinten im Cabinet, aber die Thüren an beyden Seiten waren ganz offen, und in den daran stoßenden Zimmern waren alle Hofleute versammelt; eine Affectation, die nur Statt hatte, wenn sie beym Könige war. Hatte sie nur ein paar Worte zu sprechen, so sprachen sie mit einander stehend außen vor der Thür des Kabinetts, in Gegenwart des ganzen Hofes; und man hat dann

immer bis an ihren Tod, (der mehrere Jahre vor dem Tode des Königes erfolgte,) an dem Betragen des Königs bemerken können, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Sie blieb schön bis zu ihrem Tode.

In drey Jahren machte sie mit dem Könige ein einzigesmal eine kurze Reise nach Marly, nie aber allein mit dem Könige, selbst nie in Gesellschaft anderer Damen. Sie war fast immer bey Hofe und oft beym Souper des Königs, wo er sie aber nie auszeichnete. Dieß war die Uebereinkunft zwischen ihr und Frau von Maintenon, die aber auch zur Vergeltung ihr alles nach Wunsch zu machen suchte. Ihr Mann, der sie überlebte, lebte zu Paris ganz eingezogen und in seine häuslichen Geschäfte vergraben, zufrieden daß ihm sein gutes Glück auf eine solche Weise, die freylich nicht die beste war, zu diesem ungeheuern Reichthum verholfen hatte.

Noch dürfen wir die schöne Lude, Fräulein von Lothringen, Hoffräulein von Madame nicht vergessen, die der König eine Zeitlang deklariert liebte; aber diese Liebe ging schnell vorüber und die Montespan blieb Siegerin.

IV.

Geschichte und erste Abentheuer der Wittwe Scarron.

Es kömmt nun die Reihe zu einer Liebe anderer Art, die für die Welt der Gegenstand des Erstaunens wurde, so wie die vorigen der Gegenstand des Uergernisses gewesen waren, und welcher der König bis an seinen Tod treu blieb. Man wird sich sogleich an die rühmte Françoise d' Aubigné, Marquise von Maintenon

tenon erinnern, deren Herrschaft auf zwey und dreißig Jahre gedauert hat.

Sie war in den amerikanischen Inseln geboren, wo ihr Vater, der vielleicht von Adel war, mit ihrer Mutter Unterhalt gesucht und den Tod gefunden hatte. Allein und dem Zufall überlassen ging sie nach Frankreich zurück, landete bey Rochelle und wurde von Frau von Neuillant, Mutter der Marschallin und Herzogin von Navailles, die in der Nähe wohnte, aus Mitleid aufgenommen. Ihre Armuth und der Geiz dieser alten Dame zwang sie die Schlüssel ihres Kornbodens zu führen und täglich bey dem Abmessen des Pferdefutters zu seyn. Sie kam hierauf in ihrem Gefolge nach Paris. Jung, gewandt, geistreich und schön, ohne Unterhalt und Freunde, wie sie war, wurde sie durch einen glücklichen Zufall mit dem berühmten Dichter Scarron bekannt. Dieser fand sie sehr lebenswürdig und seine Freunde vielleicht noch mehr. Sie glaubte das größte und unerwartetste Glück zu machen, wenn sie dieser witzige und gelehrte Krüppel heirathete; und Leute, die vielleicht eher eine Frau hätten brauchen können, setzten ihm in den Kopf, daß er sie heirathen müßte und brachten ihn wirklich zu dem Entschluß, auf diese Art die schöne Unglückliche dem Elend zu entreißen. Die Heirath kam zu Stande. Die junge Frau gefiel den Gesellschaften, die zu Scarron kamen, und er fand sie äußerst gutmüthig und lebenswürdig in jeder Rücksicht. Es war damals Sitte, daß Leute von aller Art, Gelehrte, Hofleute und Leute aus der Stadt zu Scarron gingen, um seine Unterhaltung zu genießen, die sein muntre Geist, seine lebhafteste Einbildungskraft, seine bey allen Leiden ungetrübte Heiterkeit, und jener fruchtbare geschmackvolle Witz, den man noch in seinen Werken bewundert, so angenehm machten.

Ma-

Madame Scarron machte also hier Bekanntschaften aller Art. Demungeachtet sah sie sich bey dem Tode ihres Mannes gezwungen, ihre Zuflucht in das Armenhaus des Kirchsprengels St. Eustache zu nehmen, wo sie mit ihrer Magd eine Stube in einem engen Winkel bewohnte. Doch ließen sie ihre Reize nicht lange in dieser Dunkelheit schmachten. Villars, der Vater des Marschalls dieses Namens, Beauvron, der Vater von Harcourt und die drey Villarceaux, waren ihre treuesten Anbeter, und noch mehrere andere unterhielten sie. Dadurch kam sie wieder empor und fand nach und nach in den Hotels Albret und Richelieu und in andern Häusern Zutritt. In diesen Häusern war sie aber nur für die Gesellschaft und wurde zu mancherley gebraucht; bald mußte sie Holz fodern, bald fragen, ob das Essen bald käme, bald ob der Wagen des und des zurück wäre und dergleichen: denn damals kannte man die große Bequemlichkeit der Schellen noch nicht. In diesen Häusern nun, besonders in dem Richelieu'schen Hotel, noch mehr aber in dem Albret'schen, wo der Marschall ein großes Haus machte, machte Madame Scarron ihre meisten Bekanntschaften, die ihr nachher so viel geholfen haben. Unter diesen spielten die Marschälle Villars und Harcourt, mit Hülfe ihrer Väter, und vorher Villars, der Vater des Marschalls, große Rollen. Die Herzogin von Arpajon, Beauvron's Schwester, wurde dadurch wider Verhoffen Hofdame der Gemahlin des Dauphins Prinzessin von Baiern, als die Herzogin von Richelieu starb, die aus derselben Ursache erst Hofdame der Königin und hernach wegen des erworbenen Zutrauens Hofdame der Gemahlin des Dauphins geworden war. Hier wurde der Herzog von Richelieu auf leichte Kosten Hofcavalier und erhielt für diese Stelle von Dangeau 500,000 Livres welcher dadurch sein Glück mach-

machte. Ferner wurde hier die Prinzessin von Harcourt, Brancas's Tochter, die durch ihre Talente und seltenen Wis so bekannt ist ihre gute Freundin, auch Billareaux und Montchevreuil, die Ritter des heil. Geistes und mehrere andere, gewann sie sich hier.

V.

Notiz von der Familie der Albret's.

(Fortsetzung).

Karl II. von Albret, Graf von Dreux, Vicomte von Tartas, Sohn Karls I., Connetables von Frankreich, hatte von Anna von Armagnac fünf Söhne, wovon der jüngste Gilles von Albret war, der ohne von seiner Gemahlin Antoinette von Aiguillon Kinder zu haben, im Jahr 1479 starb, aber von Johanne le Sellier einen natürlichen Sohn, Namens Stephan, hinterließ, der im Jahr 1527 von Franz I. legitimirt und Seneschal von Foix wurde. Von der Erbin des Hauses Mioffans hinterließ er Johann Baptift von Mioffans, der Heinrichs von Albret, Königs von Navarra Vicegouverneur in seinen Ländern und Herrschaften ward. Von Susanna, der Tochter Peters von Büffet, des natürlichen Sohnes von Bourbon, Bischof von Lüttich, welche Gouvernante des Königs Heinrich IV. war, hinterließ er Heinrich Baptift von Mioffans, der im Jahr 1595 Ritter des heil. Geistes, und Gouverneur und Seneschal von Navarra und Bearn war. Dieser zeugte mit Antoinette von Pons Heinrich Karl von Mioffans, und dieser hatte mit Antoinette von Pardaillan, Vaterschwester des Herrn von Montespan, des Gemahls der Maitresse
Lud.

Ludwigs XIV., drey Söhne und mehrere Töchter. Der älteste war der erste Gemahl von Anne Poussard, welche sich zum zweytenmale mit der Herzogin von Richelieu vermählte und als Hofdame der Prinzessin von Baiern starb, ohne Kinder vom Herzog von Richelieu zu haben; sie hatte aber einen Sohn mit ihrem ersten Gemahl gehabt. Der zweyte war der Marschall von Albret. Dieser spielte in der großen Welt und am Hofe eine große Rolle, hatte die Compagnie der Gensdarmes der Leibwache und erhielt von Mazarin die Aufsicht über den ersten Prinzen von Gebliit, über den Prinzen von Conti und über den Herrn von Longueville, da sie im Palais royal arretirt und nach Vincennes geführt wurden. Man versprach ihm dafür den Marschallsstab, den er aber nur durch Drohungen im J. 1655 erhielt. Im J. 1661 wurde er Ritter des heil. Geistes und im J. 1670 erhielt er das Gouvernement von Guienne. Er war ein Mann, der sich durch seine Geistesvorzüge, seinen edlen Charakter, seinen Muth und seine Pracht sehr auszeichnete. Er hatte mit der Tochter des königlichen Schatzmeisters Guenegaud eine einzige Tochter, und verheirathete sie an den einzigen Sohn seines ältesten Bruders von der Herzogin von Richelieu, der im J. 1678 in einem galanten Abenteuer getödtet wurde und keine Kinder hatte. Seine Wittwe wurde die zweite Gemahlin des Grafen von Marsan, in den sie sich verliebt hatte. Der Marschall von Albret lebte mit Hrn. und Fr. von Richelieu beständig sehr freundschaftlich und auf gleichen Fuß mit Hrn. von Montespan, mit dem er Geschwisterkind war, und mit seiner Gemahlin; aber als diese Maitresse wurde, zog er sich von Hrn. von Montespan zurück, und wurde ihr Vertrauter. Hierdurch erhielt er sich bis an seinen Tod in großem Ansehen. Er starb im

M.

Alter von 62 Jahren am 3 September 1676 zu
Bordeaux, wohin er nicht lange vorher gegangen war.

Er hatte seine Niesen, die Fräuleins von Pons,
die eine an seinen jüngsten Bruder, der im Duell
getödtet wurde, die andere, die sehr schön war, an
Heudicourt vermählt, dem er von Saint-Herem
die Stelle als Gros-Louvetier kaufte, um ihm em-
por zu helfen und seiner Frau den Zutritt bey Hofe
zu verschaffen. Diese lebte auch lange am Hofe und
genoss bis an ihr Ende die vollkommne Gunst der
Frau von Maintenon und des Königs. Auf ei-
ne sonderbare Art wurde ihre Tochter, die Frau
von Montgon, Hofdame, bei der Vermäh-
lung der Herzogin von Burgund: sie war als klei-
nes Kind mit der Herzogin und mit dem Prin-
zen du Maine in einem Hause bey der Madame
Scarron erzogen worden, welcher die königlichen
Kinder insgeheim zur Erziehung übergeben waren.
Diese hatte nämlich auch sie, um Frau von Heudicourt,
ihre gute Freundin der Erziehung zu überheben, zu sich
genommen, da die Heudicourt beständig, ledig und
verheirathet, im Albretschen Hotel lebte. Hier hatte
sich Madame Scarron sehr an sie attachirt und war
mit ihr sehr vertraut geworden. Und nun kehren
wir zu der Scarron zurück.

Diese verdankte der nahen Verwandtschaft des
Marschalls von Albret mit Frau von Montespan, die
für sie so entscheidende Bekanntschaft mit derselben,
die den Grund zu dem außerordentlichen Glücke legte,
das sie vierzehn oder funfzehn Jahre nachher machte.
Herr und Frau von Montespan waren beständig bey
dem Marschall von Albret, der in Paris das größte und
prächtigste Haus machte, wo immer die ausgezeichnetste
und ausgesuchteste Gesellschaft vom Hofe und aus der
Stadt

Stadt versammelt war. Das ehrfurchtsvolle Betragen der Madame Scarron, ihr Bestreben zu gefallen, ihr Wiß, ihre Liebenswürdigkeit erwarben ihr die Gunst der Frau von Montespan und ihre Freundschaft; und als sie ihre ersten Kinder von dem Könige bekommen hatte, nämlich den Prinzen du Maine und die Herzogin von Burgund, die geheim gehalten werden sollten, that sie dem Könige den Vorschlag, sie der Erziehung der Madame Scarron zu übergeben. Dies geschah; man wies ihr ein Haus an den Marais zur Wohnung und den nöthigen Unterhalt an, und legte ihr auf, das strengste Geheimniß zu beobachten. Nachher wurden die Kinder zur Frau von Montespan gebracht, dem Könige gezeigt und so nach und nach dem Incognito entzogen und anerkannt. Ihre Erzieherin blieb nun mit ihnen am Hofe und befestigte sich immer mehr in der Gunst der Frau von Montespan, die ihr mehrmals Geschenke vom Könige zu verschaffen wußte. Der König hingegen konnte sie nicht leiden, und wenn er ihr etwas schenkte, so war es immer unbedeutend. Er that es nur aus Gefälligkeit gegen die Montespan und mit einem Widerwillen, den er nicht verbergen konnte.

Das Gut Maitenon stand damals zu verkaufen und Frau von Montespan, welche die nahe Lage desselben bey Versailles reizte, konnte dem dringenden Wunsche der Madame Scarron nicht widerstehen, ihr den Besiß dieses Gutes zu verschaffen; die dann so gleich oder kurz darauf den Nahmen von Maintenon annahm. Sie verschafte ihr auch das nöthige Geld zur Reparatur des Schlosses und suchte noch die Kosten zum Wiederanbau des Gartens vom Könige zu erhalten; denn die Hrn von Angennes hatten alles zu Grunde gehen lassen. Bey der Toilette that sie dem

Könige den Antrag. Niemand als der wachhabende Officier begleitete den König zur Toilette. Damals war es der Marschall von Torges, der wahrheitliebendste Mann, den ich je gekannt habe, und dieser hat mir die damals vorgefallene Scene, bey der er als Augenzeuge gegenwärtig war, öfters erzählt. Der König gab der Frau von Montespan erst kein Gehör, dann schlug er es ihr rund ab; und als sie nicht abging und immer in ihn drang, sagte er voll Unwillen, er habe schon genug für diese Creatur gethan, er begreife nicht, wie Frau von Montespan eine so sonderbare und hartnäckige Zuneigung für sie haben könnte, da er sie so oft gebeten habe, sich von ihr loszumachen; er für seine Person gestehe, daß sie ihm unausstehlich sey und wenn man ihm nur verspräche, daß er sie nie wieder sehen und daß sie nie wieder erwähnt werden sollte, so wolle er gern noch mehr geben, ob er gleich für ein Geschöpf dieser Art schon viel zu viel gethan habe. Der Marschall von Torges hat die eignen Worte des Königs sehr gut im Gedächtniß behalten und hat sie mir und andern immer unverändert und in der nämlichen Ordnung erzählt; so sehr hatte ihn dieser sonderbare und fast ungläubliche Auftritt frappirt. Frau von Montespan brach sogleich ab und mochte es wohl ziemlich bereuen, daß sie so sehr in den König gedrungen hatte.

Der Prinz dū Maine hatte einen sehr lahmen Fuß; es hatte ihn, wie man sagte, eine Amme fallen lassen. Alles was man angewendet hatte, blieb ohne Wirkung; man versuchte noch die letzten Mittel und schickte ihn zu verschiedenen geschickten Ärzten in Flandern und in andere Provinzen, auch zuletzt in verschiedene Bäder, unter andern nach Bereges. Die Briefe, welche die Gouvernante von da an Frau von

K. Denkwürdigk. XXV. Bd. B Mon-

Montespan schrieb, wurden dem Könige zu lesen gegeben; er fand sie gut geschrieben, und las sie gern. Seine Abneigung gegen sie fing an abzunehmen. Die üble Laune der Frau von Montespan that das übrige, da sie von ihr allzu oft geplagt war und sie gar nicht zurückzuhalten pflegte. Der König mußte sie mehr als irgend jemand empfinden, und ob er sie gleich noch liebte, so schmerzte ihn doch dieses Betragen tief. Frau von Maintenon machte der Frau von Montespan deswegen Vorwürfe, während diese ihr selbst dadurch eigentlich die besten Dienste leistete; und diese Bemühung, die Mätresse zu einer bessern Laune zu gewöhnen, belohnte sich ihr vortrefflich. Der König gewöhnte sich nun, bisweilen mit ihr zu sprechen, er äusserte gegen sie, wie er wünschte, daß sie Frau von Montespan behandeln möchte, und endlich entdeckte er ihr seinen Kummer in Rücksicht seines Verhältnisses mit ihr, und fragte sie um Rath. So schlich sie sich nach und nach in das engste Vertrauen ein, selbst mit Hülfe des Königs und ihrer Hinterlist. Sie wußte es so gut zu benutzen, daß es ihr endlich gelang, das Verhältniß des Königs mit Frau von Montespan gänzlich zu untergraben, die nur zu spät gewahr wurde, daß sie ihm entbehrlich geworden war.

Nunmehr fing sie auch ihrerseits an, sich zu beklagen, was sie alles von der Mätresse dulden müsse, da nicht einmal der König von ihr verschont blieb; und indem sich beyde so gegenseitig über Frau von Montespan beklagten, bemächtigte sich Frau von Maintenon auf einmal ihres Plazes, und wußte sich vortrefflich darin zu befestigen. Das Schicksal — um hier nicht den Namen der Vorsehung zu missbrauchen — das dem stolzesten der Könige die tiefste, die dauerhafteste und unerhörteste Demüthigung vor aller
Welt

Welt Augen bereitete, verstärkte immer mehr seine Neigung für diese listige ausgelernte Buhlerin; und die lebhafteste Eifersucht der Frau von Montespan, die in ihrer bösen Laune unaufhörlich und ohne alle Zurückhaltung die giftigsten Ausfälle auf den König und Frau von Maintenon that, machte ihn nur beharrlicher. Auf diese Vorfälle am Hofe beziehen sich häufig die so schön und in einem räthselhaften Wis geschriebenen Briefe der Frau von Sevigné an die Frau von Geignan. Frau von Maintenon war mit ihr in Paris häufig umgegangen, so wie auch mit Frau von Coulange und Frau von la Fayette, und jetzt fing sie an, sie ihr Gewicht fühlen zu lassen. In diesen Briefen findet man auch viele interessante Beziehungen auf die geheime aber glänzende Gnade, welche Frau von Soubise genoß.

VI.

Ihre Vermählung mit dem Könige.

Die Vorsehung, die alles so wunderbar nach ihrer Allmacht zu fügen weiß, ließ es auch geschehen, daß die Königin gerade so lange lebte, bis diese Neigung des Königs ihre größte Stärke erreichen konnte, ohne jedoch bald genug wieder zu erkalten. Der unglücklichste Fall, der sich für den König und, wie uns die Folgen zeigen, für den Staat ereignen konnte, war der schnelle Tod der Königin, der durch die Unwissenheit und Hartnäckigkeit des Leibarztes d'Aquin erfolgte, gerade als jene neue Liebe in der vollsten Blüthe stand, nachdem die alte Geliebte wegen ihrer unaussprechlichen Laune ohne Rettung verstoßen war. Diese herrische Schöne, die zu herrschen und sich angebetet zu sehen gewohnt

war, konnte an ihren Fall nicht ohne Verzweiflung denken. Es brachte sie außer Fassung, daß sie sich von einer Verworfenen als Nebenbuhlerin überwunden sah, die sie einst dem Mangel entrißen hatte, die noch jetzt von ihrer Güte lebte, und die ihr selbst jene Neigung, welche ihr Unglück gewörden war, zu danken hatte, da sie so viel Freundschaft für dieselbe gehabt, daß sie den wiederhohkten dringenden Bitten des Königs, sie von sich zu entfernen, widerstanden hatte; eine Nebenbuhlerin, die ihr an Schönheit weit nachstand und um mehrere Jahre älter als sie war. Es kränkte sie tief, wenn sie sich vorstellte, daß mehr um dieser Creatur willen als um ihrentwillen der König zu ihr gekommen sey; daß er nur diese gesucht habe; wie er sein Mißvergnügen nicht verbergen konnte, wenn er sie nicht fand, und wie er oft von ihr wegging, um mit jener allein zu seyn; und was das kränkendste war, sie konnte ihrer, um mit dem König aufs Reine zu kommen und und um das zu erhalten, was sie sich noch zur Gnade ausbat, nicht einen Augenblick entbehren. Unter diesen für jene Zauberin so glücklichen Umständen wurde der König frey. Die ersten Tage hielt er sich zu Saint Cloud bey seinem Bruder auf, von da ging er nach Fontainebleau und blieb da den ganzen Herbst über. Hier in der Abwesenheit der Geliebten stieg seine Sehnsucht aufs höchste. Nach seiner Rückkehr behauptet man — den für gewiß kann ich es nicht ansgeben — trug der König der Frau von Maintenon seine Wünsche freier vor; sie aber wagte es auf ihre Reize zu trotzen und brauchte geschickt Religion und Wohlstand zur Verschanzung. Der König ließ sich nicht abweisen. Sie moralisirte, nahm selbst den Teufel zu Hülfe, und wußte so künstlich bald seine Leidenschaft zu reizen, bald sein Gewissen zu rühren, bis sie endlich das Wunder bewürkten, das wir

wir erlebt haben, und daß die Nachwelt nicht glauben wird. Dies ist gewiß und zuverlässig, ob es gleich unsere Enkel nicht glauben werden, daß nicht lange nach der Zurückkunft des Königs von Fontainebleau in der Mitte des Winters nach dem Tode der Königin der Pater de la Chaise, der Beichtvater des Königs, zu Versailles in einem der Cabinetter des Königs mitten in der Nacht Messe gelesen hat. Der Gouverneur von Versailles Pontemps, der damals erster Vasal de Chambre im Dienste war, und unter den vieren das meiste Vertrauen besaß, hatte bey dieser Messe den Dienst. Und damals geschah die Vermählung der Maintenon mit dem Könige, in Gegenwart des Erzbischoffs von Paris Harlay, als Dicesan, und Souvois, welche beyde sich vom Könige das Versprechen hatten geben lassen, daß die Vermählung nie deklarirt werden sollte. Montchevreuil war dritter Zeuge. Letzter war Verwandter und Freund von Villarceaux, mit dem er einerley Namen Morvan führte, und dem er sonst alle Sommer in seinem Hause zu Montchevreuil Wohnung gegeben hatte. Hier lebte dieser auf seine Kosten, weil sein Vetter arm war mit seiner Schönen, der jetzigen Königin, die er auch in Paris unterhielt, den Sommer hindurch weil er in Villarceaux sich nicht mit ihr aufhalten wollte, um seine jugendhafte gutmüthige Frau nicht zu beleidigen.

Frau von Maintenon, die es nicht wagte, das Wappen eines solchen Gemahls zu führen, führte nun statt des Wappens ihres vorigen Gemahls ihr eigenes, aber ohne Schnur (cordelieres), so wie auch, aber weniger schicklich, Frau von Montespan, nachdem sie sich dem Könige ergeben hatte, und sogar Frau von Ebinger, noch bey Lebzeiten ihrer Männer, ihre

Wappen und Livree gänzlich aufgaben. Die letztere führte bloß die der Familie Rochecouart. Bey Gelegenheit des Todes des Herzogs von Crequi, haben wir schon die erstaunenswürdige Vorhersagung dieses unerhörten Glücks der Maintenon angeführt. Das Band der Ehe, das sonst gewöhnlich dieser Art von Verhältnissen nachtheilig ist, befestigte Frau von Maintenon im Besitz der Liebe des Königs.

Das Geheimniß ihrer Ehe wurde bald verrathen, als ihr im Schlosse zu Versailles, über dem großen Eingange, dem königlichen Apartement gegen über, in derselben Etage, ein Apartement eingeräumt wurde, wo sie der König von nun an, ohne Gesellschaft, jeden Tag einige Stunden besuchte. Wo er sich auch aufhalten mochte, so hatte sie ihre Wohnung immer so nahe als möglich bey seinen Zimmern.

Was aus dieser Heirath entstanden ist, wie sie das ungetheilte Zutrauen des Königs, die unumschränkste Gewalt, die allgemeinste Anbetung genoß, wie die Minister, die Generale, die ganze königliche Familie, das ganze Volk zu ihren Füßen lag, wie ihre Willkühr alles heiligte und ohne sie nichts galt, wie Unterthanen, Staatsgeschäfte, die Wahl der Staatspersonen, die Justiz, die Gnade des Königs, die Religion, alles ohne Ausnahme in ihrer Hand war, wie der König und der Staat Schlachtopfer ihrer Herrschaft wurden, und wie diese Zauberin fast durch ein unglaubliches Wunder ohne den geringsten Widerstand, ohne die geringste Gefahr, ganze zwei und dreißig Jahre herrschte: — Dies ist das beispiellose Schauspiel, das die Verwunderung von ganz Europa erregt hat, und wovon wir jetzt eine kleine Schilderung geben wollen.

VII.

Ihr Charakter.

Sie war eine Frau von vielem Geiste; die vor trefflichen Gesellschaften, in denen sie anfangs bloß geduldet war, und wo sie bald sehr gern gesehen wurde, hatten sie sehr gebildet und mit Menschenkenntniß bereichert. Ihr Hetärenleben hatte ihre Liebenswürdigkeit noch mehr erhöht. Die verschiedenen Zustände, die sie in ihrem Leben durchlaufen mußte, hatten ihr ein schmeichelndes insinuantes gefälliges Wesen zu eigen gemacht, das durch ihr Bestreben zu gefallen, noch mehr gehoben wurde. Ihr Bedürfniß und ihre vielseitige Erfahrung in Intriguen, in die sie theils selbst verflochten gewesen war, und die sie theils für andere unterhalten hatte, hatte sie vollkommen dafür gebildet und ihr dazu Neigung und alle mögliche Geschicklichkeit gegeben. Eine unvergleichliche Grazie in ihrem ganzen Wesen, ein leichtes, bescheidnes und respectvolles Betragen, wozu sie sich in ihrer langen Erniedrigung hatte gewöhnen müssen, erhöhte wunderbar ihre übrigen Talente; dabey hatte sie eine natürliche Beredsamkeit, ihre Sprache war angenehm und leicht, ihr Ausdruck passend und schön. Ihre schönste Periode, denn sie war drey oder vier Jahre älter als der König, war die Zeit ihrer schönen Zirkel und schönen Intriguen (was man mit einem Worte ruelles nannte). Die eigenthümliche Farbe, die ihr Character von dieser Lebensart angenommen hatte, verwischte sich nachher nie, es blieben ihr immer Neigungen und Geschmack dafür zurück, und das präciöse und vornehme, was zu dieser Zeit schon zum theil in ihrem Benehmen lag, wurde durch den Anstrich von Wichtigkeit, den sie späterhin annahm, und

noch mehr durch den Anstrich von Religiosität erhöht, der zuletzt die übrigen Züge ihres Charakters fast ganz zu vermischen schien. Diese Religiosität war ihr gänzlich unentbehrlich, um sich auf der Höhe zu halten, zu der sie mit Hülfe derselben emporgestiegen war, und um ihre Herrschsucht zu befriedigen. Diese Leidenschaft erfüllte sie ganz, und nichts war ihr zu theuer, um es ihr nicht aufzuopfern. Mit dieser Leidenschaft und unter ihren Umständen konnte freilich Geradheit und Offenheit zu wenig bestehen, als daß man mehr als den äußern Anstrich bey ihr hätte finden sollen; aber von Charakter war sie eigentlich nicht falsch und hinterlistig; die Umstände hatten sie nur nach und nach dazu erzogen, und ihre natürliche Gewandtheit gab ihr den Schein einer größern Falschheit, als sie wirklich besaß.

Sie war in nichts beständig, außer wenn sie durchaus gezwungen war; ihre Neigung war, von einer Bekanntschaft und Freundschaft zur andern, so wie von einem Vergnügen zum andern zu flattern. Nur einigen wenigen Freunden unter ihren frühern Bekanntschaften, von denen wir gesprochen haben, blieb sie treu, und in der letzten Zeit waren ihr auch einige ihrer neuen Freunde unentbehrlich geworden. Was ihre Vergnügungen betrifft, so konnte sie, seitdem sie Königin war, nicht wohl mehr wechseln. Ihre Unbeständigkeit warf sich nun ganz aufs solide und verursachte das größte Unheil. Sie wurde sehr leicht und bis zur Ueberspannung fröhlich, aber eben so leicht wurde sie verstimmt und verdrüsslich und beides oft ohne alle Ursache. Die verachtete und bedrängte Lage, in der sie so lange sich befunden hatte, hatte ihren Geist niedergedrückt, und ihr Herz und Gefühl verderbt. Ihre Denkungsart war
so

so niedrig, daß sie wirklich der Madame Scarron unwürdig war, der sie übrigens in allem ganz gleich blieb.

Kein häßlicherer Contrast, als diese Niedrigkeit bey einer so glänzenden äussern Lage! und nichts gefährlicheres als diese Unbeständigkeit in Freundschaft und Vertrauen! Ausserdem hatte sie noch eine andere verführerische Eigenheit; war jemand zu einer Unterredung mit ihr gelassen und fand sie etwas, was nach ihrem Geschmack war, so konnte sie mit einer Offenheit sprechen, die einen überraschte und die schönsten Hoffnungen rege machte; und das zwentemal war ihre Person schon fatal und sie war kalt und wortkarg.

Man zerbrach sich den Kopf, um den so schnellen Wechsel zu erklären; und es war verlorne Mühe. Ihre Unbeständigkeit war der Grund, die man sich freylich so groß nicht vorstellte. Zwar erfuhren einige diese so regelmäßige Veränderlichkeit nicht; aber das waren doch bloß Ausnahmen, denn diese Personen selbst mußten ihre Veränderlichkeit immer befürchten und wer es auch sehn mogte, mußte, nämlich in ihrer letzten Periode, immer mit der größten Vorsicht und unter lauter Besorgnissen mit ihr umgehen. Welch ein schlüpfriges gefährliches Leben mußte es daher an ihrem Hofe seyn, den übrigens ihre und des Königs Laune und die Etikette der Zeit fast unzugänglich machte. Gleichwohl bildete dieser Hof eine geheime mächtige Parthei, die fast auf alles Einfluß hatte.

Sie hatte die Schwachheit sich durch Vertrauen und durch Beweise der Vertraulichkeit gewinnen zu lassen, und eingeschränkt, wie sie war, war sie oft die Betrogene. Auch hatte sie die Schwachheit die fromme Patronin zu machen, und benahm sich da-

durch noch den Rest von Freyheit, den sie genießen konnte. Es ist unglaublich, wie viele Zeit ihr St. Ehr, und noch unzählige andere Klöster kosteten. Sie affectirte die Oberäbtissin zu machen, besonders im Geisslichen. Diöcesanangelegenheiten waren ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie wollte eine Mutter der Kirche seyn und maßte sich die Aufsicht über die Pfarherrn vom ersten Range, über die Vorsteher der Seminarien und heiligen Brüderschaften, über die Klöster und ihre Vorsteherinnen an. Da gab es nun eine unzählige Menge Geschäfte, zwecklose aber mühsame Spielereien, ein Briefwechseln ohne Ende, Sorge für anvertraute fromme Seelen und tausenderlei andere Frivolitäten, die gewöhnlich auf nichts hinausliefen, bisweilen aber auch wichtige Folgen hatten und auf traurige Mißgriffe, traurig in Rücksicht der Folgen und der Wahl gewaltsamer Mittel führten.

VIII.

Sie ist im Verdacht, als habe sie den König durch ein erdichtetes Wunder zur Erklärung ihrer Ehe bringen wollen; wunderbare Reise eines Saloners an den Hof.

Ein sonderbarer Auftritt erregte die Aufmerksamkeit des Publikums. Ein Husschmidt aus der kleinen Stadt Salon in Provence kam geradewegs nach Versailles, wandte sich an den Major der Leibgarde Brisfac und verlangte vor den König gelassen zu werden, mit dem er insgeheim zu sprechen habe. Er ließ sich durch kein Abweisen irre machen und ruhte nicht eher, bis der König von ihm hörte, der ihm sagen ließ, er könne nicht so geradezu jedermann sprechen. Der
Huf-

Huffschmidt ging aber nicht ab, er sagte, er würde wenn er Audienz erhalte, dem Könige Dinge sagen, die er nur allein wisse und die er bisher geheim gehalten habe, woraus er sehen würde, daß er gesendet sey ihm wichtige Dinge, zu sagen. Einstweilen bitte er wenigstens, daß er ihn an einen seiner Staatsminister weise. Hierauf ließ ihm der König sagen, er solle zu Barbeseur gehen, diesem habe er Befehl gegeben, ihn anzuhören. Aber was sonderbar war, der Huffschmidt, der erst angekommen war und sonst nie aus seinem Ort und seiner Werkstatt weggekommen war, wollte nichts von Barbeseur hören und verlangte durchaus an einen Staatsminister gewiesen zu werden; Barbeseur wäre keiner und er dürfe nur mit einem Staatsminister sprechen. Der König nannte hierauf Pomponne und der Schmidt, ohne weitere Einwendung zu machen, ging sogleich zu ihm. Was von seiner Geschichte bekannt wurde, ist folgendes wenige. Als er eines Abends spät nach der Stadt zurückging, sah er sich nahe bey Salon bei einem Baume von einem hellen Scheine umgeben. Eine Gestalt weiß gekleidet in prächtigem Schmuck, von blonden Haaren und von glänzender Schönheit, rief ihn beym Namen, sagte ihm, er sollte ihr aufmerksam anhören und sprach mit ihm über eine halbe Stunde lang. Sie sagte, sie wäre die Königin, mit der sich der König vermählt hätte, und befahl ihm, zu ihm zu gehen und ihm das zu melden, was sie ihm eröffne; Gott würde ihm auf seiner Reise beystehen und wenn er den König an eine gewisse Sache erinnern würde, die niemand auf der Welt wissen könnte als der König, so würde dieser die Wahrheit alles dessen, was er ihm meldete, anerkennen; wenn er den König nicht sogleich im Anfang sprechen könnte, so sollte er eine Unterredung mit einem Minister verlangen, aber er soll-

sollte durchaus niemand andern etwas davon sagen, wer es auch seyn mögte, und gewisse Dinge dem Könige allein vorbehalten. Er sollte sich sobald als möglich aufmachen und seinen Auftrag muthig und gewissenhaft ausrichten; wenn er es unterließ, so würde er unvermeidlich dafür büßen müssen. Der Schmidt versprach es, und im Augenblick war die Königin verschwunden und er befand sich in der Dunkelheit bey jenem Baume. Er taumelte betroffen zu Boden und wußte nicht, ob er wachte oder träumte; hierauf ging er zu Hause, fest überzeugt, daß es eine eitle Einbildung von ihm gewesen sey, und ließ nichts davon laut werden. Zwen Tage nachher ging er wieder dort vorbei, und sah wieder die nämliche Erscheinung und erhielt wieder denselben Antrag; die Gestalt verwies ihm seinen Unglauben und befahl ihm zuletzt noch besonders, zum Intendanten der Provinz zu gehen und ihm zu sagen, was er gesehen habe, und daß er den Befehl habe, nach Versailles zu reisen und dieser würde ihm ohne Anstand die Reisekosten geben. Jetzt war der Schmidt überzeugt, aber er schwebte in Furcht vor den Drohungen und den Schwierigkeiten des Auftrags und blieb unentschlüssig, indem er noch immer das Geheimniß bey sich verschloß. In dieser Ungewißheit blieb er acht Tage, bis er endlich so gut als entschlossen war, nicht zu reisen. Aber als er wieder an jenem Orte vorbeikam, sah und hörte er das nämliche wieder und unter so fürchterlichen Drohungen, daß er sogleich zu reisen beschloß. Gleich den zweiten Tag darauf ging er nach Aix zum Intendanten der Provinz und dieser ermunterte ihn ohne sich zu bedenken, seine Reise fortzusetzen und gab ihm das nöthige Geld, um auf der Post reisen zu können. Das übrige ist nicht bekannt worden. Er sprach dreimal mit Hrn von Pomponne und jedesmal län-

länger als eine Stunde. Pomponne erstattete dem Könige deswegen geheimen Bericht und dieser wollte daß Pomponne die Sache weitläufiger im Staatsrath vortragen sollte, in welchem der Dauphin nicht gegenwärtig war, sondern bloß die Staatsminister, welches damals auffer ihm der Herzog von Beauvilliers, Pontchartrain und Forey waren. Die Sitzung dauerte lange; vielleicht wurden aufferdem noch mehr Dinge abgehandelt. Nachher wollte der König selbst mit dem Schidt sprechen, welches er auch unverholen that. Er sprach ihn in seinem Cabinet und ließ ihn die kleine Treppe über dem Marmorsale hinauführen, auf der er gewöhnlich in den Park hinunter ging. Einige Tage nachher sprach er ihn wieder, und jedesmal länger als eine Stunde, wobey niemand in der Nähe seyn durfte. Den Tag nach der ersten Unterredung, als der König nach seiner Gewohnheit dieselbe kleine Treppe hinunterging, um im Parke zu jagen, erlaubte sich der Marschall von Düras, der mit dem Könige auf einen freieren Fuße stand und offener mit ihm sprechen konnte, von unserm Schmidt verächtlich zu sprechen und brauchte zufällig das Sprichwort: „der Mensch ist ein Narr, oder der König ist kein Edelmann“ (cet homme est un fou ou le roi n'est pas noble). Bey diesen Worten blieb der König stehen, was er fast nie im Geheh that, sah den Marschall von Düras an und sagte: „wenn das ist, so bin ich kein Edelmann; ich habe lange mit ihm gesprochen, und ihn sehr vernünftig gefunden und ich kann Sie versichern, er ist nichts weniger als ein Narr.“

Diese letzten Worte sprach er mit einem Nachdrucke, der die ganze Gesellschaft in Verwunderung setzte. Nach der zweyten Unterredung ließ der König sich verlauten: der Schmidt habe ihn an etwas erinnert

ner, was ihm vor mehr als zwanzig Jahren begegnet wäre, und was niemand auffer ihm wissen könnte, weil er keiner Seele etwas davon gesagt habe: dieß war, wie er hinzusetzte, eine Erscheinung, die er im Walde von St. Germain gesehen hatte, und wovon er niemals gesprochen haben wollte.

Er äufferte sich noch mehrmals günstig über den Schmidt, der übrigens für allen gemachten Aufwand Entschädigung erhielt und auch mit dem nöthigen Reisegeld zur Rückreise versehen wurde. Der König machte ihm überdieß noch ein Geschenk und gab dem Intendanten von Provence Befehl, den Schmidt in seinen besondern Schutze zu nehmen und Sorge zu tragen, daß es ihm nie an Unterhalt fehle, ohne ihn jedoch von seiner Lebensart und seinem Handwerke abzuführen. Merkwürdig ist daß keiner von den damaligen Ministern je dazu gebracht werden konnte, etwas näheres von dieser Sache zu entdecken. Ihre vertrauesten Freunde haben zu wiederholten Malen in sie gedrungen, ohne ihnen das geringste zu entlocken; sie wiesen sie alle auf dieselbe Art ab, schlüpfen mit einer scherzhaften Wendung durch und waren nie aus diesem Zirkel heraus zu bringen. So ist es mir mit Hrn von Beauvilliers und Herrn von Pontchartrain gegangen; und ihre vertrauesten Freunde, so wie auch die der Hrn von Pomponne und Torcy haben mir gestanden, daß sie ihnen eben so wenig etwas hätten entlocken können. Der Schmidt, der ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren war, Familie hatte und im besten Rufe bey seinen Landsleuten stand, zeigte bey dieser Sache, ungeachtet seiner Einfalt, viel gefunden Menschenverstand, viel Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Er war mit dem, was er erhielt, immer mehr als zufrieden, zeigte auch keine alberne Neugierde,

so

so bald er den König und Pomponne gesprochen hatte, wollte er nichts mehr sehen und sich nicht mehr sehen lassen, schien bald wieder zurück zu wollen, und sagte, da er nun seinen Auftrag ausgerichtet habe, so habe er nichts besseres zu thun, als nach Hause zu reisen.

Diejenigen, die mit ihm zu thun hatten, thaten alles mögliche, um etwas von ihm zu erfahren; aber er antwortete entweder nicht, oder sagte, ich darf nicht reden, blieb stumm und ließ sich durch nichts bewegen. Als er wieder zu Hause war, schien er in nichts verändert, erzählte nichts von Paris und vom Hofe, antwortete, wenn man ihm fragte, einsilbig und ließ merken, daß er nicht gefragt seyn wollte, und von seiner Berichtigung sagte er kein Wort weiter, als was ich angeführt habe. Er prahlte auch nicht mit dem geringsten, er ließ sich nicht auf die Unterredungen ein, die er gehabt hatte, zeigte bloß seine Freude, daß er den König gesehen habe, aber nur in ein paar Worten und sagte nichts davon, ob er ihn in Staatskleidung oder anders gesehn habe. Brachte man ihn auf Pomponne zu reden, so sagte er, er habe einen Minister gesprochen, aber sagte nicht, wie und wie oft, und er kenne ihn nicht. Dann war er stumm und es war nichts mehr aus ihm zu bringen.

Er trieb nun wieder sein Handwerk und lebte wie zuvor. Und dieß ist alles was man in Provence von dieser Geschichte weiß und was mir der Erzbischof von Arles erzählt hat, der jedes Jahr eine gewisse Zeit sich zu Salon aufhielt, wo nämlich das Landhaus des Erzbischoffs von Arles ist, und wo auch der berühmte Nostradamus geboren und begraben ist. Der Vorfall hätte weniger interessant seyn, und die Aufmerksamkeit und Neugierde des Publikums sehr reizen können; man vermuthete und forschte nach, konnte aber nichts

ent-

entdecken, und auch die Folge brachte nichts an Tag. Neugierigkeitsjäger wollten wissen, daß das Ganze nur das Werk eines frechen Betrugs und der gute einfältige Schmidt der erste Betrogene dabey gewesen sey.

In Marseille lebte eine gewisse Madame Armond, deren ganzes Leben ein Roman war. Häßlich wie die Sünde, alt, arm und Wittwe, hatte sie noch immer die bedeutendsten Männer beherrscht und die größten Eroberungen gemacht wo sie sich aufgehalten. Sie hatte diesen Armond, der Intendant der Marine zu Marseille war, auf die sonderbarste Art zu ihrem Manne gemacht; und wußte, vermöge ihres Verstandes und ihrer Klugheit, wo sie auch lebte, dergestalt Liebe und Furcht bey den Leuten für sich zu erwecken, daß die mehrsten sie für eine Zauberin hielten. Sie war die vertraute Freundin der Frau von Maintenon gewesen, seit diese Madame Scarron war; und auch weiterhin hatte immer eine geheime enge Verbindung zwischen ihnen Statt gehabt. Beides sind unlängbare Facta; aber das dritte kann ich auf keine Weise als gewiß behaupten, daß nämlich jene Erscheinung und die Sendung des Schmidts an den König ein betrügerischer Streich dieses Weibes gewesen sey, der dahin abgezielt habe, den König zur Declaration der Frau von Maintenon als Königin zu bringen. Der Schmidt hat ihrer nie erwähnt und sie nie gesehen; man weiß von der ganzen Geschichte nichts weiter und daß man die Frau von Maintenon beschuldigte, sie habe jene künstliche Maschinerie angelegt, geschah ohne alle nähere Gründe.

IX.

Frau von Maintenon und der König werden bigot.

Die

Die Bigotterie, die ihr die Hand des Königs' verschafft hatte, und durch die sie sich im Besitz derselben erhielt, verbunden mit der Neigung, die Regentin und Herrin zu spielen, führte sie, wie wir gesehen haben, zu jener Liebchaft, bey welcher ihre Eigenliebe, die auf nichts als Anbetung sah, die reichste Nahrung fand. Der König, der sich für einen Apostel hielt, hatte während seiner ganzen Regierung eifrig die Ketzerei der Jansenisten, oder was er dafür ansah, verfolgt. Dieß war für Frau von Maintenon willkommen, sie wußte den Eifer des König vortreflich zu nähren und sich dadurch in alles Einfluß zu verschaffen. Die gänzliche Unwissenheit des Königs, in welcher ihn das Interesse der Hofslinge zu erziehen, und später immer zu erhalten gewußt hatte, sein Mißtrauen gegen jedermann, das ihm früh eingepflanzt worden war, und die Unzugänglichkeit seiner Person, die im Gewahrsam seiner Minister, seines Beichtvaters und seiner Creaturen war, hatten ihn frühzeitig dazu gewöhnt, auf ihr Wort in Religionsfachen Parthei zu nehmen, und in streitigen Lehrmeinungen der katholischen Religion zu entscheiden, so daß er sogar so weit ging, sich in Streit mit Rom einzulassen.

Die Königin Mutter und noch mehr der König in der Folge, glaubten den Worten der Jesuiten und ließen sich den gefährlichen Wahn beybringen, daß jede andere Parthei, als die ihrige, der königlichen Gewalt den Untergang drohe und den Geist der Unabhängigkeit und des Republikanismus predige.

Der König verstand von diesen Dingen so wie von vielen andern nicht mehr als ein Kind, und die Jesuiten wußten sehr gut, mit wem sie zu thun hatten. Sie waren im Besitz, Beichtvater des Königs und Bertheiler der Wohlthaten zu seyn, über die

sie die Rechnung führten; der Ehrgeiz der Höflinge und die Furcht, welche sie den Ministern vor sich einzuführen wußten, gab ihnen eine unumschränkte Gewalt. Der strenge Eigensinn, mit welchem sich der König während seiner ganzen Regierung allem fremden Zureden in Regierungssachen verschloß, gab ihnen vollkommene Sicherheit und setzte sie in Stand, in Religionsachen allein das Wort zu haben und sicher allein gehört zu werden. Es war ihnen daher leicht, ihn für sich bis zur sklavischen Ergebenheit einzunehmen, und ihn zu überreden: wer anders spreche sey Jansenist, und Jansenist seyn, heiße Feind seines königlichen Namens seyn; und dieß war die schwächste empfindlichste Seite des Königs. Indem sie ihn nun bald bey dem Gewissen bald bey der Eifersucht für seine königliche Würde faßten, konnten sie in dieser Sache und in allem, was den geringsten Bezug darauf hatte, nämlich in Rücksicht aller der Dinge und Personen, die sie ihm von der schlechten Seite zeigen wollten, nach Willkühr über ihn disponiren. Auf diese Art zerstörten sie die Gesellschaft der berühmten und frommen Büssenden zu Portroyal, aus deren Schule so große Männer hervorgegangen waren und die sich um die christliche Kirche so verdient gemacht haben, indem sie durch ihre Schriften eine glückliche Aufklärung verbreiteten, Aberglauben und Irrthümer verschweichten, und die verdunkelte Wahrheit näher ans Licht brachten. Ihre Schriften erleuchteten den Glauben, erweckten zum practischen Christenthum, und predigten Sittlichkeit und Tugend, indem sie eine genaue Darstellung des menschlichen Herzens gaben und die wahren Motive der Tugend, die wahre Furcht und die wahre Hoffnung predigten. Diese nun zu verfolgen und auszurotten, war das fromme Bestreben des Königs und der Frau von Maintenon, die gleichen heiligen

ligen Eifer mit ihm hatte, als sich noch ein anderes Feld für den König öffnete.

Der Jansenismus fing jetzt an, nicht mehr genug zu thun zu geben, und schien den Jesuiten nur in Ermangelung eines bessern brauchbar zu seyn. Im Fall der Noth waren sie wohl sicher, Stoff genug daran zu haben, um lange wieder beschäftigt zu seyn und sich als angebliche Vertheidiger der Religion, nothwendig und interessant zu machen, wenn nämlich einmal eines ihrer Gaukelspiele das Interesse verloren haben oder entdeckt und gestört werden würde. Nur mußte einige Zeit hingehen, damit sie dem Jansenismus wieder den Reiz der Neuheit geben konnten.

Unter diesen Umständen, da sie das Rechte zu haben glaubten, über die Gewissen zu gebieten, hatten sie wenig Mühe, um den Religionseifer des Königs gegen eine Secte zu reizen, die feierlich mit dem Banne der allgemeinen Kirche belegt war und die ihn sich unvermeidlich zugezogen hatte, indem sie in den ersten Fundamentalartikeln, die das ganze Alterthum geheiligt hat, von ihr abgewichen war.

X.

Grausame Verfolgung der Protestanten; Einbildung des Königs, sich besondere Ehre und Verdienste dadurch zu erwerben.

Der König war bigot und bigot mit der tiefsten Unwissenheit, dabey politisch auf sein königliches Ansehen eifersüchtig. Man suchte sich bey ihm beliebt zu machen, indem man diese schwachen Seiten benutzte. Man schilderte ihm die Hugonotten mit den schwärzesten

zesten Farben. Diese Secte mache einen Staat im Staate; zu dieser zügellosen Freiheit habe sie sich endlich durch alle die vielen Zerrüttungen, Rebellionen und bürgerlichen Kriege, durch Hülfe fremder Bundesgenossen, durch offenbaren gewaltsamen Widerstand gegen ihre Könige, die bis auf ihn selbst mit ihr Frieden zu halten gezwungen gewesen wären, emporgeholfen; aber man verschwieg ihm mit allem Fleiß, wie alles dies Unheil entstanden und wie es so weit gekommen sey, warum und durch wen die Hugonotten zuerst bewaffnet und nachher unterstützt worden seyen, besonders sagten sie kein Wort von allen den weit angelegten Plänen, von den Greuelthaten der Ligue und ihren Angriffen auf die Krone, von ihrer Verschwörung gegen das königliche Haus, gegen den Vater, den Großvater des Königs, gegen alle die Seinigen. Eben so sorgfältig verschwieg man ihm, was das Evangelium und, diesem göttlichen Gesetze gemäß, die Apostel und heil. Väter darüber lehren, wie man Jesum Christum predigen, die Ketzer und Ungläubigen bekehren, und sich überhaupt in Religionsfachen verhalten müsse. Man lockte den bigotten König mit der süßen Vorspiegelung, auf Kosten anderer, leicht seine eigene Buße abzuthun, die man ihm gewiß und als für die Ewigkeit daurend versprach; man reizte seinen königlichen Stolz mit einer Unternehmung, welche seine Vorfahren nicht hatten ausführen können, indem man seinen Blick von den vielen Großthaten abzog, die sein heldenmüthiger Vater und er selbst unternommen und an der Spitze der Truppen mit einer Tapferkeit vollführt hatte, welche diese oft wider alle Hoffnung im Augenblick der größten Gefahr siegen machte, da sie ihren König an ihrer Spitze dieselben Gefahren mit sich theilen sahen. Man machte ihn überhaupt das ganze Leben dieses großen Königes vergessen, welcher

Her doch der großen Parthei der Hugenotten den tödlichen Streich gab, die seit Franz I so glücklich in ihrem Kampfe sich erhalten hatte und ohne den Kopf und Arm Ludwigs des Gerechten nie auf das Wort Ludwigs XIV gestürzt wäre. Der König weit entfernt, auf ein so rühmliches Beyspiel zu sehen, ließ sich, während er sich so sehr piquirte selbst zu regieren, zu einer Handlung verleiten, welche gleich groß wie er glaubte in Rücksicht der Heiligkeit und Politik seyn sollte, in dem sie der wahren Religion durch Vertilgung der Ketzerei den Sieg verschaffe, den König unabhängig mache, seine Fesseln zerbreche und diese Feinde seines Thrones, die bey jedem günstigen Augenblick ihre Parthei wieder zu vereinigen, und ihrem Könige Befehle zu geben suchen würden, auf ewig vernichte.

Seine großen Minister lebten damals nicht mehr; Le Tellier lag auf dem Sterbebette, sein unglückseliger Sohn war der einzige Minister, Seignelay fing erst an sich zu entwickeln. Louvois wünschte Krieg, er trug ungern die Fessel eines jetzt eben auf zwanzig Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, er hoffte daß ein so harter Streich auf die Hugenotten geführt das protestantische Europa in Waffen setzen würde, und sah einstreifen die Vortheile für sich, daß der König zur Exekution gegen die Hugenotten seine Truppen nehmen müsse, daß er vorzüglich Vollstrecker derselben werde und sich dadurch immer mehr in Credit setzen könnte.

Frau von Maintenon war vermöge ihres Charakters, nach der treuen Schilderung, die wir davon gegeben haben, nicht des geringsten, was über die Intrigue hinausging, fähig; sie war nicht dazu gemacht in dieser Sache weiter zu sehen, als man sie sehen ließ; und wie sollte sie nicht mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen, wo sie sich beliebt machen, wo sie

sie bewundert werden und sich mit Hülfe der Religioſität befeſtigen konnte? Niemand wußte übrigens ein Wort von der ganzen Sache, die bloß zwischen dem Beichtvater, dem Miniſter, der faſt allein Miniſter war, und der neuen geliebten Gemahlin verhandelt wurde; und wer hätte wohl zu widerſprechen gewagt? So können Könige auf dieſe oder jene Weiſe zu allem gebracht werden, wenn ſie aus Stolz, aus Mißtrauen, aus allzugroßer Ergebenheit gegen ihre Umgebungen, oder aus Trägheit niemanden hören als die wenigen Vertrauten und ſich von ihren übrigen Unterthanen durch eine unüberſteigliche Scheidewand trennen. Die Aufhebung des Edictes von Nantes, die ohne allen Vorwand und ohne allen Grund geſchah, und eine unzählige Folge von Verordnungen oder vielmehr von Proſcriptionen, waren die verderbliche Frucht dieſes abſcheulichen Complots; und unüberſehbar ſchrecklich war das Unglück, das dadurch über Frankreich hereinbrach. Ein Viertel des Königreichs wurde entvölkert, der Handel in allen ſeinen Zweigen zu Grunde gerichtet, das Land lange Zeit der öffentlichen anerkannten Plünderung der Dragonaden preisgegeben; Martern und Todesſtrafen waren autorisirt und eine unzählige Menge unſchuldiger Sclachtopfer beyderlei Geſchlechtes fielen unter Henkershand; ein zahlreiches Volk wurde dem Verderben preisgegeben, die Bande der Familien wurden zerriffen, Verwandte bewaffneten ſich gegen Verwandte, um der Proſcribirten Güter an ſich zu reißen, und ſie dem Hunger zu überlaſſen. Unſere Manufacturen wanderten ins Ausland, fremde Staaten bevölkerten ſich auf unſre Koſten und füllten ſich mit neuangebauten Städten, weit entlegne Länder ſahen das Schauſpiel einer unzählbaren Menge elender unſchuldig Vertriebener, die ihr Vaterland verſtoßen hatte, die hilflos nach einer Freſtatt umher

irrten. Hier wurde kein Stand, kein Alter verschont, kein Verdienst, keine Tugend; Vornehme, Reiche, Greise, Leute von unbescholtener Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Tugend, Schwachheit und Delikatesse, alles traf der Schlag des Verderbens und das allgemeine Verbrechen war die Religion. Auch wurden (was diese Schrecknisse vermehrte) unzählige Meineide und Gotteslästerungen begangen; während alles vom Wehklagen der unglücklichen Schlachtopfer des Irrthums ertönte, erkaufte andere mit Aufopferung ihres Glaubens und ihres Gewissens durch eine erheuchelte Bekehrung ihre Ruhe und ihre Güter, die man dann auf der Stelle zwang, das anzubeten, was sie nicht glaubten und den göttlichen Leib des Allerhöchsten leiblich zu genießen, während sie innerlich überzeugt waren, sie genössen bloßes Brod, das ihnen ein Greuel seyn mußte. Von der Tortur zur Abschwörung, und von da zur Communion oft binnen weniger als vier und zwanzig Stunden war die gewöhnliche Procedur, und ihre Henker waren ihre Ankläger und Zeugen. Dies waren die Früchte der Schmeichelei und Grausamkeit!

Viele dieser angeblich Bekehrten unterließen nachher nicht bey mehrerer Ruhe durch die Flucht oder durch ihr Betragen ihren erzwungenen Schwur zu brechen. Fast alle Bischöfe zeigten sich bey dieser tumultuarischen, irreligiösen Bekehrung thätig, viele brauchten Gewalt, reizten die Blutgier der Henker und trieben die gezwungenen Bekehrten gewaltsam zum Genuß des Allerheiligsten, um das Verdienst recht vieler Bekehrungen zu haben, von welchen sie Lusten an den Hof schickten, wodurch sie sich Credit und Belohnungen zu verdienen hofften. Die Intendanten der Provinzen beeiferten sich unter einander, den Bischöfen

schöfen und Dragonern behülflich zu seyn und sich bey Hofe durch ihre Listen geltend zu machen. Die wenigen Generale und Gouverneure der Provinzen, die sich daselbst befanden, und die wenigen Herrn von Adel, die auf ihren Schlössern lebten, wenn sie Mittel fanden, auch sich neben der Thätigkeit der Bischöfe und Intendanten geltend zu machen, ließen ebenfalls ihren Eifer glänzen. So erhielt der König von allen Seiten Nachrichten und Verzeichnisse von diesen schrecklichen Verfolgungen und Befehrungen; man zählte nach Tausenden die Menge derer, die ihren Glauben abgeschworen und communicirt hatten, zwey Tausend an einem Orte, sechs Tausend an einem andern, alle auf einmal und in einem Augenblick. Der König wünschte sich Glück wegen seiner Macht und Frömmigkeit; er sah die Zeiten der Apostel wiederkehren und glaubte ihnen gleich zu seyn. Die Bischöfe schrieben ihm Lobreden, und die Jesuiten besonders verkündigten sein Lob auf den Kanzeln und überall. Ganz Frankreich war ein Schauplatz der Verwirrung und des Schreckens, und dennoch diese Gratulationen, diese Ergießung von Lobsprüchen, diese Triumphe! Der König zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit dieser zahlreichen Befehrungen, die Befehrer sparten keine Mühe, um ihn davon zu überzeugen und sprachen ihn zum voraus selig; in seiner Schwäche schlürfte er mit langen Zügen diesen süßen Gift, er war sich nie so groß als König, so groß an Tugend, Verdienst und Heldensinn erschienen, nie glaubte er sich vor Gott der Vergeltung seiner Sünden und seines scandälösen Lebens so sicher. Er hörte nur Lobsprüche, während die Gutgeantten, die wahren Katholiken, die Bischöfe, die nicht Höflinge, aber wahrhaft fromm waren, die nicht aus St Sulpice jene verderblichen Grundsätze eingefogen hatten, über diese schrecklichen Entweihungen

Der

der Religion, über diese so hochgerühmten Heucheleien seufzten und mit innerm Kummer sahen, wie die rechtgläubigen Christen die Grausamkeit der heidnischen Tyrannen gegen unsere ersten Confessoren und heil. Märtyrer nachahmten und durch solche abscheuliche Mittel der wahren Religion einen ewigen Schandfleck anhängten, während unsere Nachbarn sich darüber, wie wir uns selbst entkräfteten und zerstörten, freuten, unsere Thorheit benutzten und auf den uns zugezogenen Haß aller Protestantischen Mächte Plane zu unserm Verderben gründeten.

VI.

Rom versagt ihm seinen Beifall.

Aber für diese so laut sprechenden Wahrheiten war das Ohr des Königs verschlossen; selbst die Art wie sich der Römische Hof in dieser Sache betrug, öffnete ihm die Augen nicht. Dieser Hof hatte sich ehemals nicht geschämt, die St. Bartholomäusnacht durch öffentliche Processionen und Dankfagungen zu verherrlichen und diese Greuelthat durch die größte Mahler im Vatican verewigen zu lassen. Odescalchi unter dem Namen Innocens XI saß jetzt auf dem päpstlichen Stuhl. Es war ein trefflicher Bischof, aber zum Fürsten untauglich und ganz Oestreichisch gesinnt; seine Minister waren von demselben Charakter. Der große Streit wegen der Regalien hatte ihn gleich vom Anfang seines Pontificats an mit dem Könige entzweit; die vier Artikel der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1682 hatten ihn noch mehr aufgebracht; und die Vertilgung der Hugenotten konnte auch nicht die geringste Billigung von ihm erhalten; er schrieb diesen Schritt immer bloß der Politik Lud-

wigs XIV. zu, vermöge der er eine Parthie zu vertilgen für gut befunden habe, welche Frankreich so lange in Unruhe gesetzt hatte. Der Streit wegen der Quartiersfreiheit kam nachher noch dazu, und die beiden Höfe wurden aufs äufferste gespannt. Der Streit wegen der Franchisen und der Ausgang desselben, vorzüglich aber die Artikel vom J. 1682 zeigten nur allzudeutlich, daß Lionne nicht mehr lebte und daß wir nicht mehr in den Zeiten der berühmten Affäre der Corsen und des Tractats von Pisa waren.

XII.

Stiftung von St. Cyr.

Die prachtvolle Stiftung von St. Cyr folgte Kurz auf die Aufhebung des Edictes von Nantes. Frau von Montespan hatte das Fräuleinstift St. Joseph zu Paris gestiftet und ein prächtiges Haus für dasselbe aufführen lassen. Dieses Stift sollte eine Unterrichtsanstalt für junge Mädchen seyn, in allen Arten von Arbeiten; es lieferte wirklich nachher die schönsten Arbeiten in allen Kirchenverzierungen und prächtigen Möbeln für den König und wer sonst sich vergleichen bestellte. In diesem Hause lebte auch zuletzt Frau von Montespan, nach dem sie den Hof verlassen hatte. Die Eifersucht reizte Frau von Maintenon zu einem viel wichtigern und weitaussehendern Unternehmen zum Vortheil des armen Adels; wofür sich, wie sie hoffte, der ganze Adel interessiren würde, und wodurch sie als Beschützerin desselben erschiene. Dabey hoffte sie, indem sie sich ein so glänzendes Denkmahl errichte, das dem Könige zugleich und ihr selbst Unterhaltung und Interesse gewährte, die Deklaration ihrer Vermählung dadurch

zu erhalten. Endlich konnte ihr dieses Stift zu einem Zufluchtsort dienen, wenn sie das Unglück haben sollte, den König zu verlieren, wie es auch wirklich geschah. Die reichen Tafelgüter der Abtei St. Denis, die zu St. Cyr geschlagen wurden, verminderten in den Augen des Königs den großen Aufwand dieser Stiftung und da der Zweck derselben so nützlich war, so fehlte es nicht an gerechtem Beifall. Die Defloration als Königin war immer ihr heißester Wunsch; selbst als ihr Louvois durch jenen heldenmüthigen Schritt, der ihn und den Erzbischof zu Grunde richtete, ein starkes Hinderniß in den Weg gelegt hatte, gab sie noch nicht alle Hoffnung auf. Sie hatte sich geschmeichelt, schon längst, ehe sie noch wirklich daran denken konnte, sich den Weg dazu gebahnt zu haben. Denn noch bey Lebzeiten der Königin hatte sie, um sich ein wenig herauszuheben und die Schande ihres vorigen Lebens zu bedecken, den König auf eine bescheidene Weise auf ihren Adel aufmerksam gemacht, und nachher bey der Vermählung des Dauphins ihm zu verstehen gegeben, wie nöthig es sey, die Gemahlin desselben mit treuen Personen zu umgeben, und daß er ihr unter irgend einem Titel die Beobachtung derselben anvertrauen möchte.

Damals wurde die Herzogin von Richelieu, bis dahin Hofdame der Königin, der Gemahlin des Dauphins als Hofdame zugegeben, indem dafür der Herzog die Stelle als Hofcavalier erhielt, die er gut zu benutzen und dann vortheilhaft zu verkaufen hoffte, ohne selbst etwas dafür gegeben zu haben; beides waren alte Freunde der Frau von Maintenon, welche nebst der Frau von Rochefort dame d'atours wurde. Es war ein sonderbarer Abstand zwischen diesen beiden Hofdamen; eigentlich war nur eine nöthig, und die Wahl der zweiten wurde von jedermann gemiß-

mißbilligt. Die erste war im Dienste der Mätressen und Minister alt geworden, und suchte nun dieser neuen aufgehenden Sonne zu gefallen. Sie hoffte auch der Herzogin von Richelieu, die viel älter und schwächer als sie war, in ihrer Stelle zu folgen; aber es gelang ihr nicht; der König bestand auf eine Herzogin. Wir haben gesehen, wie und warum Frau von Maintenon damals die Herzogin von Arpajon zum allgemeinen Erstaunen und zum Erstaunen der Herzogin selbst bestürmte. Aber trotz aller dieser Bemühungen siegte der Deutsche Stolz zum eignen größten Nachtheil der Gemahlin des Dauphins. Der Dauphin, der kein Freund der Maintenon war, ließ seiner Gemahlin ihren Willen. Er war damals mit der Prinzessin von Conti im Bunde, die ihn beherrschte und als Tochter der Frau de la Valliere nichts weniger als Freundin der Kinder der Montespan und ihrer Erzieherin war; übrigens war sie eben so wenig Freundin der Gemahlin des Dauphins, die sie als Nebenbuhlerin fürchtete; bey ihrem Verhältnisse mit dem Dauphin sah sie es also nicht ungern, daß diese in Rücksicht der Maintenon einen so unglücklichen Fehler beging, wodurch sie sich dem Könige gerade zu entgegen setzte und ihren Credit verlieren mußte, wie es auch geschah. Sie war am Hofe so gut wie eine Null. Man behauptete, die Prinzessin von Conti habe, als sie ihr, nach ihrer Niederkunft mit dem Herzog von Verri, eine Wochenvisite abstattete, übermäßig parfümirt lange sehr nahe bey ihr gegessen. Es mag dies Grund haben oder nicht, sie war nachher die kurze Zeit, die sie noch lebte, beständig kränklich und ihr früher Tod war ihrem Gemahl, ihrem Schwiegervater, und noch mehr ihrer Schwiegermutter sehr willkommen, die sich vierzehn Monate nachher auch von Louvois befreit sah.

XIII.

Neue Intriguen wegen der Deklaration ihrer
Vermählung.

Fest erwachte die Hoffnung der Maintenon, deklariert zu werden, von neuem und lebhafter als je. Der Dauphin und der Bruder des Königs standen ihr zwar im Wege, aber sie waren so sehr vom Könige abhängig, daß ihr Wille in dieser Sache für nichts galt. Es war auch allgemein das Gerücht verbreitet, daß ihre Deklaration bevorstehe, als das Apartement der Königin, das seit dem Tode der Gemahlin des Dauphins verschlossen gewesen war, unter dem Vorwande, wie man sagte, geöffnet wurde, daß daselbst der prächtige vierfarbige Kirchenschmuck, den der König der Kirche zu Straßburg zum Geschenk bestimmt hatte, dem Hofe zur Schau ausgestellt werden sollte. Wie man sagte war jene sonderbare Aeussereung über die Deklaration der Frau von Maintenon, welche Lonnere der Bischof von Noyon gegen den König bey Tafel fallen ließ, nicht ohne Grund. Wirklich war die Deklaration damals im Werke; aber den König beunruhigte noch manches deßhalb vorgefallene, und er fragte deßwegen den berühmten Bossuet, Bischof von Meaux, und Fenelon, den Erzbischof von Cambrai, die ihm beyde davon abriethen und die Sache zum zweytenmale und auf immer vereitelten. Der Erzbischof stand schon wegen der Frau von Guyon mit der Maintenon in übelm Vernehmen, ihren vollen Haß hatte er sich aber wegen des Bischofs von Chartres Gobet zugezogen; nunmehr verlor er auch sehr bald die Gnade des Königs, in der er sich noch erhalten hatte. Bossuet entging der Ungna-

gnade; die Maintenon ließ ihn aus mehrern Gründen ihre Rache nicht fühlen. Godet, der ihre ganze Freundschaft besaß, konnte der Feder und des Ansehns von Bossuet nicht entbehren, um Fenelon zu demüthigen. Ubrigens hing der König aus Gewohnheit und Achtung sehr an Bossuet, da er in der frühern Zeit, selbst bey den Ausschweifungen des Königs im vertrautesten Verhältniß mit ihm gestanden hatte; auch hatte er, was der hauptsächlichste Grund seiner Erhaltung war, der Frau von Maintenon ohne daß es sein wirklicher Vorsatz war, einen sehr erwünschten Dienst geleistet. Bossuet war ein Mann, der Tugend, Rechtschaffenheit und Edelmuth mit Wissenschaft und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit verband. Als Lehrer des Dauphins hatte er sich das Vertrauen des Königs erworben, und dieser fragte ihn mehrmals in den Angelegenheiten seines Lebens um Rath. Bossuet hatte mit ihm schon oft über sein Leben mit einer Freymüthigkeit gesprochen, wie man sie nur in den alten Viederzeiten und bey den ersten Bischöfen der Kirche finden kann. Er wagte es mehr als einmal, den Strom seiner Ausschweifungen zu hemmen, und auch, wenn sich ihm der König entzog, ihn mit seinen Warnungen zu verfolgen; zuletzt zog er den König von allem lasterhaften Umgang zurück, und seine Bemühungen wurden durch die Verstoßung der Montespan vom Hofe gekrönt. Frau von Maintenon sah sich auf dem Gipfel ihres Glückes nicht sicher, so lange die alte Geliebte des Königs noch am Hofe war, und den König täglich bey sich sah; es war für sie eine Schmälerung ihrer Rechte. Ubrigens konnte sie nicht umhin, ihr wo nicht die alte Achtung, doch wenigstens dem Scheine nach viel Aufmerksamkeit und Ehre zu erweisen. Aufferdem aber, daß sie diese lästige Pflicht nur allzuviel an ihre ehemalige Niedrigkeit erinnerte, ließ es auch

Frau

Frau von Montespan nicht an bittern und ohne alle Schonung deutlichen Erinnerungen fehlen.

XIV.

Verbindung zwischen Frau von Maintenon und dem Herzog du Maine.

Die halb öffentlichen Besuche, die der König täglich zwischen der Messe und dem Diner, um kurz mit der Etikette wegzukommen, bey seiner alten Geliebten machte, standen im lächerlichsten Contrast mit seinen langen anhaltenden Besuchen bey der neuen Geliebten, bey der, die jener gedient hatte, und die ohne den Namen von Mätresse oder Gemahlin den Mittelpunkt des Hofes und des Staates ausmachte.

Die Entfernung der Frau von Montespan vom Hofe, mußte aber doch der Frau von Maintenon eine große Last vom Halse schaffen, und sie mußte sehr gut, daß sie dieselbe ganz allein dem Bischoffe von Meaux zu danken hatte, der auch die Wiederholung des Besuchs auswirkte.

Dies war nun die Periode der so engen Verbindung zwischen dem Herzog von Maine und der Maintenon, die ihn sogar adoptirte. Ihre Freundschaft befestigte sich nachher immer mehr, sie bahnte ihm den Weg zu der ungeheuren Größe, zu der er stufenweis emporstieg und würde ihn sogar auf den Thron gehoben haben, wenn die Macht seiner alten Freundin so weit hätte reichen können.

XV.

Trennlosigkeit des Herzogs gegen seine Mutter die Frau von Montepan, deren Verstoßung er befördert: er überbringt ihr selbst die Ordre des Königs.

Der Herzog von Maine kannte den König, dessen Vertrauen er genoß, zu gut, um nicht bald seine aufkeimende schnell sich entwickelnde Liebe zur Maintenon zu entdecken, und vorauszusehen, daß die erste Folge davon die Ungnade der Montepan seyn würde. Niemand war schlauer und bey äußerer Liebenswürdigkeit, bey einem natürlichen, kunstlosen Benehmen, ja bey der größten Naivität so versteckt als der Herzog; niemand konnte sich leichter in die mannigfaltigsten Formen fügen; niemand leichter als er die Personen, die ihn interessirten, auspähen; niemand hatte mehr Feinheit und Gewandtheit, um sich zu insinuiren, und niemand konnte bey einem so frommen, klösterlichen, philosophisch nachlässigen Aeuffern, so voll ehrgeiziger weit aussehender Plane seyn, die seine außerordentliche Furchtsamkeit in manchen Dingen überdieß trefflich verstecken half.

Er sah also sehr bald, in welcher Lage er sich zwischen seiner Mutter und seiner Erzieherin befand, die in ihrer tödtlichen Eifersucht unverzöhnlich seyn würden. Er sah deutlich, daß ihm seine Mutter nur in allem hindern könnte, während er von seiner Erzieherin alles hoffen durfte. Das Opfer war also leicht gebracht: er verband sich mit dem Bischof von Meaux zu Beschleunigung der Entfernung seiner Mutter; er rechnete es sich zum Verdienst bey der Frau von Maintenon an, daß er selbst die Verstoßung sei-

ner

ner Mutter vom Hofe befördere und nahm das schimpfliche Geschäft über sich, ihr den ausdrücklichen Befehl des Königs zu überbringen. Er that es ohne Schonung, trieb sie zum Gehorsam und ergab sich nun ganz der Maintenon.

Diese eines guten Sohnes unwürdige Handlung erregte den gerechten Unwillen seiner Mutter, sie wollte ihn gar nicht mehr sehen und verzieh ihm auch wirklich nie; aber das war sein geringster Kummer. Er hielt sich an die, welche herrschte und daurend herrschte, und die er unumschränkt besaß; sie war ihm ganz ergeben, und ihre Neigung gegen ihn hatte keine Grenzen. Nach der Verstoßung der Montespan ging nun für die Maintenon eine neue glänzende Periode an. Als sie die Deklaration ihrer Vermählung zum zweytenmale verfehlt hatte, sah sie ein, daß sie nie wieder daran denken dürfte und hatte genug Gewalt über sich, um die Sache ganz ruhen zu lassen, und, da sie nicht als Königin hatte deklarirt werden können, sich wenigstens die Gnade des Königs zu sichern. Der König, der eine Last vom Herzen hatte, wußte ihr für dieses Betragen Dank, und seine Neigung für sie, seine Achtung, sein Vertrauen verdoppelte sich. Sie hätte vielleicht der Größe erliegen müssen, in der sie so gern erscheinen wollte; jetzt aber genoß sie sicher ihres halb verhüllten Glanzes.

XVI.

Leben der Montespan nach ihrer Verstoßung.

Daß Frau von Montespan Mätresse des Königs wurde, war mehr die Schuld ihres Mannes als ihre eigene. Sie hatte ihm ihren ersten Argwohn von der

Liebe des Königs zu ihr entdeckt, sie verhehlte es ihm nicht, als sich dieser Argwohn bestätigte, sie sagte ihm, als der König eine Fete anstellte, daß er sie ihr zu Ehren anstelle, sie bat ihn inständigst, sie beschwor ihn, daß er mit ihr auf seine Güter in Guyenne gehen und sie dort so lange lassen möchte, bis sie der König vergessen und sich anderswo verbunden habe. Montepan ließ sich durch nichts bewegen und büßte bald und hart dafür: zu seiner Qual konnte er seine Gattin bis an seinen Tod nicht vergessen, und dennoch wollte er sie seit dem ersten Ausbruch der Sache nie wieder sehen. Ich will jetzt übergehen, wie die bigotte Furcht des Königs vor dem Teufel sie, durch verschiedene Stufen herab, bis zu ihrer Entfernung vom Hofe trieb. Ich spreche anderswo von Frau von Maintenon, die ihr alles zu danken hatte, und die sie von ihrem Plaze verdrängte, noch höher als sie, stieg, sie mit den bittersten Kränkungen quälte und endlich vom Hofe gänzlich entfernen half. Dieses, was niemand wagte, und weßhalb der König in Verlegenheit war, nahm der Herzog du Maine über sich und vollendete der Bischof von Meaux. Sie ging mit Thränen und mit Verzweiflung vom Hofe und verzieh es dem Herzog du Maine nie, der durch diesen schändlichen Dienst, den er der Maintenon leistete, sich auf immer der Freundschaft und Allmacht derselben versicherte.

Die Mätresse zog sich in das Stift St. Joseph zurück, das sie erbaut hatte, und es hielt schwer sich in ihr neues Leben zu finden. Sie nahm ihre lange weile, ihre Unruhe mit sich nach Bourbon, nach Fontevraud und konnte Jahrelang nicht zu sich selbst kommen. Endlich faßte der Gedanke an Gott in ihrem Herzen Platz. Ihre Sünde war immer mit dem Bewußtseyn derselben begleitet gewesen: sie ging oft vom
Könige

Könige weg in ein Cabinet, um da zu Gott zu beten. Nichts konnte sie zur Uebergehung eines Fasttags bringen, sie beobachtete die ganze Fastenzeit und mit der größten Strenge des Fastens. In der Periode ihrer Ausschweifung zeigte sie viel Wohlthätigkeit gegen die Armen, Achtung gegen jeden Wiedern, und viel Frömmigkeit und festen Glauben, war aber dabei stolz, tyrannisch, leidenschaftlich, unzufrieden und alles was die Schönheit und die Allmacht, die sie dadurch erlangt hatte, mit sich führen können. Entschlossen endlich, die Zeit zu ihrem Besten zu benutzen, die ihr das Unglück gewährte, suchte sie einen weisen erleuchteten Führer und vertraute sich dem Pater de la Tour, dem General des Oratoriums, der sich durch seine Beredsamkeit, durch sein Ansehen, seine Klugheit und Politik und durch seine Freunde auszeichnete. Von der Zeit an bis an ihren Tod war ihre Befehring aufrichtig, und ihre Reue wurde immer inniger. Das erste Opfer war, daß sie der Anhänglichkeit an den Hof, die sie noch im Stillen hegte, und den Hoffnungen, mit denen sie sich, so chimärisch sie waren, noch immer tröstete, gänzlich entsagte. Sie hatte sich nämlich überredet, der König sey durch seine Bigotterie dazu gebracht worden, sie zu verstoßen, diese Bigotterie, welche Frau von Maintenon so geschickt zu ihrem Verderben benutzt habe, habe ihrer Nebenbuhlerin zu dieser Höhe des Glückes empor geholfen, das Alter und die Kränklichkeit derselben, die sie sich größer dachte, könnte sie leicht wieder von ihr befreien, und dem Könige würde dann als Wittwer nichts im Wege stehen, seiner ehemals so lebhaften Neigung wieder zu leben; die Zärtlichkeit für ihre gemeinschaftlichen Kinder, das Bestreben sie emporzuheben, könnten leicht den König wieder für sie gewinnen, der sie dann vielleicht, von allen seinen Gewissenszweifeln befreit,

mit dem Range ihrer Nebenbuhlerin schmücken würde. Ihre Kinder hatten die nämlichen Hoffnungen und erwiesen ihr die größte Achtung und Aufmerksamkeit. Sie liebte sie mit Leidenschaft, den Herzog du Maine ausgenommen, der lange Zeit nicht zu ihr kam und sie nachher nur aus Etikette besuchte. Die übrigen drey waren ihr so ergeben, daß sie eine unumschränkte Gewalt über sie ausübte. Sie machte ihnen beständig Geschenke, sowohl aus Neigung, als um ihre Liebe zu erhalten und sich diese einzige Verbindung, in der sie noch mit dem Könige stand, zu sichern: denn aller Zusammenhang zwischen ihnen war abgebrochen. Ihre häufigen Besuche wurden aber eingeschränkt, sie durften sie nur selten sehen und mußten erst um Erlaubniß bitten. Sie wurde nun d'Antin's Mutter, dessen Stiefmutter nur sie bisher gewesen war, und machte es zu ihrem Geschäfte, ihn zu bereichern.

Der Pater de la Tour erhielt von ihr einen schweren Beweis ihrer Reue. Sie entschloß sich nämlich, ihren Gemahl um Verzeihung zu bitten, und sich ihm ganz wieder zu überlassen: sie schrieb selbst an ihn in den demüthigsten Ausdrücken, und erbot sich, zu ihm zurückzukehren, wenn er sie wieder aufzunehmen würdigte, oder jeden Aufenthalt zu wählen, den er ihr anweisen würde. Wer Frau von Montespán gekannt hat, muß diese die heldenmüthigste Selbstüberwindung nennen. Sie wurde nicht in die Versuchung gesetzt, diesen rühmlichen Entschluß zu vollführen. Hr. von Montespán ließ ihr sagen, er wolle ihre Rückkehr nicht, er wolle ihr auch nichts vorschreiben und sie nie in seinem Leben wieder sehen. Bey seinem Tode trauerte sie um ihn wie seine Frau, ob sie gleich weder vorher noch nachher die livree und

das

das Wappen ihres Gemahls, das sie abgelegt hatte, wieder annahm und immer das ihrige ganz allein fortführte. Nach und nach hatte sie fast ihr ganzes Vermögen den Armen geschenkt: sie arbeitete für sie jeden Tag einige Stunden, verfertigte für sie grobe Arbeit, als Hemden und dergleichen Kleidungsstücke, und wer bey ihr war, mußte mit arbeiten. Ihre Tafel, die sonst immer äußerst verschwenderisch seyn mußte, war jetzt außerordentlich frugal, ihre Fasttage hatten sich sehr vermehrt, und ihre Veststunden riefen sie von der Gesellschaft und dem unbedeutenden Spiele ab, das sie sich zum Zeitvertreib erlaubte; zu jeder Stunde des Tages ging sie unausgesetzt zum Gebet in ihr Cabinet. Ihre Büßungen hatten kein Ende, ihre Hemden und Linnen waren von der grauesten, gröbsten Leinwand und nur mit gewöhnlicher Leinwand überdeckt. Sie trug beständig Armbänder, Kniebänder und einen Gürtel mit eisernen Stacheln besetzt, die sie oft verwundeten; auch ihrer ehemals so gesürchteten Zunge war Büßung auferlegt. Uebrigens quälte sie die Furcht vor dem Tode so sehr, daß sie sich mehrere Weiber hielt, die des Nachts bey ihr wachen mußten. Ihre Bettvorhänge waren jedesmal ganz aufgezogen, es brannten mehrere Wachslichter, und ihre Weiber mußten an ihrem Bette wachen, die sie, so oft sie in der Nacht aufwachte, plaudernd, oder spielend, oder essend finden wollte, um vor ihrem Einschlafen sicher zu seyn. Demungeachtet konnte sie nie das Aeussere der Königin ablegen, das sie in der Periode ihres Glanzes sich angemacht hatte und das ihr selbst in ihre Niedrigkeit gefolgt war; alles war noch von jenen Zeiten her so daran gewöhnt, daß man sie gern nicht darin störte. In ihrem Zimmer stand ein Lehnstuhl für sie dicht unten am Bette, und übrigens war keiner mehr im Zimmer zu sehen, nicht einmal

für ihre eigene Kinder; für die Herzogin von Orleans eben so wenig, als für die andern. Wenn Monsieur und die älteste Prinzessin, die sie immer sehr lieb hatten und sie oft besuchten, zu ihr kamen, so wurden ihnen Lehnstühle gebracht, eben so für Madame la Princesse; aber sie dachte nicht daran von ihrem Stuhle aufzustehen oder sie zu begleiten. Die Gemahlin des Bruders des Königs nahm dieß sehr übel auf und kam fast nie zu ihr. Man kann daraus sehen, wie sie die übrigen Besuche empfangen haben mag. In ihrem Zimmer standen auf beiden Seiten von ihrem Lehnstuhle an kleine Stühle mit gepolsterten Lehnen; diese waren für die Gesellschaft, die zum Besuch zu ihr kam und für die, welche bey ihr logirten, für die Nichten, armen Fräuleins und übrigen Frauenzimmer, die sie bey sich hatte, und die die Honneurs machten. Der ganze Hof ging zu ihr, weiß der Himmel was sie zu ihr hinzog; aber es war nach und nach zur Gewohnheit und Schuldigkeit geworden, und die Damen vom Hofe pflanzten sie auf ihre Töchter über; Männer gingen wenig zu ihr, wenn sie nicht eine besondere Ursache hinführte. Sie sprach mit jedermann ohne Unterschied wie eine Königin, die Hof hält und mit der zu sprechen eine Ehre ist. Wer zu ihr kam, wer es auch seyn mochte, trat mit der größten Ehrerbietung in ihr Zimmer; Besuche machte sie niemanden, auch nicht dem Bruder des Königs, noch seiner Gemahlin, noch der ältesten Prinzessin, noch im Conde'schen Hotel; bey besondern Gelegenheiten schickte sie zu denen, die sie besonders begünstigte, aber nicht zu allen, die sie besuchten. Alles um sie her war vornehm und königlich, sie hielt eine Menge Equipagen, die aber immer in Unordnung waren. Sie blieb schon wie der Tag bis zum letzten Augenblick,

und

und war nie krank, ob sie sich gleich immer dafür hielt, und sterbend dachte.

Ihre ewige Unruhe machte ihr das Reisen nothwendig; wenn sie reiste, führte sie immer sieben oder acht Personen zur Gesellschaft mit sich. Sie war selbst eine der besten Gesellschafterinnen und besaß eine Anmuth, die ihr stolzes Wesen erträglich machte und selbst mit ihm verschmolzen war. Sie besaß übrigens außerordentlich viel Verstand, die feinste Höflichkeit, und hatte eine ganz eigene Art sich auszudrücken und eine so passende natürliche Beredsamkeit, daß sie sich wirklich durch ihre schöne zierliche Sprache auszeichnete. Diese Sprache war der ganzen Familie, ihrem Bruder und ihren Schwestern eigen, und sie wußte sie so gut durch ihren Umgang andern mitzutheilen, daß sie ihre Nichten und alle die Frauenzimmer, die bey ihr lebten und bey ihr erzogen worden waren, sich zu eigen machten; man erkennt sie noch an den wenigen Personen, die von den andern bis jetzt am Leben sind. Aus Frömmigkeit oder aus Liebhaberei hatte sie sich zum Geschäft gemacht, Heirathen zu stiften, besonders junge Mädchen zu verheirathen; allein da ihr ihre Almosen Spenden wenig zu geben übrig ließen, so verheirathete sie oft Hunger und Durst mit einander. Seit sie den Hof verlassen hatte, ließ sie sich nie so weit herab, um etwas zu bitten, weder für sich noch für andere.

Kein Minister, kein Intendant, kein Richter bekam je etwas von ihr zu hören. Das letztemal als sie nach Bourbon reiste, bezahlte sie, ohne es nöthig zu haben, wie sie oft zu thun pflegte, alle die Pensionen, deren sie viel gab, mehrentheils für arme Adelige, auf zwey Jahre voraus, und verdoppelte alle ihre Almosen, ob sie gleich vollkommen gesund war

und es selbst gestand; aber sie sagte, sie glaube nicht, daß sie von dieser Reise zurückkommen würde, und ihre Armen wären dann doch durch diese Vorausbezahlung in Stand gesetzt, anderswo ihren Unterhalt zu suchen. Wirklich war ihr der Gedanke an den Tod immer gegenwärtig, sie sprach von ihrem nahen Tode bey voller Gesundheit. Aber bey aller dieser Furcht, bey ihren Wachfrauen, und bey beständiger Vereitung zum Tode brauchte sie nie einen Arzt, nicht einmal einen Wundarzt. Auf diese Art war es möglich, daß sie bey dem Gedanken an den Tod noch die entfernte Hoffnung hegen konnte, einst ihre Stelle beym Könige wieder einzunehmen, wenn er durch den Tod der Maintenon frey geworden wäre.

XVII.

Leben der Frau von Maintenon nach der Verstoßung ihrer Nebenbuhlerin.

Man darf nicht glauben, daß die Maintenon nach der Verstoßung der Montespan, um sich im Besitz des Königs zu erhalten, keine Kunst nöthig gehabt habe: im Gegentheil war ihre ganze Regierung eine ewige Intrigue, wobey der König immer den Betrogenen spielte.

Sie nahm von Niemanden Besuch an, und machte auch selbst keine Besuche; dieß litt nur wenig Ausnahmen. Sie besuchte gewöhnlich nur die Königin von England, mit der sie spielte, und deren Besuch sie auch sehr freundschaftlich bey sich aufnahm; bisweilen auch bey der Frau von Montchevreuil, die ihre vertrauteste Freundin und fast immer bey ihr war. Nach deren Tode ging sie auch bisweilen zu Hrn.

von

von Montchreuil, aber selten; er selbst konnte so oft zu ihr kommen, als er wollte, er kam aber nur auf Augenblicke. Auch der Herzog von Richelieu hatte beständig dieses Vorrecht. Uebrigens ging sie noch bisweilen zu ihrer lieben Niece der Fr. von Caylus, die auch oft bey ihr war. Wenn sie alle zwey Jahre etwa einmal zur Herzogin du Lude ging, oder irgend einer andern Dame einmal die seltene Ehre ihres Besuches schenkte, so war es eine besondere Auszeichnung und es wurde die Neuigkeit des Hofes, ob es gleich nur einen Besuch betraf. Ihre alte Freundin Frau von Heudicourt kam auch zu ihr, fast so oft sie wollte, und gegen das Ende auch der Marschall von Villeroi, bisweilen auch Harcourt, aber nie jemand anders. Die Prinzessin von Ursins kam während ihrer glänzenden Reise auch oft zu ihr, besonders zu Marly, wo Frau von Maintenon auch sie einmal besuchte. Nie ging sie zu einer Prinzessin vom Geblüt, nicht einmal zur Gemahlin des Bruders des Königs; auch ging keine zu ihr, auffer bey förmlichen Audienzen; was sehr selten geschah und allemal die Neuigkeit des Tages wurde. Wenn sie mit den Prinzessinnen den Töchtern des Königs zu sprechen hatte, was selten der Fall war und wo sie ihnen gewöhnlich als eine gute Stiefmutter den Text lesen wollte, ließ sie sie zu sich kommen. Sie kamen zitternd zu ihr und gingen weinend von ihr weg. Für den Herzog du Maine war ihr Zimmer beständig offen, wo es auch sehn mochte; auch der Herzog von Noailles kam nach seiner Vermählung, so oft er wollte zu ihr, sein Vater mit Einschränkung, seine Mutter höchst selten; der König sowohl als die Maintenon fürchteten sie und konnten sie nicht leiden.

Der Kardinal Noailles hatte, bis zu dem Streite über die Constitution, gewöhnlich einmal in der Woche

den Tag, wo er Audienz beim Könige hatte, geheime Unterredung mit ihr, nachher auch der Cardinal Bissy fast so oft er wollte und auch der Cardinal Rohan, doch mit Einschränkung. Ihr Bruder machte ihr viel Aerger, er kam jeden Augenblick zu ihr, redete ihr immer von jenem Leben vor und machte ihr oft Vorwürfe, übrigens stand er bey ihr in gar keinem Credit. Ihre Stieffchwester erschien nie am Hofe und in Gesellschaft. Frau von Maintenon behandelte sie aus Schonung sehr gut, aber ohne sie irgend zu achten; sie ließ sie bisweilen mit sich speisen, aber so wenig als möglich nach Versailles kommen, ungefähr des Jahres zwey oder drey mal und höchstens auf eine Nacht. Den Bischof von Chartres Godet und den Erzbischof von Rouen d'Aubigny sprach sie nur zu St. Cyr. Audienz bey ihr zu erhalten war fast eben so schwer als bey dem Könige; die wenigen die sie erteilte, erteilte sie zu St. Cyr, wohin man an dem bestimmten Tage und zu den bestimmten Stunden ging, um sie zu sprechen. Zu Versailles erwartete man sie, wenn sie ausging, oder wenn sie wieder zurückkam, wenn man etwas mit ihr sprechen wollte. Geringe und Arme so wie Vornehme und Angesehene paßten diesen Augenblick ab, um sie zu sprechen. Die Marschalls Villeroi, Harcourt, oft auch Tesse und in der letzten Zeit auch bisweilen Hr. von Vaudemont haben mit ihr auf diese Art gesprochen; sprachen sie mit ihr wenn sie zurückkam, so folgten sie ihr nicht weiter als bis in ihre Antichambre, wo sie ganz kurz abbrach und sie stehen ließ. Mehrere haben noch auf diese Art mit ihr gesprochen, ich selbst aber niemals.

Die wenigen Damen, an die der König gewöhnt war und die zu seinem engern Zirkel gehörten, waren
bis-

bisweilen bey ihr, wenn der König nicht da war; einigemal speisten einige von ihnen bey ihr. Des Morgens, wo sie sehr bald aufstand, gab sie in ihren frommen Angelegenheiten Audienz, bisweilen einigen Ministern und sehr selten einigen Generalen, und diesen letztern nur, wenn sie in besonderm Verhältniß mit ihr standen, wie Villars, Villeroi, Harcourt und Tesse. Desters ging sie nach 8 Uhr des Morgens und noch früher zu einem Minister, selten speiste sie bey den Ministern in Gesellschaft ihrer Frauen und weniger auserlesener Freunde. Dieß war allemal ein großer Beweis ihrer Gunst und die Neuigkeit des Tages; es führte aber zu weiter nichts als daß es etwas Aufsehen und Neid erregte. Hr. von Beauvilliers wurde am ersten, am längsten und am häufigsten mit solchen Dinners beehrt, bis endlich der Bischof von Chartres Godet denselben ein Ende machte und den Fortschritten Fenelons auf einmal Einhalt that. Die Minister, die das Departement des Krieges und der Finanzen hatten, besonders die letztern, standen beständig mit der Maintenon am meisten in Zusammenhang und wurden von ihr am meisten geachtet. Selten ja fast gar nie, war sie bey den übrigen, und nur wegen Geschäften, nie zu Tische. Ihr erstes war, wenn sie des Morgens aufgestanden war, ins Stift St. Cyr zu fahren; hier speiste sie entweder allein oder mit einer ihrer Favoritinnen, ertheilte Audienzen, so wenig als sie gut konnte, besorgte die Angelegenheit des Stifts und der übrigen Nonnenklöster, über die sie die Aufsicht führte, las und beantwortete Briefe, empfing Briefe und Relationen ihrer Spione und fuhr dann ungefähr um die Zeit, wann der König zu kommen pflegte, wieder zurück.

Nachdem sie älter und schwächer geworden war, legte sie sich, wenn sie zwischen sieben und acht

Uhr

Uhr des Morgens in St. Cyr angekommen war, zu Bette, um ein wenig auszuruhen oder Arzney zu nehmen. Zu Fontaineblau hatte sie ein Haus in der Stadt, wo sie auch oft hinging, und das nämliche vornahm, wie zu St. Cyr. Zu Marly hatte sie sich ein Zimmer zurecht machen lassen, wovon ein Fenster in die Kapelle ging; dieses brauchte sie oft eben so, wie St. Cyr, aber sie nannte es ihren Ruheort, und dieser Ruheort war für jedermann unzugänglich, die Herzogin von Burgund ausgenommen. Zu Marly, zu Trianon, zu Fontainebleau war der König gewöhnlich an dem Morgen bey ihr, wo kein Conseil war und wo sie nicht zu St. Cyr war; zu Fontainebleau war er nach der Messe bis zum Diner bey ihr, wenn er nicht nach der Messe auf die Parforcejagd ging, und zwar gewöhnlich anderthalb Stunden, bisweilen noch länger; zu Trianon und zu Marly dauerte der Besuch nicht so lange, weil er von ihr weg in den Garten spazieren ging.

Diese Besuche waren gewöhnlich unter vier Augen, aber Nachmittags, wo er fast jeden Tag bey ihr war, waren sie selten allein, und wenn sie es waren, nur kurze Zeit; denn die Minister kamen hin, um mit dem Könige zu arbeiten. Freitags, wo es oft traf, daß keiner dort war, spielte er mit den Damen, die zur vertrauten Gesellschaft gehörten, oder es war Concert, und dieß geschah gegen sein Ende die Woche mehreremale. Gegen neun Uhr des Abends kamen zwei Kammerfrauen, um sie auszukleiden, hierauf brachten ihr Haushofmeister und ein Kammerdiener ihr Abendessen, eine Suppe und einige leichte Speisen. Wenn sie dann gegessen hatte, brachten sie ihre Frauen zu Bett, alles in Gegenwart des Königs und des Ministers, der sich dadurch nicht in seiner Arbeit stören

stören ließ und deswegen nicht leiser sprach, oder wenn kein Minister da war, in Gegenwart der Gesellschaftsdamen. Unterdessen kam zehn Uhr herbei, wo der König zum Souper ging und dann zog man die Vorhänge zu. Wenn Frau von Maintenon weg reiste, so war es eben so. Sie reiste gewöhnlich benzeiten aus und eine ihrer Favoritinnen begleitete sie, zum Beispiel Frau von Montchevreuil, die fast allemal mitreiste, oder Frau von Heudicourt, Frau von Dangeau, Frau von Caylus. Sie fuhr gewöhnlich in einem Wagen des Königs, der eigens für sie bestimmt war, von Versailles nach St. Cyr; der Stallmeister vom kleinen Marstall d'Epinau hob sie in den Wagen und ritt zur Begleitung mit. Dieß war sein gewöhnliches Tagewerk. Wenn sie reiste, so fuhren gewöhnlich ihre Kammerfrauen in ihrem eignen Wagen, hinter dem Wagen her, worin sie saß; sie richtete sich immer so ein, daß wenn der König ankam und zu ihr kam, er sie schon arrangirt fand. Es war theils Ansehen, theils Erfindung der zween Hofdame der Gemahlin des Dauphins, daß ihr Wagen und ihre Sänfte nebst ihren Trägern, die ihre Livree trugen, überall wie die Equipagen des ersten Adels passirten.

Im geheimern Cirkel war sie Königin in Gegenwart des Königs, des Dauphins, des Bruders des Königs, des Königs und der Königin von England und in jedermanns Gegenwart, in ihrem ganzen Aeussern, in ihrem Ton, in Ansehung des Sitzes, den sie einnahm; vor dem Publikum aber war sie eine simple Privatperson und nahm immer einen unteren Platz ein. Ich habe sie gegen das Ende an der Tafel des Königs zu Marli in Gesellschaft der Damen, und zu Fontainebleau, in Galla bey der Königin von England, speisen sehen

und

und bemerkt, daß sie durchaus nicht ihren Platz einnahm und den Frauen vom ersten Adel, ja selbst denen vom zweiten Range den Rang ließ und sich nie von den erstern nöthigen ließ, den Frauen von gewöhnlichem Range aber, wie es schien, nur aus Höflichkeit und ungern nachgab. Bey solchen Gelegenheiten war sie höflich, artig und gesprächig, ohne allen Anspruch und Prunk; sie behauptete aber dennoch ihre Würde, indem sie auf niemanden, als wenn der Zufall ihr nahebrachte, Rücksicht nahm. Sie rächte sich grausam an jedem, der es wagte, sie zu vernachlässigen oder beleidigen. Die Bestrafung der Italienischen Schauspieler ist ein Beyspiel davon.

XVIII.

Die Schauspieler führen die verstellte Spröde auf, sie erkennt sich darin, und läßt sie aus Frankreich verbannen.

Der König vertrieb auf einmal plötzlich die ganze Italienische Truppe und wollte gar keine mehr haben. So lange die Schauspieler sich bloße Possen, die bisweilen freilich der Sittlichkeit und Religion nachtheilig waren, erlaubten, lachte man darüber und ließ es hingehen; aber endlich ließen sie sich einfallen, ein Stück die verstellte Spröde (*fausse prude*) betitelt, aufzuführen, in welchem Frau von Maintenon förmlich am Pranger gestellt war. Das Haus war entsetzlich voll, aber nach drey oder vier Vorstellungen, die sie des Gewinns halber nach einander gaben, erhielten sie den Befehl, ihr Theater zu schließen und binnen einem Monat das Königreich zu räumen. Der Vorfall machte viel Aufsehen. Die Schauspieler mußten mit dem

dem Verluste ihres Etablissements für ihre tolle Dreusigkeit büßen. Aber die, welche sie vertrieb, gewann nichts dabey, denn man sprach allgemein und frey und unverholen von diesem lächerlichen Auftritt.

Frau von Maintenon kleidete sich immer sehr schön, anständig und geschmackvoll, aber allzu bescheiden und älter als sie damals war. Seit sie nicht mehr öffentlich erschien, sah man nur ihre schwarzen Auffäge und Scherpen, wenn sie sich einmal durch Zufall sehen ließ. Sie ging nie zu dem Könige, außer wenn er krank war, oder an den Morgen, wo er medicinirte, zu der Herzogin von Burgund fast auch nicht eher, und sonst bey keiner Gelegenheit. War sie mit dem Könige auf ihrem Zimmer, so saßen sie beyde jedes in einem Lehnstuhle, an beyden Seiten des Kamins, sie neben dem Bette, der König an der Wand neben der Thür des Vorzimmers und zwey Sessel vor seinem Tische; auf dem einen saß der Minister, der mit dem Könige arbeitete, auf dem andern lagen die Papiere. An den Tagen, wo gearbeitet wurde, waren sie nur kurze Zeit mit einander allein, ehe der Minister kam, und oft noch kürzer, wenn er fort war. Der König setzte sich dann auf einen Arbeitsstuhl, trat ein Weilchen vor das Bett der Frau von Maintenon, sagte ihr gute Nacht und ging dann zu Tische. Dieß war das äussere Leben der Frau von Maintenon.

XIX.

Frau von Maintenon mischt sich in die Staatsgeschäfte.

Während der König arbeitete, las Frau von Maintenon oder sticte. Sie hörte alles, was zwischen

schen dem Könige und dem Minister vorging, denn dieser sprach ganz laut, sie aber sprach selten darein und noch seltener etwas von Bedeutung. Oft fragte sie der König um ihre Meinung, dann sprach sie immer mit der größten Zurückhaltung und Bescheidenheit, nie, oder doch höchst selten, schien sie für eine Sache und noch weniger für eine Person interessirt zu seyn; aber sie war mit dem Minister einverstanden, der weder bey ihren vertrauten Unterredungen ihr zu widersprechen, noch vor dem Könige in ihrem Beyseyn gegen ihre Meinung zu reden wagte. Sobald die Ertheilung irgend einer Gnade oder eines Amtes zur Verhandlung kommen sollte, wurde die Sache vorher von dem Minister und der Frau von Maintenon besprochen und entschieden, ehe sie dem Könige bey der Arbeit vorgelegt wurde; dadurch wurden oft manche Dinge aufgeschoben, ohne daß der König oder irgend jemand wußte warum? Frau von Maintenon ließ dem Minister gewöhnlich sagen, daß sie ihn vorher sprechen wollte; und er wagte es nicht, eine Sache zur Sprache zu bringen, worüber er vorher nicht seine Befehle erhalten hatte und worüber sich zu besprechen sie wegen der Umstände keine Zeit hatten finden können. War dieß geschehen, so that der Minister den Vortrag und legte eine Liste vor: fiel der König durch Zufall auf das Subject, das die Maintenon bestimmt hatte, so hielt ihn der Minister dabey fest; fiel er auf ein anderes, so lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die übrigen, ließ den König dann sprechen und erreichte dabey seinen Zweck. Selten schlug er ausdrücklich den vor, den er wollte, sondern immer mehrere zugleich, die er gleich würdig vorzustellen suchte und dadurch den König unschlüssig machte; dann fragte ihn der König um seine Meinung, worauf er noch einmal die Gründe, die für jeden sprächen,

durch.

durchlief und endlich den heraus hob, den er gewählt haben wollte. Der König war fast immer unentschlüssig, und fragte die Maintenon, was sie dazu sage? Sie lächelte, that als nähme sie keinen Antheil daran, sagte bisweilen etwas zum Vortheil eines andern, kam dann auf den zurück, den der Minister unterstützt hatte, oder sie sprach gleich anfangs für ihn und gab der Sache die Entscheidung, so daß sie über den größten Theil, wo nicht über alle Würden, Aemter und Ehrenbezeugungen, über die zwischen dem Könige und dem Minister verhandelt wurde, ganz allein disponirte. Bisweilen wenn sie selbst für niemanden interessirt war, entschied der Minister mit ihrer Genehmigung und Unterstützung; und von allem diesem hatte der König nicht den geringsten Verdacht. Er glaubte alles selbst zu machen und sein Wille galt doch nur in den wenigsten Fällen und immer nur zufälligerweise; wenn er, in seltenen Fällen, sich durchaus für eine Person bestimmt oder von einem, den er besonders begünstigen wollte, Fürsprache für einen andern angenommen hatte.

In Staatsgeschäften, wenn die Maintenon sie nach ihrem Willen lenken wollte, was aber bey weitem nicht so gewöhnlich war als bey der Ertheilung von Aemtern und Würden, hatte dasselbe Verständniß zwischen ihr und dem Minister und fast dieselbe Procedur statt. Durch alle diese Kunstgriffe konnte das gewandte Weib fast machen was sie wollte; doch konnte sie nicht alles durchsehen, auch nicht immer wenn und wie sie wollte. Wenn der König auf seinem Sinne beharrte, so gab es noch ein Mittel: man suchte die Sache zu verwirren und hinauszuschieben oder man brächte etwas anderes zur Sprache,

N. Denkwürdigk. XXV. Bd. E als

als wenn es sich hierauf bezöge und lenkte so die Aufmerksamkeit ab, oder man schlug vor, sich erst in der Sache zu unterrichten. So ließ man sie in Vergessenheit kommen, wagte dann noch einmal den Versuch und war oft glücklicher. Auf dieselbe Art wurde verfahren, wenn Fehler beschönigt oder vergrößert, wenn Rechte und Verdienste geltend gemacht oder übersehen und wenn Unglück oder Glück bereitet werden sollte. Dieß machte die Arbeitsstunden des Königs bey der Maintenon für die Unterthanen so gefährlich; darum war es für die Maintenon so unentbehrlich, die Minister in ihrer Gewalt zu haben; und darum war es ihnen so leicht, so hoch zu steigen und diese grenzenlose Gewalt und Autorität für sich und die Ihrigen zu erlangen: die Maintenon unterstützte sie in allem, um sie sich mehr zu verbinden. Wenn sie zur Arbeit erwartet wurden, oder eben weggegangen waren, nahm sie oft Anlaß, den König über sie auszuforschen, sie zu entschuldigen, sie zu rühmen, sie wegen ihrer vielen Arbeit zu bedauern und ihre Verdienste herauszuheben; und sollte etwas zu ihrem Vortheil durchgesetzt werden, so suchte sie es einzuleiten oder gar förmlich zur Sprache zu bringen, als wären die Minister zu bescheiden und als forderte es der Vortheil des Königs, sie zu ermuntern, damit sie ihn immer thätiger unterstützten. So hatte ein ewiger Wechsel gegenseitiger Bedürfnisse und Dienstleistungen zwischen ihnen statt, wovon der König nicht das geringste ahnete; und darum waren auch ihre Bemühungen immer rege das gute Vernehmen zu erhalten.

Wenn Frau von Maintenon nichts ohne sie vermochte, so konnten die Minister ebenfalls sich nicht ohne sie, am allerwenigsten aber, wenn sie ihnen feind war,

war, behaupten. Waren sie zu weit gegangen und sah sie sich im Stande, sie zu züchtigen, oder waren sie in Ungnade bey ihr gefallen, so war ihnen der Untergang geschworen; und diesen Schwur hielt sie gewiß, denn bey aller Frömmigkeit, die sie so meisterhaft heuchelte, konnte sie nie jemanden etwas verzeihen. Sie brauchte aber dazu Zeit, Vorwand und List und bisweilen viel.

Als sie Chamillart zu Grunde richtete, hatte vorher schon Louvois ihr unterliegen müssen; Pontchartrain erhielt sich nur durch die Gunst des Königs, der seine Talente schätzte, durch die schwierige Verwaltung der Finanzen während des Kriegs und durch das kluge Betragen seiner Frau, die sich noch lange in gutem Vernehmen mit der Maintenon erhielt, als er selbst schon bey ihr in Ungnade stand; ein wahres Asyl aber war für ihn die Kanzlerstelle, die sich zur rechten Zeit für ihn öffnete. Der Herzog von Beauvilliers war zu verschiedenen Zeiten zweymal seinem Sturze nahe, und nur ein Wunder konnte ihn beide mal retten. Wenn die Minister, und zwar die aller angesehensten, so viel von der Maintenon zu fürchten hatten, so kann man sich vorstellen, wie viel sie erst gegen andere vermocht haben mag, die weit weniger im Stande waren, sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen, die sie nicht einmal vorhersehen konnten. Manche wurden daher zu Grunde gerichtet, ohne zu wissen warum und gaben sich vergebens Mühe, die Ursache ihres Unglücks zu entdecken und abzuwenden.

Die seltnern und kürzern Geschäfte mit den Generalen wurden gewöhnlich Abends in ihrer und des Kriegsstaatssecretärs Gegenwart abgemacht. Pontchartrain, der immer alle Arten von Neuigkeiten und

Anekdoten von Paris und vom Hofe anzubringen hatte, gab ihr viel Gelegenheit zu schaden und zu nützen. Torcy arbeitete nicht bey ihr und sah sie fast niemals; auch war sie ihm nicht günstig und noch weniger seiner Frau, die ihr schon durch ihren Namen Arnaud verhaßt war. Torcy hatte das Postwesen unter sich; und alle Geheimnisse desselben kamen durch seine Hände vor den König. Dieser gab der Maintenon öfters Fragmente davon zu lesen, aber sie erfuhr davon nichts Ganzes und nur soviel als der König sie wissen lassen wollte. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden im Staatsconseil verhandelt; war die Sache dringend, so trug sie Torcy sogleich ohne Aufschub dem Könige vor, also zu keiner bestimmten Zeit; und der König hatte mit ihm keine regelmäßige besondere Arbeit. Frau von Maintenon hätte gern gesehen, diese Art von Geschäften wären eben auch bey ihr zu bestimmten Stunden vorgenommen worden, um auf die Staatsgeschäfte und die darin begriffenen Personen denselben Einfluß zu haben, den sie auf die übrigen Angelegenheiten hatte; aber Torcy wußte sich klug vor dieser Falle zu hüten. Er schob den Vorschlag immer zurück, indem er einwendete, er habe nicht genug Geschäfte, um diese regelmäßigen Stunden auszufüllen. Nicht als ob der König sie nichts von diesen Angelegenheiten hätte wissen lassen; aber sie fühlte zu sehr, wie weit vortheilhafter es sey, einer regelmäßigen geordneten Arbeit benzuwohnen, wo sie mit Muße und Ueberlegung ihre Geschicklichkeit üben könnte, als so mit dem Könige allein über die Dinge, die er sie wissen ließ, sich zu erklären und ohne allen Rückenhalt sich ihm gegenüber zu stellen. Wenn sie sich für irgend eine Sache entschieden erklärte und offenbar jemanden begünstigen oder schaden wollte, so war der König sehr auf seiner Hut.

Hut. Es ist ihr mehrmals begegnet, daß wenn man nicht behutsam genug war und er bemerkte, daß ein Minister oder ein General einen Verwandten oder eine Creatur der Frau von Maintenon begünstigte, er sich standhaft widersetzte und dann halb spöttisch halb unwillig sagte: „der versteht vortrefflich den Hof zu machen; es kam freilich nicht auf ihn an, den zu unterstützen; denn er ist ein Verwandter oder Begünstigter von Frau von Maintenon.“ Diese Ausfälle machten sie sehr furchtsam und vorsichtig, wenn sie sich in irgend einer Sache oder in Rücksicht einer Person gegen den König erklären sollte; auch wies sie jeden, der sich, wenn auch nur um eine Kleinigkeit, an sie wandte, mit der Antwort ab; sie bekümmerte sich um nichts; und wenn sie je zuweilen etwas offener war und die Sache auf einen Minister ankam, auf den sie rechnen konnte, so wies sie die Person an diesen und versprach, mit ihm darüber zu sprechen. Aber wie schon gesagt, nichts war feltner. Demungeachtet wandte man sich häufig an sie, um sich durch diese Huldigung wenigstens vor ihr als Widersacherin zu sichern, und in der Hoffnung, daß sie ungeachtet dieser abschreckenden Antwort doch das thun würde, um was man sie bat, wie es auch oft der Fall war. Es waren nicht mehr als höchstens in allem fünf bis sechs Personen, die größtentheils von vorigen Zeiten her ihre Freunde waren, mit denen sie offener, wiewohl immer etwas zurückhaltend und vorsichtig sprach, und für die sie soviel that als ihr immer möglich war; und gewöhnlich wiewohl nicht allemal setzte sie für sie alles durch. Der Wunsch sich in die auswärtigen Angelegenheiten so wie in die übrigen Geschäfte zu mischen und die Unmöglichkeit die Expedition derselben auf ihr Zimmer zu ziehen, vermochte sie dazu, daß sie die Prinzessin von Ursins

zu jenem Ansehen in Spanien erhob und bis zum
Krechter Frieden auf Kosten Loren's und der Fran-
zösischen Gesandten in Spanien, das heißt auf Kosten
Spaniens und Frankreichs ihr, sich zu behaupten, half:
denn die Prinzessin hatte die Klugheit sie an allem
Theil nehmen zu lassen und ihr glauben zu machen,
daß sie nur unter ihrer Leitung den Hof von Spanien
beherrsche. Doch wir kommen darauf zurück, wie
der König diese Herrschsucht bisweilen in ihre Schran-
ken zurück wies.

XX.

Hindernisse, die ihr im Wege stehen.

Le Tellier, in einer weit frühern Periode noch
eh: er Kanzler wurde, kannte den König in diesem
Stücke sehr gut. Einer seiner besten Freunde, denn
er hatte Freunde und verstand es welche zu haben,
bat ihn einst um etwas, das ihm sehr am Herzen lag.
Le Tellier versprach alles mögliche zu thun. Seinem
Freunde behagte diese Antwort nicht, und er sagte
ihm frey heraus, diese Antwort hätte er ihm nicht geben
sollen. „Sie wissen nicht, wie die Sachen stehen, ant-
wortete le Tellier; von zwanzig Sachen, die wir dem
Könige vortragen, wissen wir gewiß, daß neunzehn
nach unserm Wunsche gehen, aber wir wissen auch,
daß die zwanzigste wider unsern Wunsch entschieden
wird. Welche nun von den zwanzigen wird wider un-
sern Wunsch entschieden werden? das wissen wir nicht,
und es ist gewöhnlich die, wofür wir uns am meisten
interessiren. Dieses Recht der Willkühr hat sich der
König vorbehalten, um uns zu zeigen, daß er Herr
ist

ist und regiert. Kommt zufälligerweise ein Fall vor, wo er auf seiner Meinung beharrt und wir es für wichtig genug halten, auch auf unsrer Meinung zu beharren, so haben wir gewöhnlich keinen Anstoß vom Könige auszuhalten. Haben wir aber den ausgehalten und unsre Meinung aufgegeben, so begnügt sich der König damit, uns unsre Schwäche gezeigt zu haben und es reut ihn, uns so gekränkt zu haben; er wird dann nachgiebig und biegsam und dann ist die Zeit, wo wir machen können, was wir wollen.“ In der That betrug sich der König gegen seine Minister so, die ihn, selbst die jüngern, die mittelmäßigsten Köpfe und die, welche am wenigsten in Credit bey ihm standen, vollkommen beherrschten. Dennoch war er beständig auf seiner Hut sich nicht beherrschen zu lassen, und glaubte immer, daß sein Wille gelte und er sich nicht beherrschen lasse.

XXI.

Zwistigkeiten zwischen ihr und dem Könige.

Eben dieß Betragen behauptete er gegen die Maintenon, gegen die er bisweilen heftige Ausfälle that, welche er nachher sich selbst zum Verdienst anrechnete. Bisweilen kam es so weit, daß sie in Thränen ausbrach und mehrere Tage in Verlegenheit war. Seitdem sie an die Stelle des Leibarztes Daquin, den sie, weil er eine Creatur der Montespan war, um seine Stelle brachte, Fayon dem Könige zum Arzte gegeben hatte, um diesen klugen und ihr ganz ergebenen Freund, den sie sich auf ihren Reisen ins Bad, wo er den Herzog du Maine begleitete, zu eigen gemacht hatte, in dieser dem Könige so nahen Stelle als ersten

Leibarzt, wo sie ihn alle Morgen sahe, mit Vortheil benutzen zu können; stellte sie sich jedesmal krank, wenn ihr ein solcher Austritt begegnet war, und gab dadurch der Sache gewöhnlich die vortheilhafteste Wendung. Aber dieser Kunstgriff und wenn es auch unverstellte Wahrheit gewesen wäre, vermochte keinesweges den Sinn des Königs zu beugen, in welchem Falle es auch seyn mochte. Der König war ein vollkommener Egoist und nahm auf niemanden, wer es auch seyn möchte, Rücksicht, ausser in Bezug auf sich selbst. Er befaß hierin die äufferste Härte. In den Perioden der größten Leidenschaft für seine Mätressen zwang er sie, ohne alle Rücksicht auf ihren körperlichen Zustand und wenn es ihnen noch so beschwerlich war, mit ihm zu reisen und in Gallia zu erscheinen; (denn damals erschienen die ausgezeichnetsten Damen nie anders, sowohl im Wagen als irgend wo am Hofe; bevor Marly diese Etikette ein wenig milderte, konnte sie nichts davon dispensiren). Sie mochten schwanger, krank, noch nicht aus den Wochen oder sonst in übler Disposition seyn, sie mußten doch in Gallia erscheinen, gepuht und in Kleider eingepreßt, sie mußten ihn bis nach Flandern und noch weiter begleiten, sie mußten tanzen, den Schlaf entbehren, Feste mitmachen, essen, lustig und guter Laune seyn, reisen und spazieren gehen, sie mußten nichts zu fürchten scheinen und alles ertragen, Hitze, Frost, Wetter und dergleichen Unannehmlichkeiten; und das alles zu bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden und Minuten. Seine Töchter behandelte er eben so, und hatte auch nicht mehr Schonung für die Herzogin von Berry und Burgund, Fayon und die Frau von Maintenon und andere mochten dagegen sagen und thun was sie wollten; wiewohl er die

Herzo.

Herzogin von Burgund auf das zärtlichste liebte. Beyden verursachte er dadurch eine unzeitige Niederkunft. Die Anekdote, wie er sich dabey benahm, wie wohl noch keine Kinder da waren, ist zu wichtig und zu charakteristisch, um nicht angeführt zu werden.

XXII.

Characteristischer Zug des Königs bey der unzeitigen Niederkunft der Herzogin von Burgund.

Die Herzogin von Burgund war schwanger und sehr unpäßlich; der König wollte wider seine Gewohnheit gleich mit anbrechendem Frühling nach Marly gehen und hatte es schon deklariert. Seine Enkelin, die ihn amüsirte und ihm unentbehrlich geworden war, sollte mit reisen. Frau von Maintenon fürchtete für sie; Jahan ließ behutsam seine Meinung merken. Dieß machte den König unwillig, er wollte in nichts eingeschränkt seyn. Er hatte ja wohl sonst seine Maitressen schwanger oder kaum dem Wochenbette entstiegen, im Gallaanzug mit sich geführt. Der Zustand der Herzogin von Burgund konnte also die Reise nicht abändern und sie mußte den König begleiten.

Der König war noch nicht lange in Marly, als wir mit ihm zwischen dem Schloß und der Perspective beim Karpfenbassin standen, wo er sich mit den Fischen amüsirte. Da sahen wir auf einmal die Herzogin von Lude auf uns zu kommen, und doch war keine Dame beym König. Er merkte, daß sie ihm etwas dringendes zu sagen hatte, und gieng ihr entgegen,

indem die andern zurückblieben. Gleich darauf kam der König wieder zu uns zurück; alle sahen was vorgegangen war, niemand aber sagte ein Wort. Endlich sagte der König, indem er beym Bassin stand und niemanden dabey ansah, mit dem Tone des Verdrußes: „Die Herzogin von Burgund hat abortirt.“ Bey diesen Worten fingen Hr. von Rochefoucault, Hr. von Vouillon, der Herzog von Tremes und der Marschall von Vouffers an, ihr Erstaunen und ihr Bedauern zu bezeigen. Ersterer sagte mit lebhaftem Ausdruck: Dies sey der unglücklichste Fall, den es geben könne, und da sie mehrmals zu früh niedergekommen sey, so würde sie vielleicht gar keine Kinder mehr bekommen. „Nun wenn das auch wäre, antwortete der König aufgebracht, was macht es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn, und wenn auch der stirbt, ist nicht der Herzog von Berry in dem Alter, welche zu bekommen? Was macht es für mich, ob der eine oder der andere mein Nachfolger wird? Sind sie nicht meine Enkel? Sie ist zu früh niedergekommen, weil sie dazu disponirt war. Ich will mich künftig nicht mehr in meinen Reisen und was ich sonst Lust zu thun habe, von Aerzten und Wehmüttern stören lassen. Ich werde gehen und reisen, wohin es mir beliebt, und man mag mich in Frieden lassen.“

Eine Todtenstille erfolgte auf diese heftige Antwort; man schlug die Augen nieder, man wagte kaum zu athmen, so überrascht war man. Das Stillschweigen dauerte über eine Viertelstunde, bis es der König unterbrach, indem er auf das Geländer gelehnt eine Bemerkung über einen Karpfen machte. Niemand antwortete und der König entfernte sich. Als er weg war, begegneten sich unsere Augen und sagten sich

sich alles: man erstaunte, man bedauerte und suchte die Ursachen. Hr. von Rochefoucault war ganz in Wuth, der erste Stallmeister war auffer sich vor Erstaunen und ich sah daraus, daß ich mich nicht getäuscht und dem König nicht unrecht gethan hatte, wenn ich urtheilte, daß er niemand liebte und auf niemand Rücksicht nahm, als auf sich selbst und daß er nur sich selbst zum Zweck machte. Dieser sonderbare Vorfall erscholl weit über Marly hinaus.

XXIII.

Reisen des Königs.

Auf Reisen begleiteten den König in seinem Wagen beständig Damen, entweder seine Maitressen oder nachher seine natürlichen Töchter, seine Schwiegertöchter, bisweilen seines Bruders Gemahlin oder sonst Damen vom Hofe, wenn noch Platz im Wagen war; dies geschah bey Jagdparthien, auf seinen Lustreisen nach Fontainebleau, nach Chantilly und nach Compiègne, auch auf seinen Geschäftsreisen. Auf kleinere Jagdparthien, wenn er spazieren fuhr oder auf eine Nacht nach Marly oder Meudon reiste, fuhr er allein in einer Kalesche. Er scheute die Gespräche, die seine Staatsbedienten mit ihm im Wagen führen konnten; und, wie man sagte, hatte ihn der alte Cheroft vor mehr als vierzig Jahren, weil er gern solche Gelegenheiten benutzte, um ihm manches zu sagen, dazu vermocht, sich immer die Damengesellschaft zu wählen. Auch sahen es die Minister gern, die sonst beständig hätten in Sorgen seyn müssen, daß der König, der sich ihnen nur ganz allein anvertraute, auch andern Gehör geben möchte. Für die Damen, es
modh.

mochten Maitreffen oder Töchter des Königs seyn, und für die wenigen andern, die im Wagen Platz finden konnten, gab es selten Gelegenheit, solche Gespräche anzufangen, und ihr Gepplauder war nicht zu fürchten. Auf der Reise gab es im Wagen allerhand zu essen, Fleisch, Gebäcknes, Früchte. Man war kaum eine Viertelmeile gefahren, so fragte der König seine Begleiterinnen, ob sie nicht essen wollten: er selbst genoß nie etwas zwischen der Mahlzeit, nicht einmal ein Stück Obst; aber er sahe es außerordentlich gern, wenn man sich dickevoll aß. Man mußte guten Appetit haben und aufgeräumt seyn, sonst war er unzufrieden und ließ sich wohl gar merken. Es mochte eine Dame noch so zierlich und delikät thun, das half alles nichts; sie mußten wenn sie den Abend mit ihm speisten, und nicht mißfallen wollten, sich eben so wacker halten, als wenn sie den Tag über gar nicht gegessen hätten. Dabey durfte keine wagen, sich eines Verdürnisses zu entledigen, was ohnehin für die Damen sehr unschicklich gewesen seyn würde, da die Begleitung des Königs, seine Leibwache vor und hinter dem Wagen und die Stallmeister neben dem Wagen ritten und einen Staub machten, daß man in der Kutsche hätte ersticken mögen. Der König war gern in freyer Luft und fuhr daher immer bey offenen Fenstern; er würde es sehr übel genommen haben, wenn eine Dame den Vorhang vorgezogen hätte, um sich vor der Sonne, dem Winde oder der Kälte zu schützen. Er durfte nicht einmal gewahr werden, daß man incommodirt war. Gewöhnlich fuhr er entseßlich geschwind und mit Relais. Sich nicht wohl zu befinden, war ein Vergehn, das nicht wieder gut gemacht werden konnte. Die Herzogin von Chevreuse, die der König immer sehr gut leiden konnte und sehr aus-

zeich-

zeichnete, und die er, so oft er konnte, zu seiner Begleitung und Gesellschaft nahm, hat mir eine Anekdote erzählt, die sehr characteristisch ist. Als sie einmal mit dem Könige nach Fontainebleau fuhr, kam ihr nach Verlauf von zwey Stunden ein Bedürfniß an, dem man gewöhnlich nicht gern widersteht. Die Reise ging ununterbrochen fort, und der König hielt unterwegs zu Mittag nur ein wenig an, um im Wagen zu speisen. Das Bedürfniß verdoppelte sich mit jedem Augenblick; der Zeitpunkt während der Mahlzeit, wo sie in ein nahegelegenes Haus hätte gehen können, war zu unschicklich, und die Mahlzeit, wie wohl so sparsam als möglich, verschlimmerte ihren Zustand noch mehr. Sie war jeden Augenblick nahe dran, es zu gestehen und auszustiegen, und oft bey nahe aus aller Fassung, aber ihr Muth half ihr aushalten, bis sie endlich nach Fontainebleau kamen, wo sie aus dem Wagen steigen konnte. Hier traf sie den Herzog von Beauvilliers, der den Tag vorher angekommen war und jetzt an den Wagen kam; statt dem Könige zu folgen, ging sie mit dem Herzog bey seit und entdeckte ihm ihren tödlichen Zustand. Sie gingen hierauf über den ovalen Hof in die draustoßende Capelle, die eben offen war und wo täglich Messe gelesen wurde. Hier entledigte sich die Herzogin ihres Bedürfnisses, indem der Herzog von Beauvilliers vorn an der Thür stand und sie zuhielt. Man sieht, welchen Zwang sich diejenigen, die um den König und selbst bey ihm am besten gelitten waren, anthun mußten. Wenn dem König ein Bedürfniß ankam, so genirte er sich keineswegs, er stieg aus und die Damen durften sich nicht rühren.

Frau von Maintenon, welche die freye Luft scheute, konnte hierin nichts über ihn gewinnen; das ein

einzig erhielt sie von ihm, unter dem Vorwande der Bescheidenheit und anderer Gründe, daß sie in einem besondern Wagen reiste; aber sie mochte sich in einem Zustande befinden, in welchem sie wollte, so mußte sie reisen, und zur bestimmten Minute reisen, angekommen und arrangirt seyn, wenn der König ankam und zu ihr ging. Sie reiste oft mit ihm nach Marly in einem Zustande, in dem man keine Magd reisen lassen würde. Einst reiste sie nach Fontainebleau, wo man befürchtete, sie würde unterwegs sterben; wie sie sich auch befinden mochte, so besuchte sie der König zur gewöhnlichen Stunde und nahm dort vor, was er sich vorgesetzt hatte. Höchstens lag sie in ihrem Bette; öfters lag sie im vollen Fieberschweiß, wenn der König kam, der die frische Luft liebte und die Stubenhitze nicht leiden konnte, so wunderte er sich daß alles zu wäre, ließ die Fenster öffnen und ließ sie, ohne auf die Kühle der Nacht Rücksicht zu nehmen, bis gegen zehn Uhr offen, wo er zu Tische ging. Sollte Concert bey ihr seyn, so ließ er sich durch kein Fieber, durch keine Kopfschmerzen abhalten, und wenn ihr der Kopf hätte zerspringen wollen. Der König ging immer seinen Gang fort, ohne zu fragen, ob es ihr gelegen wäre.

XXIV.

Das Innere des Hauses der Frau von Maintenon.

Die Leute der Frau von Maintenon, deren sie nur wenige hatte, waren bescheiden, ehrerbietig, untergeben und still. Das war der Ton im Hause, oh-

ne den sie nicht lange würden geduldet worden seyn. Sie machten mit der Zeit ihr Glück, aber mittelmä-
 ßig, ihrem Stande gemäß und so daß weder Aufsehn
 noch Neid dadurch erregt wurde. Sie blieben alle
 im niedrigen Stande, mehr oder weniger wohlhabend.
 Die Weibspersonen führten beständig ein eingezogenes
 Leben; sie durften nicht allein nicht ausgehen, sie soll-
 ten auch niemanden bey sich zum Besuch haben, und
 selten und sparsam verhalf sie ihnen zu etwas. Der
 König kannte alle ihre Leute, er war mit ihnen fami-
 liar und plauderte oft mit ihnen, wenn er bey ihr war,
 ehe sie nach Hause kam. Niemand stand unter ihnen
 in einiger Achtung als die alte Dienerin, die nach
 Scarrons Tode in dem Spital St. Eustache mit ihr
 in einem Zimmer gewohnt und ihre kleine Küche in
 demselben Zimmer besorgt hatte. Nanon war damals
 ihr Name und noch jetzt nannte sie Frau von Main-
 tenon so. Sie war anfangs die einzige Bedienung der
 Frau von Maintenon und hatte bey ihr in Glück
 und Unglück ausgehalten; jetzt war sie Madem. Val-
 bien, und eben so bigot und alt wie ihre Gebie-
 terin. Sie war eine wichtige Person; denn sie besaß
 das Vertrauen der Frau von Maintenon, was das
 Innere des Hauses betraf und hatte ein Auge auf die
 Mädchen, die nach einander von St. Cyr zu ihrer
 Gebieterin kamen, auf ihre Niesen und auf die Her-
 zugin von Burgund, die es wohl merkte, und sie, oh-
 ne sie zu verziehen, ihre gute Freundin nannte. Sie
 trug sich in Kopfsputz und Kleidung wie ihre Gebieterin
 und suchte sie in allem nachzuahmen. Von den legiti-
 men und natürlichen Kindern bis auf die Prinzen von
 Geblüt und die Minister, war niemand, der ihr nicht den
 Hof machte und sich vor ihr in Acht nahm, ja ich kann
 sagen, ihr nicht Respect erwies; wer konnte, suchte
 sie

sie durch Geld zu gewinnen, wiewohl sie im Grunde auf sehr wenige Dinge Einfluß hatte. Sie war ziemlich einfältig, selten und nur aus Dummheit boshaft, und dennoch war sie außerordentlich verfleckt und gab sich nie bloß. Indessen weiß man eine Anekdote von ihr bey Gelegenheit der Stelle, welche die Herzogin von Lude erhielt und die ihr der König vier Stunden vorher zu geben gar nicht Willens zu seyn schien. Ihre Protection wegen der Reisen nach Marly war für sie gar nicht unnütz. Uebrigens war sie biegsam und unterwürfig, aber vergab auch bey aller Ehrerbietung ihrer Wichtigkeit nichts.

Frau von Maintenon, die im Privatirkel förmlich die Königin machte, saß beständig im Beyseyn des Königs und der Königin von England in ihrem Lehnstuhl auf dem bequemsten Plage in ihrem Zimmer; sie stand vor niemanden von ihrem Sige auf, höchstens vor dem Dauphin und dem Bruder des Königs, weil sie selten zu ihr kamen. Eben so kamen der Herzog von Orleans oder sonst ein Prinz von Gebläte nie zu ihr außer bey förmlicher Audienz; sehr selten die Edhne von jenem und der Herzog von Chartres, gewöhnlich nur wenn sie zur Armee abgingen oder wenn sie von da zurückkamen noch denselben Abend, oder wenn es zu spät war, den andern Morgen früh. Uebrigens stand sie vor keinem königlichen Prinzen, auch nicht vor ihren Gemahlinnen und den Bastarden des Königs auf, ausgenommen ein wenig vor den gewöhnlichen Personen, mit denen sie nicht in genauer Bekanntschaft stand, wenn sie Audienz bey ihr hatten: denn Bescheidenheit und Höflichkeit hat sie immer in solchen Dingen affectirt. Fast niemals nannte sie die Gemahlin des Dauphins anders als liebes Kind

(mig-

(mignone), sogar in Gegenwart des Königs, der Gesellschaftsdamen und Hofdamen; und das that sie bis an ihren Tod. Wenn sie von ihr oder von der Herzogin von Berry sprach in der nämlichen Gesellschaft, nannte sie sie nie anders als die Herzogin von Burgund oder die Herzogin von Berry oder die Dauphine und äußerst selten Madame la Dauphine; eben so sagte sie, der Herzog von Burgund, der Herzog von Berry u. s. w.

Wir haben gesehen, wie sie die königlichen Prinzen, die legitimen und Bastarde, kommen zu lassen pflegte, um ihnen den Kopf zu waschen; wie sie mit Zittern und Zagen herbeykamen und weinend von ihr weggingen, wie sie beständig in Angst waren, so lange ihre Ungnade dauerte. Die Herzogin von Burgund war die einzige, die sich durch ihre unvergleichliche Liebenswürdigkeit und durch ihre Vorsicht und Aufmerksamkeit diesen Unannehmlichkeiten entzog. Sie nannte sie nie anders als meine Tante.

Worüber man sich beständig wunderte, war, wenn sie aus großer Gefälligkeit mit dem Könige in den Gärten von Marly promenirte. Bey der Königin wäre der König tausendmal ungenirtet gewesen und hätte sich bey weitem nicht mit dieser Galanterie betragen. Er bezeigte ihr beständig die ausgezeichnetste Ehrerbietung und zwar im Angesicht des ganzen Hofes und der sämtlichen Einwohner von Marly, die sich daselbst einfanden.

Der König nahm an, t ort als Privatmann zu sehn; der Wagen des Königs und ihre Sänfte gingen dicht neben einander, denn sie fuhr fast nie in einem offenen Wagen; der König saß allein in dem feintigen und sie in ihrem Tragsessel; begleiteten sie die Gemahlin

des Dauphins, die Herzogin von Berry oder einige von den Prinzessinnen, so giengen diese zu Fuß hinten nach oder neben her. Führen sie mit den Damen in einem Wagen, so folgten sie hinterdrein in einiger Entfernung und fuhren nicht weiter vor. Oft ging der König zu Fuß neben der Sänfte her, und jeden Augenblick nahm er den Hut ab und neigte sich zu ihr hin, um mit ihr zu sprechen oder ihr zu antworten, wenn sie etwas zu ihm gesagt hatte. Aber sie sprach viel weniger als er, er hatte ihr immer etwas zu sagen, und Bemerkungen zu machen.

Da Frau von Maintenon die freye Luft sehr scheute, selbst bey dem schönsten heitersten Wetter, so ließ sie allemal das Seiten-Fenster einige Fingerbreit nieder und zog es den Augenblick wieder hinauf. Wenn sie sich hatte niedersetzen lassen, um die neue Fontäne in Augenschein zu nehmen, so machte sie es eben so; oft kam die Gemahlin des Dauphins und setzte sich vorn auf eine der Tragstangen und nahm am Gespräch theil; aber das Vorderfenster blieb immer zu. Gewöhnlich begleitete sie der König auf der Promenade bis nahe bey Marly zurück und ging dann noch länger spazieren. Dieß war ein Schauspiel, an das man sich nie gewöhnen konnte. Die kleinen Umstände entgehen fast immer den Erzählern; indessen geben sie oft die Hauptzüge, die das Gemählde charakterisiren.

Die Aufsicht über die Enkelschwiegertöchter des Königs und seine natürlichen Töchter, und die Befehle, die sie ihnen zu ertheilen hatte; die Auspähung der Neugierkeiten des Hofes, ob die Damen ausschweiften oder fromm waren, ob sie strenge Sitten oder Abenteuer liebten, wie das Betragen der Gemahlinnen der Minister und der Minister selbst war, und die

ver-

verschiedenen Dinge, welche ihr ihre Spione zutrugen, die Gesellschaften, in denen jene Prinzessinnen mit den jungen Damen vom Hofe oder unter sich zusammen kamen und was darinn vorging, die Zuerkennung von Strafen und Belohnungen, wovon jene in Büßungen und Ausschließungen bestanden und diese in Privilegien bald mit nach Marly zu reisen, bald bey den Vergnügungen der Gemahlin des Dauphins zu seyn: dieß waren die Gegenstände, womit sich Frau von Maintenon beschäftigte, und womit sie auch den König unterhielt, der aber die Dinge ernstlich zu nehmen pflegte. So hatte sie Stoff zur Unterhaltung und Gelegenheit, bald zu nützen bald zu schaden und das Gespräch von weitem auf Dinge zu lenken, die sie zur Sprache bringen wollte. Wir haben gesehen, daß, wenn sich jemand an sie wandte, sie sich damit entschuldigte, sie bekümmere sich um nichts; und daß diejenigen, die näher mit ihr umgingen, nicht wenig von jener entsetzlichen Veränderlichkeit zu leiden hatten, vermöge welcher sie so oft ohne allen Grund ihre Liebhabereyen, ihre Neigungen und Wünsche änderte. Wollte man das Uebel heben, so machte man es nur ärger; das beste war sich vorsichtig zurückzuziehen. Oft wenn sie sich von jemanden abgezogen hatte, näherte sie sich ihm selbst wieder, oft war aber auch ihre Gunst unwiederbringlich verloren. Diese Veränderlichkeit, der alles unterworfen war, war für die Minister, für diejenigen die mit ihr in Geschäften und Verhältniß standen und für die wenigen Frauenzimmer, für deren Erziehung und Bildung zu sorgen sie sich in Kopf gesetzt hatte, außerordentlich lästig. Was ihr gestern gefallen hatte, war heute ein Fehler; was sie gebilligt, ja vielleicht selbst angegeben hatte, tadelte sie wieder und man wußte immer nicht, ob man Lob oder Tadel verdient habe. Es

wäre das allergefährlichste gewesen, wenn man ihre Veränderlichkeit zur Entschuldigung hätte brauchen wollen. Ihre Unbeständigkeit erstreckte sich sogar auf ihre Favoriten; selbst ihre Kleidung und die Art ihres Kopspuzes war ein Gegenstand derselben. Niemand von allen, die unter verschiedenen Eigenschaften nahe um ihre Person waren, hat dieser ewigen untrüglichen Veränderlichkeit entgehen können. Das einzige Beständige an ihr war ihre Herrschsucht.

mon
e
je
N
N
s
n
D

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Drittes Buch.

Französische Hofanecdoten aus den letzten Jahren des
XVII. Jahrhunderts.

I.

Lager bey Compiègne.

Montags am 28. August reiste der Hof nach Compiègne ab. Der König ging über Saint Cloud und übernachtete zu Chantilly: hier hielt er sich einen Tag lang auf und kam Sonnabends zu Compiègne an. Das Hauptquartier war im Dorfe Condun, wo der Marschall von Voufflers seine Zelte dicht an den Häusern aufgeschlagen hatte. Der König führte den Herzog und die Herzogin von Burgund mit sich ins Hauptquartier, wo sie eine prächtige Collation einnahmen. Die vortreffliche Einrichtung der Armee erregte so sehr ihr Erstaunen, daß der König auf dem Rückwege nach Compiègne zu Livry, der auf seinen Befehl im Lager für den Herzog von Burgund die Feldtisch zubereitet hatte, sagte, der Herzog dürfe nicht Tisch halten; was er auch thun könnte, es würde nichts in Vergleichung seyn mit dem, was er so et en gesehen hätte, und wenn der Herzog den andern Morgen ins Lager ginge, so müsse er bei dem Marschall von Voufflers speisen. Dem König machte es viel Freude, wenn er die Damen seine Truppen sehen lassen konnte und das ganze Schauspiel eines Lagers, ihren An-

marsch, das Lagerschlagen, ihre Vertheilung, ihre
 Detachements, die verschiedenen Märsche, das Foura-
 giren, die Mandvers, Scharmüzel, Transporte u.
 s. w. Die Herzogin von Burgund, die Prinzessin-
 nen und der Dauphin speisten oft bey dem Marschall
 zur Collation, wo seine Gemahlin ihnen die Hon-
 neurs machte. Der Dauphin speiste auch bisweilen
 Mittags bey ihm und der König brachte den König
 von England mit, der auf drey oder vier Tage ins
 Lager gekommen war. Seit vielen Jahren hatte der
 König niemanden diese Ehre erzeigt und noch seltener
 war die Ehre, zwey Könige zugleich zu bewirthen.
 Der Dauphin und die drey Prinzen speisten mit und
 noch ausserdem zehn oder zwölf von den Vornehm-
 sten des Hofes und der Armee. Der König nöthigte
 den Marschall sehr, sich mit zu Tische zu setzen, aber er
 that es nie. Er servirte dem Könige und dem Könige
 von England und sein Schwiegervater der Herzog von
 Gramont dem Dauphin. Der König hatte auf dem Hin-
 wege die Truppen zu Fuß an der Fronte des Lagers gese-
 hen, auf dem Rückwege sahen sie die ganze Infanterie
 ihre Manoeuvres machen, in zwey Linien gegen ein-
 ander über gestellt. Den Tag vorher hatte der König
 den König von England zur Revue geführt, welche
 auch die Herzogin von Burgund, die Prinzessin von
 Conty und alle Damen vom hohen Adel mit ansahen.
 In zwey andern Wagen, welche folgten, saßen alle
 die übrigen Damen.

Der König wollte zu Compiègne das vollstän-
 dige Schauspiel des Krieges geben. Man nahm
 demnach die Belagerung von Compiègne in aller
 Form, doch vereinfacht vor, mit Linien, Laufgräben,
 Batterien u. s. w. Crenan vertheidigte den Platz
 und der Sonnabend der 13. September war zum An-

Angriff bestimmt. Um das Schloß nach dem Felde zu war ein alter Wall, welcher in gleicher Höhe mit dem Apartement des Königs war, und die ganze Gegend beherrschte. Am Fuße desselben war eine alte Mauer und etwas seitwärts vom Apartement des Königs stand eine Windmühle. Auf diesen Wall begab sich der König am Tage des Angriffs in Begleitung aller Damen, die da waren, in dem schönsten Wetter das man sich wünschen konnte; denn von da aus konnte man die ganze Ebene und die verschiedenen Stellungen der Armee übersehen. Es war der prächtigste Anblick, den man sich denken konnte, die ganze Armee und die ungeheure Menge von Zuschauern aller Art, die in einiger Entfernung von den Truppen standen, um ihnen nicht im Wege zu seyn, und nun dieses Spiel des Angriffs; denn es war nichts dabey Ernst als das Schauspiel und der einzige Zweck, die Richtigkeit der Bewegungen.

Aber ein Schauspiel von einer andern Art, das mir unvergeßlich seyn wird, so sehr hat es mich frappirt, war auf dem Walle für die ganze Armee und für die unzählbare Menge der Zuschauer, die sich in der Ebene und auf dem Walle selbst befanden, zu sehn. Frau von Maintenon saß auf dem Walle im Angesicht der ganzen Ebene in ihrer Sänfte. Auf der vordern Tragestange zur linken saß die Herzogin von Burgund und auf derselben Seite standen in einem Halbzirkel um die Sänfte herum die Herzogin, die Prinzessin von Conti und alle die übrigen Damen vom Hofe und hinter diesen die Herren. Am rechten Fenster der Sänfte stand der König und ein wenig weiter hinten waren in einem Halbzirkel die ausgezeichnetern Herren vom Hofe. Der König hatte fast beständig den Hut unten und bog sich jeden Augenblick zur Sänfte hin, um

mit Frau von Maintenon zu sprechen, der er alle die Bewegungen der Armee erklärte, und die jedesmal die Artigkeit hatte, das Fenster vier oder fünf Finger breit herunter zu ziehen, niemals aber bis zur Hälfte. Bisweilen öffnete sie das Fenster um den König zu fragen, aber gewöhnlich bog er sich zu ihr und erklärte ihr die Dinge, ohne daß sie gefragt hatte; bisweilen, wenn sie ihn nicht bemerkte, klopfte er an das Fenster, daß sie aufmachen sollte. Er sprach mit Niemanden anders als mit ihr, ausser wenn er einige kurze Befehle gab und auf die Fragen der Herzogin von Burgund antwortete, die am Gespräch Theil zu nehmen suchte. Die Maintenon antwortete ihr von Zeit zu Zeit durch Zeichen, ohne aber das Vorderfenster zu öffnen, wenn ihr die Herzogin bisweilen einige Worte zurief. In gerader Linie mit der Sänfte ging eine steinerne Treppe den Wall hinunter, die man von oben nicht sehen konnte und die zu einer Thür führte, die man in die alte Mauer hatte brechen lassen, um wenn es nöthig wäre, zum Könige schicken und Befehle von ihm verlangen zu können. Der Fall trat ein. Crenon schickte den Colonel Canillac vom Regimente Burgund, das Compiègne mit vertheidigte, zum Könige, um ihn in irgend etwas um Ordre zu fragen. Canillac steigt die Stiege hinauf und kommt — ich sehe ihn noch diese Stunde ganz bestimmt vor mir — fast bis an die Schultern zum Vorschein. So wie er mit dem Kopfe in die Höhe kömmt, erblickt er die Sänfte, den König und die ganze Umgebung, die er vorher nicht gesehen noch sich so eingebildet hatte, denn sein Posten war unten am Fuße des Walles, von wo man nicht hinauf sehen konnte. Dieser Anblick frappirte ihn so sehr, daß er unbeweglich stehen blieb, und mit offenem Munde, mit starren Augen und dem größten Ausdruck des Erstaunens in sei-

seinem Gesichte vor sich hinstarrte. Alle die Umstehenden sahen ihn und auch der König, der ihm mit Verwunderung zurief: Nu Canillac, kommen Sie doch herauf, was gibt es denn? Er stieg vollends hinauf und näherte sich dem Könige mit langsamen Schritten, zitternd und verwirrt um sich her blickend. Ich stand drey Schritte vom Könige; Canillac ging an mir vorüber und nurnelte etwas vor sich hin. Was sahen Sie, sagte der König. Reden sie doch! Aber er konnte sich gar nicht fassen, und brachte nothdürftig etwas vor. Der König, der nicht viel davon verstand, sah wohl daß er es jetzt nicht besser vorbringen konnte, gab eine Antwort so gut er sie geben konnte, und sagte etwas verdrüsslich: Gehen Sie, Herr Colonel. Canillac ließ sich nicht zweymal sagen, ging die Treppe hinab und verschwand. Kaum war er fort, so sagte der König indem er um sich blickte, ich weiß nicht was Canillac fehlt, aber er hatte ganz die Fassung verloren, und wußte nicht mehr, was er vorbringen sollte. Als die Capitulation vor sich ging, bat Frau von Maintenon, wie es schien, um Erlaubniß, sich zu entfernen. Der König rief: die Träger der Madame! Sie kamen und trugen sie fort. Kaum eine Viertelstunde nachher ging auch der König fort. Viele sprachen heimlich unter einander; das Erstaunen über die vorgefallenen Scenen war allgemein und dauernd, und die Zuschauer auf der Ebene war eben so sehr darüber erstaunt. Alle, sogar die Soldaten, fragten, was das für eine Sänfte gewesen wäre, in die sich der König alle Augenblicke gebogen hätte. Man mußte die Officiere und das Fragen der Truppen zum Schweigen zu bringen suchen. Man kann sich vorstellen, was die Fremden dazu mögen gesagt haben, was das Schauspiel für einen Eindruck auf sie gemacht habe. Der Vorfall wurde in ganz

ganz Europa bekannt, eben so bekannt als das Lager von Compiègne mit allem seinem Glanze und Pomp.

II.

Bälle vom J. 1699. Einige sonderbare Anekdoten.

Der König hatte Feste und Lustbarkeiten gern. Von Lichtmess an gab es im J. 1699 nichts als Bälle und Lustbarkeiten am Hofe. Der König gab dergleichen Feste zu Versailles und Marly, besonders Maskenbälle und Aufzüge, welche Art von Festen der König am liebsten hatte, angeblich zu Ehren der Herzogin von Burgund. Bey der Frau von Maintenon gab es Concerts und Schauspiel; der Dauphin gab auch Bälle und alle die Vornehmsten beeiferten sich, zu Ehren der Herzogin Bälle zu geben. Der erste Prinz vom Geblüt überraschte in seinem aus wenig kleinen Zimmern bestehenden Apartement den Hof mit dem artigsten wohlgeordnetesten Feste. Er gab einen Ball, eine Maskerade mit Aufzügen und allen Nationaltrachten und eine Kollation mit einer reizenden Decoration; und dies ohne jemanden vom Hofe den Zutritt zu versagen, ohne Gedränge und ohne Verwirrung. Einer Dame, welche nachher meine Freundin wurde, die wiewohl noch jung, sich schon am Hofe herauszuheben anfing und bald nachher Aufsehen machte, und die gewiß die glänzendste Rolle gespielt haben würde, wenn sie nicht einige Jahre nachher die Blätter weggerafft hätten, wurde daselbst ein verdrüßlicher Streich gespielt. Sie hatte sich ein wenig in den Grafen von Evreux verliebt, und man hatte kaum angefangen es zu bemerken. Um die Mitte des Balls trat eine Maske mit vier Wachsgesichtern ein, die voll-

vollkommen ähnlich vier Personen vom Hofe, unter andern auch den Grafen von Evreux vorstellten. Die Maske war mit einem langen weiten Talar bedeckt, unter welchem sie eine Maschine hatte, womit sie die Gesichter leicht und schnell bewegen konnte. Die Sonderbarkeit dieser Maske zog aller Augen auf sich und man machte seine Glossen über die vier Gesichter. Die Maske wurde bald zum Tanze aufgefordert; in dieser ersten Menuet divertirte sie die Gesellschaft sehr, indem sie ihre Gesichter hin und her bewegte. Sobald sie geendigt war, ging das Gespenst zu jener armen Dame und forderte sie zum Tanze auf, indem er ihr das Gesicht des Grafen von Evreux zuekehrte. Die Maske tanzte gut und besonders diesen Tanz meisterhaft; sie wußte es boshast genug so zu machen, daß was für Wendungen sie auch in dieser Menuet zu machen hatte, das Gesicht des Grafen immer der Tänzerin zugekehrt war. Diese wurde bald blaß bald roth, verlor aber doch die Fassung nicht und suchte die Menuet zu endigen. Nach der zweyten Tour reichte sie der Maske ihre Hand; diese that als wollte sie sie fassen, entfernte sich aber durch eine leichte Wendung wieder und fing eine neue Tour an. Die Dame glaubte nun Ruhe zu haben, aber umsonst; es blieb dasselbe Spiel mit den Gesichtern. Es war eine Posse, aber fast nicht zum Lachen; und die Dame die vornehm war und vornehme Verwandte hatte, hatte es eben so satt, als wenn sie drey Menuets durchgetanzt hätte. Die Maske blieb noch lange auf dem Saale und fand endlich Gelegenheit zu entwischen. Der Gemahl der Dame kam auch zum Valle. Einer seiner Freunde, der um ihn zu treffen, zum Valle gekommen war, sagte ihm aber, es wäre eine Menge Masken da zum Erdrücken; er thue wohl, wenn

er

er sie erst sich verlaufen ließe. Sie gingen also ein-
weilen in der Prinzengallerie herum; und erst zuletzt,
als ihm die Zeit lang wurde, trat er in den Saal.
Hier sah er die Maske mit den vier Gesichtern und
und auch sein Porträt darunter, er schien aber nicht
davon betroffen zu seyn und ließ sich nichts merken.
Sein Freund hatte ihn übrigens zum Glück vor der
Menuet bewahrt. Die Dame besserte sich, und kam
mit niemanden wieder ins Gerede, ob sie gleich sehr
schön war. Durch ihr musterhaftes Betragen in
Gesellschaft und bey Festen verdunkelte sie alle andre Da-
men, selbst die schöner waren als sie.

Bald darauf fiel auf einem Ball zu Marly eine
ähnliche Scene vor. Der Herzog und die Herzogin
von Luxemburg befanden sich zu Marly. Die Herze-
gin, die sehr ausschweifte, ging ungern zum Ball,
weil niemand mit ihr umgehn wollte. Damals war
die Verderbtheit der Sitten noch nicht so hoch gestie-
gen; jetzt ist man längst von dieser grillenhaften De-
likatesse zurückgekommen. Der Herzog war der einzi-
ge in Frankreich, der das Betragen seiner Gemahlin
nicht kannte, die ihn übrigens mit aller möglichen
Klugheit, Aufmerksamkeit und scheinbarer Freundschaft
behandelte, so daß er keinen Verdacht gegen sie hatte.
Da es an Tänzern fehlte, so forderte der König dieje-
nige dazu auf, die schon über diese Jahre hinauswa-
ren, unter andern auch den Herzog von Luxemburg.
Er mußte maskirt seyn, und der erste Prinz von Ge-
blüt, der von Herzen gern neckte, nahm es über sich
ihn zu maskiern. Er war sein Freund, aber er hatte
für niemanden auf der Welt Freundschaft und nahm
sich vor, dem Hofe eine Posse zum Besten zu geben.
Er bat ihn zum Souper und maskirte ihn nach seiner
eigenen Erfindung. Auf den Bällen wurde gewöhn-
lich wie zu Versailles ein längliches Viereck formirt,
vorn

vorn stand der Lehnstuhl des Königs, oder noch zwey für den König und die Königin von England, wenn sie da waren, was oft der Fall war; auf beyden Seiten auf einer Linie saß die königliche Familie, bis auf die königlichen Enkel herab. Bisweilen wurde diese Ordnung während des Balles unterbrochen, indem die Herzogin und die Prinzessin von Conty bisweilen, um mit jemanden zu sprechen neben oder hinter den Lehnstuhl kamen und sich daselbst auf die untersten Plätze setzten. Die Damen von hohem Adel untereinander, und die übrigen Damen nahmen die beyden langen Seiten des Vierecks ein, zur linken oder zur rechten, dem Könige gegen über. Die Tänzer unter den Prinzen von Geblüt, die nicht mit den übrigen Höfingen tanzten, standen hinter den Damen, wiewohl als Masken.

Anfangs war alles unmaskirt, die Maske in der Hand; wenn hierauf der Ball angehen und Aufzüge und Verkleidungen vorkommen sollten, so gingen diejenigen, die sie vornehmen wollten, in verschiedenen Parthien mit einem Prinzen oder einer Prinzessin hinaus und kamen dann maskirt wieder zurück, so daß sonst niemand die Masken kannte. Mehrere von meinen Freunden, wie ich selbst, waren damals mit dem Herzog von Luxemburg gänzlich entzweit. Ich war eben angekommen und hatte Platz genommen, als ich von hinten eine Maske sah in einem langem flatternden und faltenreichen musselinenen Gewande, ein natürliches Hirschgeweih auf dem Kopfe und einen äußerst bizarren Kopfsuß darunter, der so hoch war, daß er in einem Kronleuchter hängen blieb. Wir erstaunten alle nicht wenig über diese sonderbare Masquerade. Wir fragten uns unter einander, wer es seyn möchte und manche sagten, die Maske müßte sich sehr sicher um ihre Stirne wissen, daß sie sich so zu pugen

pußen wagte. Jetzt wandte sich die Maske um und wir erkannten den Herzog von Luxemburg. Alles brach in ein helles Gelächter aus. Zufälliger weise kam er Weilschen darauf zwischen mich und den Grafen von Toulouse zu sitzen und ich fragte ihn, wo er die Maske her habe. Der gute Herr fand nichts arges darinn, und wirklich war er auch nichts weniger als fein. Er nahm das unaufhörliche Lachen gutmüthig als eine Wirkung der Sonderbarkeit seiner Maske an und erzählte in seiner Einfalt, Monf. le Prince habe ihn so maskirt, er habe ihn darum gebeten und bey ihm gespeist. Er war stolz darauf, daß ihn der Prinz maskirt hatte und wies sich rechts und links. Gleich darauf traten die Damen ein und nach ihnen auch der König. Ein neues Gelächter begann und der Herzog von Luxemburg war entzückt darüber. Die Herzogin, deren Ausschweifungen bekannt waren und die nichts von der Maskerade wußte, verlor alle Fassung; alle sahen sie beyde wechselseitig an und wollten sich todt lachen. Der Prinz stand hinter der Dienerschaft, guckte zwischen durch und freute sich herzlich über seinen boshaften Scherz. Der König belachte und bewunderte ebenfalls diesen grausamen Einfall und sprach noch die folgenden Tage davon.

III.

Merkwürdige Diebstähle welche der König erleidet.

Im großen Marstalle zu Versailles wurde ein sehr kühner Diebstahl verübt. In der Nacht vom 3. zum 4. Junius, während der König zu Versailles war, wurden alle Sattel- und Pferdedecken gestohlen. Der Verlust betrug mehr als 50000 Französische Thaler. Man war mit so viel Vorsicht dabey zu Werke gegangen

gen, daß es in diesem so sehr bewohnten Hause keine Seele bemerkt und sie in einer so kurzen Nacht alles fortgeschafft hatten, ohne daß man auf die geringste Spur kommen konnte. Hr. le Grand und alle seine Subalternen waren auffer sich darüber. Man ließ nach allen Straßen zu nachreiten, visirte Paris und Versailles durch, und alles umsonst. Hierbey erinnere ich mich eines andern Diebstahls, der noch viel mehr sonderbares hat und in die Zeit des Anfangs dieser Memoiren fiel. Das große Apartement, nämlich die Zimmer von der Gallerie an bis zur Tribüne, waren mit karmosinrothem Sammet mit Crepinen und goldenen Franzen meubliert; an einem schönen Morgen fand man die Franzen alle abgeschnitten. Der Diebstahl schien ein Wunder, da der Ort, wo er geschehen war, des Nachts so gut verschlossen, am Tage zu jeder Stunde bewacht wurde und beständig Leute in der Nähe waren. Bontems fast in Verzweiflung ließ alle mögliche Nachsuchungen thun, aber vergebens. Fünf oder sechs Tage nachher war ich beim Könige zum Souper; es stand niemand zwischen mir und dem Könige als der Leibarzt d'Aquin; sonst war niemand zwischen mir und der Tafel. Als die Zwischengerichte aufgesetzt werden sollten, sah ich auf einmal ein großes schwarzes Pack über die Tafel her gestogen kommen, das ich aber wegen der Schnelligkeit, mit der es kam, nicht recht genau sehen und niemanden zeigen konnte. Es fiel auf die Tafel nieder gerade vor die Couverts des Bruders des Königs und seiner Gemahlin, die beyde zu Paris waren und die sich immer am Ende der Tafel dem Könige zur Linken setzten, mit dem Rücken gegen die Fenster, die in den großen Hof gingen. Es fiel mit einer solchen Gewalt nieder als wollte es die Tafel zertrümmern, machte entsetzlichen Lärm, die Schüsseln tanzten, aber keine fiel um; zum Glücke fiel es auf das Tuch und in keine Schüssel.

Der König drehte sich beyhm Lermen zur Hälfte um und sagte ohne irgend etwas überrascht zu seyn: es werden wohl meine Franzen seyn. Sie waren es wirklich, in ein Packet gepackt, das breiter als ein Varet mit seinen breiten Borden und ungefähr zwey Fuß hoch Pyramiden ähnlich war. Das Packet war weit hinter mir her gekommen ungefähr von der mittlern Thüre der beyden Antichambren; eine Franze hatte sich im Fliegen losgemacht und war auf die Peruque des Königs gefallen, welche Livry, der ihm zur Linken stand und es bemerkte, wegnahm. Livry ging sogleich an das Ende der Tafel, wo das Packet lag, und erkannte wirklich, so wie alle die übrigen, die Franzen. Es entstand ein Gemurmel. Indem Livry das Packet aufhob, fand er einen Zettel daran befestigt; er nahm ihn ab und ließ das Packet liegen. Der König wollte ihn lesen, aber Livry gab ihm ihm aus gutem Grunde nicht, trat einige Schritte zurück hinter den König und las es vor sich allein; hierauf gab er es dem Leibarzt d'Uquin, mit dem ich es zugleich las. Es standen darin folgende Worte, mit verstellten lang gezogenen Schriftzügen, wie von einer Weiberhand geschrieben. „Hier hast du deine Franzen wieder, Bontems, der Spasß verlohnt sich nicht der Mühe. Meinen Respect dem König.“ Der Zettel war zusammen gerollt und unversiegelt. Der König wollte ihn d'Uquin aus der Hand nehmen, er trat aber zurück, faltete den Zettel aus einander, bog ihn zurecht und hielt ihn dem Könige vor, ohne ihn denselben anfassen zu lassen. Der König sagte ihm, er solle ihn vorlesen, wiewohl er ihn zugleich mitlas. „Das ist doch ziemlich insolent,“ sagte er, als er den Zettel gelesen hatte, aber mit einem ziemlich gleichgültigen Tone und befahl hierauf das Packet wegzunehmen. Livry konnte es kaum von der Tafel nehmen so schwer war es. Er gab es einem blauen Lakenen, der eben für

zur Hand war. Von dem Augenblicke an sprach der König kein Wort mehr davon, es wagte auch niemand davon zu sprechen, am wenigsten öffentlich; die übrige Zeit des Soupers verging als wäre nichts vorgefallen. Die Insolenz und Frechheit dieses Streiches war entsetzlich und es blieb unbegreiflich wie er hatte bey der Gefahr entdeckt zu werden, gewagt werden können. Wie war es möglich ein Packet von diesem Umfang und Gewicht so weit her zu schleudern, ohne von Gehülffen umgeben zu seyn, unter dieser Menge von Menschen, die beständig beim Souper gegenwärtig waren, durch die man sich kaum hindurchdrängen konnte? Wie war es möglich, wenn auch ein Kreis von Gehülffen um den Werfenden herum stand, daß seine gewaltsame Bewegung als er das Packet schleuderte, so vielen Augen entging?

Der Herzog von Gevores war im Dienst, aber weder er noch irgend Jemand dachte daran, die Thüren eher verschließen zu lassen, als nach Aufhebung der Tafel. Man kann denken, daß die Schuldigen nicht dageblieben seyn werden, da sie länger als drei Viertelstunden freien Ausgang hatten. Da die Thüren geschlossen waren, fand sich niemand als ein einziger Mann, den niemand kannte und den man arretirte. Er gab sich für einen Edelmann aus mit Namen Saintonge; der Herzog von Uzès Gouverneur der Provinz kenne ihn. Der Herzog war zu Versailles, man ließ ihn rufen. Er wollte gerade zu Bette gehen, er kam aber doch, erkannte den Edelmann und sagte für ihn gut. Auf dieses Zeugniß entließ man ihn mit Entschuldigungen. Man hat nachher auch nicht die geringste Spur von diesem Diebstahl und der so sonderbaren verwegenen Erstattung entdecken können.

Pestblase des Königs am Halse.

Der König bekam eine Pestblase am Halse, die anfangs nur wie ein Geschwür aussah, aber bald sehr gefährlich wurde. Er bekam dabey ein Fieber und man mußte zu wiederholten Incisionen schreiten. Er affectirte, sich täglich sprechen zu lassen und im Bette wie gewöhnlich, zu arbeiten. Ganz Europa war auf diese Krankheit aufmerksam, die nicht ohne Gefahr war. Er schickte einen Kourier an den Herzog von Rochefoucault in Angoumois, wohin er auf einen Monat auf sein schönes Landhaus zu Verneuil gegangen war und ließ ihm seine Krankheit melden und ihn auf das freundschaftlichste bitten ihn zu besuchen. Der Herzog reiste sogleich ab und nie erschien er mehr im Glanze der königlichen Gnade. Da in Flandern nichts vorkam und man auch nicht Ursache hatte, etwas zu erwarten, so schrieb der König den Marschalls von Villeroi und Boufflers, daß sie, sobald der Prinz von Oranien die Armee verlassen hätte, die Prinzen zurückschicken sollten. Dieß geschah auch wirklich einige Tage nachher.

V.

Publikation des Friedens mit Savoyen und Allianz mit demselben.

Während dieser Krankheit wurde der Friede mit Savoyen bekannt gemacht, und der König regulirte die Angelegenheiten, die Prinzessin, und die beyden Geiseln betreffend, bis auf die gänzliche Restitution zwischen beyden Mächten. Der Herzog von Savoyen, der die vorzüglichsten Höfe von Europa auf das genauest

naueste kannte, rechnete darauf, daß der Herzog von Foix und Choiseul ihm keine Hindernisse in Weg legen würden. Der erstere hatte nie auf etwas gedacht als auf sein Vergnügen und Divertissement; der letzte war von der Last seiner Armuth und seiner schlechten Lage niedergedrückt; beyde waren weniger als mittelmäßige Köpfe, gänzlich unwissend in dem, was ihre Pflicht war und äußerst leicht zu befriedigen oder hinzuhalten; beyde waren ohne alles Interesse für den Hof und ohne besonderes Gewicht, wiewohl sie beyde von der höchsten Geburt und Ritter des heil. Geistes waren.

Gerade dieses Ensemble suchte der Herzog von Savoyen. Er sah, daß man ihm in dieser Krisis der Unterhandlung zu Gunsten handeln würde. Er schlug also dem Könige diese beyden Herzoge vor, und der König ernannte sie wirklich; er gab ihnen zur Ausrüstung 12000 Liv. und zum monatlichen Gehalt 3000 Liv. Der Graf von Brionne, Ritter des heil. Geistes und Oberstallmeister, (zu welcher Stelle er die Expectanz auf seines Vaters Tod hatte) wurde vom Könige beauftragt, die Prinzessin bey Pont de Beauvoisin zu empfangen; und Desgranges einer der ersten Commis von Pontchartrain und Cerimonienmeister wurde in dieser Charge mitgeschickt. — Die Herzogin von Lude, Schwester des Herzogs von Sully, der im J. 1688 Ritter des heil. Geistes wurde, Tochter der Herzogin von Verneuil, Enkelin des Kanzlers Seguier, war in ihrer ersten Ehe mit dem Grafen von Guiche, dem ältesten Sohne des Marschalls von Gramont vermählt gewesen, der zu seiner Zeit wegen seiner Galanterie so bekannt war, der sich aber nicht viel aus ihr machte und keine Kinder mit ihr hatte. Sie war noch immer sehr schön, auch immer sehr züchtig gewesen, hatte aber ganz den Character, den der Umgang mit der großen Welt gibt und

die Neigung, überall zu gefallen, Freunde zu haben, Wichtigkeit und Ansehn zu genießen. Ihre Bestrebungen waren auch nicht ohne Erfolg, da sie die gütlichste Dame war, bey ihrem Reichthum beständig ein gutes Haus machte und einen guten Tisch führte, und, ohne niederträchtig zu seyn, sich in die Welt zu finden wußte. Auch war sie Hofdame der Königin gewesen. Sie vermählte sich zum zweytenmale mit dem Herzog von Lude, welcher Generalfeldzeugmeister und vom Könige sehr geliebt, übrigens ein Mann nach der Mode war und ein großes Haus machte. Sie liebten sich beyde sehr, und lebten sehr gut mit einander, er starb aber, ohne Kinder mit ihr zu haben. Sie blieb immer am Hofe, wo der Glanz ihres Hauses, ihr feines Betragen und ihre Gutmützigkeit ihr viele Freunde erwarben, und wo sie, ohne es nöthig zu haben, bloß weil es ihre Natur war, den Ministern und den Personen von Wichtigkeit, sogar die Valets nicht ausgenommen, den Hof machte. Der König und Frau von Maintenon konnten sie aber nicht leiden. Sie war fast nie bey den Parthien zu Marly und in den ausgezeichneten Circeln von Damen, welche der König um sich versammelte. Dieß war ihre Lage am Hofe, als eine Hofdame für die Prinzessin gewählt werden sollte, welcher die Erziehung und Führung derselben anvertraut werden könnte. Denn Frau von Maintenon hatte sich vorgenommen, die unmittelbare Aufsicht über sie zu führen, um zugleich Stoff zu haben, den König zu unterhalten. Den Sonnabend, den Tag vorher, wo der Hofstaat der Prinzessin declarirt werden sollte, unterhielt sich der König, der wegen seiner Pestbeule das Bette hütete, Mittags zwischen zwölf und ein Uhr mit seinem Bruder ganz allein. Monsieur, der immer neugierig war, suchte das Gespräch auf die Wahl der Hofdame zu bringen, die gar keinen Ausschub litt.

Wie

Wie sie davon sprachen, sah der Bruder des Königs durch das Fenster die Herzogin von Lude unten auf dem großen Hofe, als sie ihre Sänftenträger in ihrer Livree aus der Messe trugen. Da ist eine, sagte er zum König, die viel Lust dazu hat und wohl viel darunt gäbe, und nannte ihm die Herzogin von Lude. Ja! sagte der König, die wäre vortreflich, um der Prinzessin das Schminken und Muschenauflegen zu lehren, und fügte noch manche Aeussereungen seines Widerwillens hinzu. Der König war nämlich damals viel bigotter als nachher und fand solche Dinge weit anstößiger. Monsieur, der sich wenig um die Herzogin bekümmerte und nur zufälligerweise und aus Neugier gefragt hatte, ließ den König dabey und ging fort zu Tische. Er war überzeugt, daß an die Herzogin von Lude bey der Wahl nicht zu denken sey und sagte kein Wort davon. Den andern Tag, fast um dieselbe Stunde, war er allein in seinem Kabinet; der Thürsteher kam hinein zu ihm und brachte die Nachricht, daß die Herzogin von Lude ernannt sey. Monsieur fing an zu lachen und sagte: er solle ihm keine Märchen erzählen. Jener blieb dabey und glaubte, Monsieur wolle ihn zum besten haben und ging fort. Einige Augenblicke drauf kam Hr. von Chatillon, der Ritter des heil. Geistes, mit derselben Neuigkeit und Monsieur lachte ihn ebenfalls aus. Chatillon fragte ihn, warum ers nicht glauben wolle, indem er die Wahl lobte und ihre Gewisheit betheuerte. Als sie sich so mit einander stritten, kamen noch mehrere dazu, die die Nachricht bestätigten, so daß sie außer allem Zweifel war. Darüber erstaunte Monsieur so sehr, daß sich die ganze Gesellschaft über ihn verwunderte und in ihn drang, die Ursache seines Erstaunens zu entdecken. Verschwiegenheit war nicht sehr seine Sache; er erzählte ihnen also, was der König vor vier und zwanzig Stunden mit ihm gesprochen habe und theilte sein Er-

Frauen der Gesellschaft mit. Die Geschichte wurde bekannt und man war so neugierig die Ursache dieser schnellen Aenderung zu entdecken, daß man es endlich herausbrachte. Die Herzogin von Lude mußte sehr wohl, daß unter der Menge der Competentinnen eine sey, der sie nicht hoffen konnte vorgezogen zu werden: sie schlug also einen Schleichweg ein. Frau von Maintenon hatte eine alte Dienerin bey sich, die in der Periode ihrer Niedrigkeit in ihrem Wittwenstande, als sie im Spital St. Eustache wohnte, ihre einzige Domestikin war. Sie selbst nannte sie Nanon, wie ehemals, für andere war sie Mademoiselle Valbien; sie stand in großer Achtung, weil sie die Freundschaft und das Vertrauen der Frau von Maintenon besaß. Diese Nanon war eine zweyte Maintenon, sie machte sich eben so kostbar als ihre Gebieterin, kleidete sich ganz wie sie, und ahmte ihr precieuses Wesen, ihre Sprache, ihre Frömmigkeit, ihre Manieren nach. Prinzessinnen, selbst die Töchter des Königs schätzten sich glücklich, wenn sie Gelegenheit fanden mit ihr zu sprechen, oder sie zu umarmen, und die Minister, die bey der Frau von Maintenon arbeiteten, beugten sich tief vor ihr. So unzugänglich sie war, so war sie doch mit einigen ihrer Freundinnen aus vorigen Zeiten vertraut und kam mit ihnen, wiewohl selten, zusammen. Glücklicherweise hatte die Herzogin von Lude eine alte Amme bey sich, die sie erzogen hatte und leidenschaftlich liebte und die eine alte Freundin der Nanon war und sie bisweilen insgeheim besuchte. Diese schickte die Herzogin an sie ab und mit Hülfe der baaren Summe von 20000 franz. Thalern war ihr Geschäft glücklich vollendet, noch am Abend desselben Tags, wo der König gegen seinen Bruder mit so viel Abneigung von ihr gesprochen hatte. So ist der Lauf des Hofes! Eine Nanon verkauft eine der wichtigsten glänzendsten Stellen am Hofe; und eine Dame von

sol-

solchem Reichthum, eine Herzogin, von solchem Stande, Geburt und Vermählung, ohne Kinder, ohne alle Bande, frey und unabhängig, hat die Thorheit mit so ungeheuren Kosten ihre Sklaverey zu erkaufen. Ihre Freude war außerordentlich, aber sie wußte sie zu mäßigen, und ihr Betragen und die Menge ihrer Bekanntschaften und Freunde in der Stadt und am Hofe verschafften ihrer Wahl allgemeinen Beyfall.

VI.

Weberintriguen wegen des zu bildenden Hofstaats der Prinzessin von Savoyen.

Die Herzogin von Arpajon und die Marschallin von Rochefort waren sehr aufgebracht. Letztere beklagte sich laut und ungeschweht, daß man ihr das gethane Versprechen nicht gehalten habe, worauf sie allein die Stelle als Hofdame bey der Herzogin von Chartres angenommen habe. Sie verwechselte geschickt die beyden Stellen als dame d'honneur und dame d'atours, um mehr Ursache zu haben, sich zu beklagen. Die letztere Stelle war es, die sie bey der Gemahlin des Dauphins bekleidete und die ihr war versprochen worden. Frau von Maintenon die sie verachtete, fand sich dadurch getroffen, weil sie die Stelle der Frau von Marly verschafft hatte. Sie kehrte die Sache um und klagte ihrerseits die Marschallin an, daß sie selbst daran schuld sey, daß man ihr die Stelle nicht habe geben wollen, weil sie ihre Tochter so sehr unterstützt habe, die nur aus großer Achtung gegen sie nicht vom Hofe entfernt worden sey. Die Marschallin ließ sich betrügen und ohne dadurch ihres Aergers überhoben zu werden — denn die Stelle war vergeben — verließ sie in ihrer Hestigkeit ihre Tochter, die nun

nach Paris wandern mußte, mit dem Verbot, nicht bey Hof zu erscheinen. Diese ihre Tochter hatte zu ihrem ersten Gemahl Rangis gehabt, hatte aber eine äußerst schlechte Ehe mit ihm geführt, und seinen Sohn zu Grunde gerichtet, wiewohl es nicht so schien. Sie war sehr reich. Nachher wurde sie von Blanzai schwanger, der von der Armee zurückkommen mußte, um sich mit ihr zu vermählen. Sie kam schon in der Nacht, wo sie getraut worden waren, mit einer Tochter, der Frau von Tonnerre, nieder. Niemand konnte mehr Verstand und List, mehr Liebenswürdigkeit und Einschmeichlungsgabe, mehr Anmuth, Gewandtheit und Feinheit des Wizes haben, niemand konnte so seine Sprache in der Gewalt haben und sie so nach den Umständen modificiren, als dieses Weib; übrigens hatte sie den boshafteften, schwärzesten, gefährlichsten Character, den ein Mensch haben kann, im höchsten Grad falsch und hinterlistig. Die Tränen flossen ihr vom Munde wie Wasser und mit dem Anschein der größten Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit, so daß sie im Stande war, Leute zu überzeugen, die mit der größten Gewißheit wußten, daß sie Unwahrheit sagte. Sie war eine Sirene, vor der man sich nur durch die Flucht retten konnte, wenn man sie auch noch so gut kannte. Ihre Unterhaltung war äußerst reizend, und niemand wußte mit solchem Wize und so fein, aber auch mit solcher Grausamkeit lächerlich zu machen, sogar was nicht lächerlich war. Uebrigens liebte sie nur allzusehr galante Abentheuer, so lang es ihre Gestalt gestattete, nachher, ohne sehr delikate zu seyn, gab sie sich den niedrigsten Menschen hin. Bey allen diesen Fehlern, wovon sie die mehresten zur Gesellschaft untauglich machten, war sie dennoch die Königin der Gesellschaft am Hofe und in der Stadt. Ihr Zimmer wurde nie von dem glänzenden, bessern Theil der Gesellschaft leer, die ihr entweder aus Furcht oder Bewunderung den

den Hof machten, sie hatte die angesehensten Freunde und wurde von den drey königlichen Prinzessinnen sehr gesucht. Man bewarb sich ordentlich um sie; aber aus Anhänglichkeit gegen ihre Mutter hatte sie sich vorzüglich an die Herzogin von Chartres attachirt, die sich von ihr gänzlich beherrschen ließ. Daraus entstand viel Unhelligkeit und Zwist; Monsieur und der Herzog von Chartres hatten einen Widerwillen gegen sie, der an Abscheu grenzte. Sie wurde entfernt, aber es gelang den Thronen und den Bemühungen der Herzogin von Chartres, daß sie wieder zurückberufen wurde. Sie kam wieder nach Marly und bekam sogar einigemal in die geheimen Zirkel des Königs Zutritt, wo sie den König so geistreich divertirte, daß er nicht aufhören konnte, gegen Frau von Maintenon von ihr zu sprechen. Diese fürchtete sich vor ihr und suchte von nun an nichts angelegentlicher, als sie vom Könige entfernt zu halten; sie brachte es mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit dahin. Endlich suchte sie sie zu größerer Sicherheit zum zweytenmale vom Hofe gänzlich zu entfernen und fand auch dazu Gelegenheit. Die Mutter wurde nicht wenig ausgelacht, daß sie sich hatte betrogen lassen, und einer Stelle wegen, die sie nicht erhalten konnte, in einer thörichten Aufwallung zu ihrer Tochter Unglück behülflich gewesen war. Diese blieb lange Zeit zu Paris in ihrem Exil.

VII.

Vertauschung von Meudon und Choisy.

Der König, der seine Familie, so wie den Hof und sein Volk in allem, selbst in Kleinigkeiten beherrschen und sie beständig unter seinen Augen haben wollte, hatte es nicht gern gesehen, daß Mademoiselle dem

Dau-

Dauphin bey ihrem Tode Choisy vermacht hatte, und sah es um so weniger gern, daß der Dauphin so oft in Begleitung der kleinen Gesellschaft, die er sich jedesmal dazu auswählte hinreiste. Dieß verursachte eine Trennung seines Hofes, die nunmehr bey dem Alter seines Sohnes, da er das Lustschloß einmal geschenkt bekommen hatte, nicht zu vermeiden war. Er wollte ihn aber wenigstens in seiner Nähe haben und Meudon, das viel größer war als Choisy und woran Louvois viele Millionen verschwendet hatte, schien ihm dazu tauglich zu seyn.

Er that also Barbesteur den Vorschlag, daß er einen Tausch mit seiner Mutter treffen wollte, die in der Erbschaft Meudon für 500000 Liv. angenommen hatte und erbot sich, ihr 400000 Liv. mehr und Choisy dagegen zu geben. Frau von Louvois, für welche Meudon zu weitläufig und zu schwer in Stand zu erhalten war, nahm den Vorschlag mit Freuden an, der ihr 900000 Liv. und ein bequemerer Haus verschaffte, und noch denselben Tag, wo der König den Tausch zur Sprache gebracht hatte, wurde der Contract abgeschlossen. Der König hatte kaum mit dem Dauphin davon gesprochen, allein für den waren die leisesten Wünsche des Königs Befehle. Nun verließ der Dauphin nur häufiger Versailles und hielt sich zu Meudon auf, wo er nach dem Beispiel des Königs mit vielem Aufwand im Schlosse und in den Gärten Verschönerungen machte und die Pracht vollendete, welche die Cardinäle von Meudon und von Loehringen, und dann Hr. Servien und Hr. von Louvois nacheinander daran verschwendet hatten.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Viertes Buch.

Kriegsunternehmungen von 1692 bis 1697.



Krieg

Sie
rig
unter
vill
der
Bede
von
auf
landen
nig
ber
eine
wenig
man
Hilf
zu
Lapf
ist
warte
die
hang

I.

Kriegsbegebenheiten vom Jahr 1692 bis zum
Jahr 1697.

Während der Belagerung von Namur traf den König ein empfindlicher Verlust. Er hatte eine Flotte unter dem Befehle des berühmten Viceadmirals Tourville zur See; die Englische Flotte aber, vereinigt mit der Holländischen, war fast noch einmal so stark. Beide Flotten befanden sich im Canal und der König von England wartete auf der Küste der Normandie auf den ersten günstigen Zeitpunkt, um in England zu landen. Er rechnete ganz sicher auf sein Einverständniß mit dem größten Theil der Englischen Befehlshaber, und beredete daher den König, daß er dem Feinde eine Schlacht liefern sollte; und er zweifelte an nichts weniger als am guten Ausgang desselben, da er, wie man glaubte, die Versicherung hatte, daß mehr als die Hälfte der Englischen Schiffe während des Treffens zu ihm übergehen würden. Tourville, der durch seine Tapferkeit und Kriegskunst so berühmt geworden ist, schickte zwey Kouriere an den König ab und warnte ihn vor dem Treffen, indem er ihm vorstellte, wie mißlich es sey, sich ganz allein auf das vielleicht so unzuverlässige Einverständniß des Königs von England

land mit den Englischen Befehlshabern zu stützen, wie ungeheuer überlegen der Feind sey, daß es der königlichen Flotte an einem Hafen und Zufluchtsorte fehle, im Fall die Engländer siegen sollten, daß diese die Flotte verbrennen und den letzten Rest der Französischen Marine zu Grunde richten würden. Aber seine Vorstellungen fanden kein Gehör, er erhielt Befehl zum Treffen, er möchte schwach oder stark seyn und unter welchen Umständen es auch seyn möchte.

Er gehorchte. Er that Wunder, und seine Officiere thaten es ihm gleich, aber kein einziges feindliches Schiff wankte. Die Uebermacht überwältigte ihn; er rettete zwar mehr Schiffe als man hoffen konnte, aber die mehresten gingen verloren und wurden nach dem Treffen verbrannt. Der König von England sah vom Gestade dem Treffen zu und man hatte ihn im Verdacht, daß er sich der Parteilichkeit für seine Nation schuldig gemacht habe, wiewohl kein einziger seiner Landsleute die Versprechungen erfüllt hatte, durch deren Vorspiegelung er die Schlacht veranlaßt hatte.

II.

Treffen bey Nerwinden.

Montags den 17 Julius 1693 wurde der Marschall Joneuse mit dem Generallieutenant Montchevreuil und dem Generalmajor Pracontal aus dem Lager bey Lecki drey Meilen von Lüttich mit zwey Brigaden Infanterie und einigen Regimentern Cavallerie detaschirt, um bey unsern Linien zu dem Corps zu stoßen, welches la Balleterie daselbst commandirte, und sich den Feinden entgegenzusetzen, die in der Gegend von Arras und Nyssel gebrandschatzt hatten.

Dienst.

Dienstags den 28. brach die Armee aus dem Lager auf, und zog sich gegen die kleine Stadt Warem zu, wo sie durchmarschirte; das Detaschement des Marschalls Joyeuse marschirte besonders, aber die beiden Marschalls zusammen. Als der Vorderzug der Armee eine halbe Meile jenseits vorgerückt war, lief von verschiedenen Seiten die Nachricht ein, daß sich der Prinz von Oranien mit seiner Armee disseits der Gette gelagert habe (welches ein kleiner, an wenig Orten schiffbarer, mit hohen schroffen Ufern eingeschlossener Fluß ist) und daß seine Armee nur eine halbe Meile von Zoo stehe, (welches eine kleine Stadt mit einer unbedeutenden Festung in den Morästen jenseits der Gette gelegen, von dem Lustschlosse des Prinzen von Oranien gleiches Namens aber zu unterscheiden ist, das weit davon in Holland liege).

Auf diese Nachricht rückten der Herzog von Luxemburg nebst dem Marschall von Villeroi, dem Herzog von Chartres, dem Prinzen von Conti und wenigen andern mit einigen Truppen vor, um sich von der Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen. Underthalb Stunden nachher ließ er dem Marscha Joyeuse, der bey der Armee mit dem Herzog zurückgeblieben und um eine weitere Aussicht zu haben, auf die Windmühle bey Warem gestiegen war, zu wissen thun, daß er mit der Armee zu ihm stoßen und das für die Linien bestimmte Detaschement wieder an sich ziehen sollte. Der Prinz von Conti kam zurück und bestätigte die erhaltene Nachricht von der Stellung der Feinde. Er übernahm die Führung der Infanterie, wovon einige Brigaden eben noch durch Warem passirten.

Die Armee marschirte sehr schnell, wiewohl von Zeit zu Zeit Halt gemacht wurde, damit die Infanterie nachkommen konnte, und gegen acht Uhr des Abends kam sie drey Meilen jenseits Warem in einer

Ebene an, wo die Truppen in Schlachtordnung gestellt wurden. Hierauf wurden wieder Colonnen formirt und die Armee rückte eine Viertelmeile näher gegen den Feind vor. So blieb sie die Nacht über in Colonnen, indessen die Infanterie und Artillerie vollends ankam.

Bewundernswürdig war die Munterkeit der Truppen nach einem Marsch von mehr als acht Meilen brannte sie vor Verlangen, die Feinde anzugreifen. Im feindlichen Lager hörte man die ganze Nacht über viel Bewegung und Lärm, wesswegen man glaubte, sie zögen sich zurück. Gegen vier Uhr des Morgens singen aber ihre Canonen an sich hören zu lassen. Unsere Batterien, die ein wenig zu weit von einander placirt waren, kamen erst eine Stunde später in Stand, worauf man ein lebhaftes Feuer von beyden Seiten machte. Jetzt bemerkte man, daß wir im Nachtheil waren. Die Feinde hatten alle Anhöhen besetzt und sich in zwey Dörfern zur Rechten und Linken wohl verschanzt.

Auch hatten sie von einem Dorfe zum andern bis rechts zu einem großen Abhang Verschanzungen gezogen und auf den Anhöhen Redouten angelegt, so daß wir zwischen den beyden Dörfern gegen sie anrücken mußten, aus denen wir sie erst vertreiben sollten, die aber zu nahe an einander lagen und uns keinen Raum gaben uns gehdrig auszudehnen. Dieß nöthigte unsere Truppen sich in mehrere Linien zu theilen und setzte sie in Gefahr überflügelt zu werden, besonders an der linken Seite. Dazu kam daß ihre Batterien, die nahe an einander auf ihren Verschanzungen aufgepflanzt und besser als die unsrigen placirt waren, ein entsetzliches Feuer auf unsere Cavallerie gaben, die in der größten Unordnung zurückgeworfen war.

war. Indessen griffen der Prinz Conti und der Marschall Billeroy mit einem großen Theile der Infanterie das Dorf Bas-landen zur rechten Hand an.

Der Generallieutenant Feuquieres, dem es nicht an Fähigkeit und Muth fehlte, wurde beschuldigt, daß es bey dieser Gelegenheit an ihm gefehlt habe. Zu gleicher Zeit griff Montchevreuil unter dem Marschall Joyeuse das Dorf zur linken Hand an, das Herwinden hieß und dem Treffen den Namen gab. Montchevreuil blieb beyhm Angriff, seine Stelle ersetzte der Generallieutenant Rubantel und der Herzog von Berwick, der dabey gefangen wurde. Die beyden Angriffe zur rechten und zur linken wurden lebhaft zurückgeschlagen, und ohne den Prinzen Conti wäre das Treffen zur Rechten sehr in Unordnung gekommen. Als der Herzog von Luxemburg sah, daß die Infanterie fast zurückgeschlagen war, ließ er die ganze Cavallerie schnell vorrücken, gleichsam um die Verschanzung der Fronte zwischen den beyden Dörfern zu bestürmen. Die feindliche Infanterie, welche die Dörfe reinschloß, ließ sie näher als einen Pistolenschuß anrücken und gab auf einmal Feuer auf sie, worauf die Pferde scheu wurden und zurückstürzten. Die Officiere sammelten die Cavallerie mit Mühe wieder, sie rückte mit gleicher Hefigkeit wieder an, wurde aber zweymal nach einander eben so zurückgeschlagen. Der Herzog von Luxemburg hatte keinesweges darauf gerechnet, daß die Cavallerie in die Verschanzungen eindringen sollte, die man kaum zu Fuß ersteigen konnte; aber er hoffte durch den allgemeinen heftigen Anfall der Cavallerie die Feinde aus den Verschanzungen herauszubringen. Da er sah, daß die Cavallerie nichts vermochte, und die Infanterie zweymal von den beyden Dörfern, so wie die Cavallerie drey mal von den Verschanzungen der Fronte zurückgeschlagen war, nachdem sie vier Stunden

lang ein schreckliches Canonenfeuer ausgehalten hatte und nicht von der Stelle gewichen war, ausser um die gemachten Lücken wieder zu schließen: so ließ er sie in einen kleinen Grund zurück ziehen, wo sie die Kanonenkugeln nicht im Fluge, sondern nur durch Abprall erreichen konnten, und wo sie länger als eine halbe Stunde Halt machte. Hierauf begaben sich die drey Marschalls, die drey Prinzen, Albergotti und der Herzog von Montmorency, ältester Sohn des Herzogs von Luxemburg, vorher Prinz von Tingen genannt, zusammen in den nämlichen Grund, wo sie sich nicht weit von der Cavallerie fast an der Fronte des Regiments Roussillon mit einander unterredeten. Das Gespräch war lebhaft und dauerte lang, worauf sie sich trennten. Man ließ hierauf das Regiment der französischen Garde und die Schweizer, den Prinzen Conti an ihrer Spitze, hinter der Cavallerie vor, uns zur Linken, gegen das Dorf Nerwinden anrücken, das sie sogleich mit Hestigkeit angriffen.

Sobald man sah, daß sie einige Gärten und verschanzte Häuser einzunehmen anfangen, ließ man das Regiment la mailon du Roi, die Carabiniers und die ganze Cavallerie vorrücken. Die einzelnen Eskadrons mußten so gut es ging, durch die aufgeworfnen Gräben, durch die Hecken, Gärten, Hopfenberge, durch Scheunen und Häuser, die man so weit es möglich war, niederteiß, sich seinen Durchweg bahnen, während weiter vorne im Dorfe die beiderseitige Infanterie mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit theils angriff, theils vertheidigte. Unterdessen war Harcourt, welcher ein kleines abgesondertes Korps führte, zu Guiscard gestoßen war, da er den Donner der Kanonen gehört hatte oder vielleicht auch auf die ausdrückliche Ordre des Herzogs von Luxemburg, von sei-

seinem Posten, der sechs Meilen weit entfernt war, aufgebrochen und ließ sich in der Ebene uns zur Linken von Merwinden, wiewohl noch in der Entfernung, sehen. Zu gleicher Zeit kam unsre Cavallerie aus dem Dorfe nach und nach ins freie Feld in die Ebene und suchte sich wieder in gehdrige Ordnung zu stellen, da sie durch die sonderbare Passage in Verwirrung gerathen war. Dieß alles zusammen brachte die Feinde zum Weichen, sie zogen sich in die Verschanzung der Fronte zurück und verließen das Dorf.

Der Pfarrer des Orts hat dieß ganze lange und große Schauspiel von seinem Kirchturme herab beobachtet. Ihre Cavalerie, die sich noch nicht hatte sehen lassen, rückte nun aus der Verschanzung der Fronte des Dorfes hervor und zog sich in bester Ordnung in die Ebene, wo die unsrige eben angelangt war. Die Feinde brachten zwar anfangs diesen bis dahin unüberwindlichen Kern der Truppen zum Weichen; diese aber hatten auch nicht Zeit gehabt sich in die gehdrige Ordnung zu stellen, da sie mit so viel Beschwerlichkeit durch das Dorf hatten passiren müssen. Die Garde des Prinzen von Oranien und des Hrn. von Baudemont und zwey Englische Regimente hatten die Ehre dieses errungenen Vortheils; aber die Chevaux legers der Garde konnten sie nicht zum Wanken bringen und ihnen keine Handbreit Land abgewinnen. Vielleicht waren diese Truppen glücklicher in die Ebene passirt und hatten sich besser als die andern formiren können. Diese sammelten sich im Augenblicke wieder und thaten nun Wunder der Tapferkeit, unterdessen die übrige Cavalerie in die Ebene rückte und während des Vorrückens sich formirte. Der Herzog von Chartres griff an der Spitze seiner braven Escadrons vom Regiment la maison du Roi den Feind meh-

zweymale an mit einer Gegenwart des Geistes und einer Tapferkeit, die ganz seiner Geburt würdig war; er kam ins Handgemenge und wurde beinahe gefangen. Der Marschall Arci, der sein Gouverneur gewesen war, stand ihm in dieser Action wie bey Steinkirchen stets zur Seite, mit der Kaltblütigkeit eines alten Kriegers und mit dem vollen Muthe des Jünglings. Der Herzog, welchem vorzüglich der Vorschlag dieses letzten Angriffs der Französischen und Schweizer Garde auf Nerwinden zugeschrieben wurde, befand sich beständig zwischen zwey Feuern.

Unterdessen war unsere Cavalerie vollends in die Ebene vorgerückt und hatte sich formirt. Sie that fünf verschiedene Angriffe auf die feindliche Cavalerie und trieb sie endlich nach einem lebhaften Widerstande bis an den Fluß Gette, in den sie sich warf und worin eine große Menge ertrank. Der Prinz Conti, der bey dieser Action von einem Säbelhieb, den zum Glück das Eisen auf seinem Hute aufgehalten hatte, eine Contusion am Kopfe erhalten hatte, sah sich nunmehr in vollem Besiz des Dorfes Nerwinden. Er nahm hierauf den zunächst am Eingange des Dorfes sich befindenden Theil der Cavallerie und griff damit, unterstützt von der Infanterie, die endlich das Dorf Nerwinden eingenommen hatte, die Verschanzung der Fronte an und zwang den Rest der feindlichen Armee, der sich hinter dieser langen Verschanzung befand, die Flucht zu ergreifen. Da aber die Infanterie nicht sogleich einen Angriff hatte thun können und auch die Cavallerie zur Linken zu weit entfernt war, so war dieser wiewohl übereilte Rückzug der Feinde noch sehr vortheilhaft.

Nachmittags gegen fünf Uhr war alles vorbei; die Action hatte auf zwölf Stunden gedauert, und es
war

war einer der heißesten Sommertage. Es ist unglaublich, wie die Feinde in den wenigen Stunden, die sie zum Verschanzen hatten, noch dazu größtentheils in der Nacht, die so weitläufigen Verschanzungen zwischen den beyden Dörfern (wir haben sie die Verschanzungen der Fronte genannt) von vier Fuß Höhe mit tiefen und weiten Gräben, vollkommen regelmäßig in den Flanken, mit kleinen hie und da angebrachten Redouten, mit Thoren und Oeffnungen, mit halben Monden bedeckt, fertig bringen konnten.

Die beyden Dörfer, die mit dicken Hecken und mit Gräben nach der Sitte des Landes umgeben waren, hatten sie noch besser befestigt, als die übrigen Verschanzungen. Die ungeheure Menge von Todten, womit die Gassen von Nerwinden haufenweise bedeckt waren, zeigte, welchen Widerstand man daselbst gefunden hatte. Auch kam den Feinden ihre Hartnäckigkeit theuer zu stehen, ihr Verlust wurde auf 20000 Mann geschätzt. Unser Verlust kann ungefähr die Hälfte so hoch gerechnet werden.

Die Feinde verlohren alle ihre Kanonen, acht Mörser, viele Munitionswagen, Standarten und Fahnen und einige Paare Pauken. Unser Sieg war vollkommen. Den Prinzen von Oranien befremdete es, daß das ununterbrochene Feuer seiner Artillerie unsere Kavallerie gar nicht zum Weichen bringen konnte, die ohne sich zu rühren, in ungebrochenen Linien, das Feuer aushielt. Aufgebracht sprengte er hin zu den Batterien und schalt die Kanoniers, daß sie nicht besser träsen; als er aber die Wirkung seiner Artillerie sah, wandte er sein Pferd um mit den Worten: „Welche freche Nation!“ Er und der Churfürst von Baiern hielten bis zu letzt im Kampfe aus; erst da sie sahen, daß nichts mehr zu hoffen war, zogen sie sich

über die Gette zurück, über die sie hatten Brücken schlagen lassen. Die Feinde zogen sich unter Brüssel zurück, und der Herzog von Luxemburg gab seinen Truppen einige Zeit Ruhe, um sich von der Strapaze zu erholen. Die Vorbeern, die er eingearndtet, hatte, schützten ihn nicht vor dem Tadel. Man tadelte ihn, daß er die Schlacht gewagt, und daß er sie nicht besser benutzt habe. Man beschuldigte ihn der Verwegenheit, indem er die Feinde in einer so vortheilhaften Stellung und Verschanzung mit unserer Armee angegriffen habe, die zwar etwas an Anzahl überlegen, aber ermüdet und von dem langen Marsche vom vorigen Abend gleichsam noch ausser Athem gewesen sey. Man warf ihm, und nicht ohne Grund, vor, daß er mehr als einmal in Gefahr gewesen sey, die Schlacht zu verlieren, und daß er sie nur durch seine Hartnäckigkeit, durch die Französische Tapferkeit und durch Verschwendung von Blut gewonnen habe.

Man beschuldigte ihn ferner ungescheut, er habe den Sieg nicht benutzen und vollenden wollen, um nicht zu bald einen Krieg zu endigen, der ihn so groß und unentbehrlich machte. Die erste Beschuldigung konnte er leicht von sich abwenden. Er hatte wiederholten Befehl zu schlagen und er hatte sich nicht vorstellen können, daß die Feinde in einer einzigen so kurzen Nacht ihren schon an sich vortheilhaften Posten mit so weitläufigen und regelmässigen Verschanzungen besetzen würden, wie er erst nachher nach der Schlacht sah. Was die zweite Anklage betrifft, so bin ich zu wenig unterrichtet, um darüber zu entscheiden. Wahr ist, daß zwischen vier und fünf Uhr alles vorbei war und die Feinde theils sich zurückzogen, theils in die Flucht geschlagen waren; dadurch waren wir Meister vom Fluß Gette; es waren Pontons zur Hand; jenseits

seits ist die Gegend offen und im Julius war der Tag noch lang genug um die Feinde auf dem Fuße zu verfolgen; aber eben so wahr ist es auch, daß die Truppen von dem Marsche vom vorigen Abend und von dem zwölfstündigen Kampfe aufs äußerste ermüdet waren, daß die Pferde besonders die Zugpferde der Munitions- und Proviantwagen gänzlich abstrapazirt waren und daß man den Vorwand hatte, der gänzliche Mangel an Lebensmitteln und Munition habe es unmöglich gemacht, die Feinde zu verfolgen.

Cossé, der gefangen war, wurde auf sein Ehrenwort sogleich auf freyen Fuß gestellt und die Herzoge von Berwick und Ormond wurden bald ausgewechselt. Für die Gefangenen und Verwundeten wurde sehr gut gesorgt. Man hob sehr sorgfältig alle auf dem Schlachtfelde gebliebene auf, die noch nicht todt waren und fortgebracht werden konnten.

III.

Marsch des Marschalls von Lorges im Angesicht des Prinzen von Baden.

Seit acht Tagen hatte der Marschall von Lorges sein Hauptquartier zu Poth aufgeschlagen; als aber die Proviantmagazine von Philippsburg und die Fournage der Gegend erschöpft waren, führte er seine Armee wieder zurück über den Rhein. Er machte den schönsten Marsch, den man je gesehen hat. Er brach mit seiner Armee des Morgens um elf Uhr auf, mit allem kriegerischen Pomp, in neun Colonnen, die auf dem Abzuge das Manöver der Caracale machten, im Angesicht des Prinzen Ludwigs von Baden, der mit

der Kaiserlichen Armee auf der andern Seite des Baches stand.

Die neun Colonnen passirten durch einen Wald in einer so meisterhaften Ordnung, daß in der Ebene bey Schwellingen, wo sie sich in Schlachtordnung stellten, jede Brigade sich sogleich an ihrem Platze und in gehöriger Stellung befand. Sie passirten hierauf in der vortrefflichsten Ordnung und in der größten Geschwindigkeit über einen breiten Bach, theils auf einer Brücke, theils durch eine Furth, indem sich jede Brigade in Schlachtordnung hielt, bis die Reihe an sie kam zu passiren. Der Marschall Joneuse commandirte den Vorderzug und erhielt die Ordnung der Passage, und der Marschall von Lorges führte die Ririeregade. In zwey Stunden war die ganze Armee hinüberpassirt; denn die Proviant- und Bagagewagen und die Artillerie waren voraus. Man glaubte dieser Marsch würde beunruhigt werden; aber man erfuhr nachher, daß es der Prinz von Baden nicht gewagt und laut geäußert hatte, der Marsch sey zu gut geordnet gewesen, um ihn mit Erfolg angreifen zu können.

IV.

Krieg in Spanien, Bataille am Fluß Ter in Catalonien.

In Spanien ließ Noailles am 28. Mai 1694 seine Armee über den Ter, im Angesicht des Vicekönigs von Catalonien, Marquis Villena passiren und schlug ihn zurück. Die Feinde verloren in diesem Treffen 500 Mann, ihre Bagage, ihre Kanonen und eine Menge Fahnen; wir machten überdies 1500 Gefangene und verloren nur 300 Mann. Der alte
Cha-

Chaseron, Ritter des heil. Geistes und erster Generalleutenant unserer Armee, hatte ganz den Ruhm dieses Ueberganges und Sieges. Noailles war erst während der Niederlage der Feinde über den Fluß gegangen.

Am 7. Junius wurde Palamos im Sturm eingenommen. Die Feinde verloren dabey 300 Mann und 600 machten wir zu Gefangenen. Die Citadelle ergab sich am 10. und die Besatzung, die aus 1500 Mann bestand, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Der Platz ist an sich und wegen seines Hafens wichtig.

Noailles verfolgte sein Glück und eroberte Gironne, sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Der Platz capitulirte am 29. Junius; in der Capitulation wurde besonders ausgemacht, daß die aus 3000 Mann bestehende Besatzung bis zum 1. November nicht dienen sollte.

Diese so glückliche Campagne verschaffte dem Hrn. von Noailles das Diplom der Vicekönigswürde von Catalonien.

Durch die Verwegenheit eines einzigen Soldaten nahm er noch das Schloß Castelfollit ein, das auf einem sehr steilen hohen Felsen liegt und die ganze Ebene beherrscht. Ein entschlossener Soldat bekam Lust zu sehen, ob die erste Verschanzung stark besetzt wäre. Er fand sie verlassen und drang mit dem Degen in der Hand ein, indem er laut schrie, daß man ihm folgen sollte. Es folgten ihm fünf oder sechs andere, mit denen er auch in die zweite Verschanzung drang. Diese war stark besetzt, aber die Besatzung gerieth in Verwirrung, als sie sich auf einem Posten angegriffen sah, den man für unzugänglich hielt, und weil sie wegen des Geschreyes glaubte, die Feinde wagten einen Sturm, und entfloh. Das Schloß gerieth dadurch in Alarm, der kleine Haufe der Unsrigen, der sich indessen stark vermehrt hatte, folgte den Fliehenden auf dem

dem Fuße nach und drang so im Handgemenge in das Schloß ein, das unter vielem Blutvergießen erobert wurde. Auch Ostalrico fiel dem Hrn. von Noailles in die Hände, und hiermit endigte sich diese glückliche Campagne.

Die Feinde bombardirten den ganzen Sommer über unsere Küsten und brannten die Stadt Dieppe fast ganz nieder.

In Italien fiel nichts vor. Die Campagne endigte sich daselbst mit der Blockirung von Casal.

V.

Krieg in Flandern.

In Flandern that man weiter nichts, als daß man einander beobachtete und sich behauptete. Auf diese Art hielt man sich lange bey Bignamont, wo aber endlich das Fourragiren wegen der Entfernung zu beschwerlich wurde. Der Prinz von Oranien sah sich wegen dieses Mangels an Fourrage gendthigt, zuerst aufzubrechen und schlug am 17. wieder sein Lager auf. Fast die ganze Armee des Dauphins war aufs Fourragiren detaschirt; demungeachtet brach noch denselben Abend der linke Flügel unter den Marschalls Willeroy und Boufflers auf, welchen den Tag darauf als am 18. der Dauphin und der Marschall von Luxemburg mit der übrigen Armee folgten.

Die Feinde hatten zwey Märsche voraus, und der Dauphin hatte viele Bäche und Defiles zu passiren und sollte doch das Lager bey Espier erreichen, ehe sich die Feinde desselben bemächtigten. Der Marsch wurde in der besten Ordnung und in solcher Geschwindigkeit vollendet, indem der Marschall Willeroy beständig voran war, daß der Dauphin am 25. das Lager bey
Espier

Es pier einnahm, eben als sich der Vorderzug der feindlichen Armee auf der andern Seite zeigte. Man beschoß sich die übrige Zeit des Tages, worauf sich die Feinde gegen Abend zurückzogen.

Dieser so wichtige Marsch war vortrefflich ausgeführt und wurde sehr bewundert. Die übrige Zeit der Campagne that man weiter nichts, als daß man sich behauptete.

VI.

Aeußerung des Prinzen von Oranien nach der Einnahme von Namur.

Die allzuseine Vorsicht des Herzogs du Maine, der ein schönes Beispiel der Tapferkeit gab, indem er sich entschloß, den Feind zu recognosciren, dann zu beichten und seinen Flügel in Schlachtordnung zu stellen, der schon lange rangiert war, indeß aber Vaudemont Zeit gab mit seiner Armee der augenscheinlichsten Gefahr zu entweichen, verschuldete den Verlust der Stadt Namur, die am 4. August an den Prinzen von Oranien durch Capitulation überging. Demungeachtet beschenkte der König Guiscard mit dem Ordensband; Mesgrigny erhielt 6000 liv. Besoldung und wurde Generallieutenant; der Marschall Boufflers wurde zum wirklichen Herzog erhoben und fast alle Officiere, die mit ihm in Namur gewesen waren, avancirten. Als der Prinz von Oranien von diesen Belohnungen hörte, sagte er, er sey doch dazu verdammt, den König beständig zu beneiden, der den Verlust eines Plazes freygebiger belohnte, als er seinen würdigen Freunden und Officieren für die Eroberung desselben danken könne.

Bewaffnete Unterhandlung mit Savoyen.

Der König hatte sich im J. 1696 fest entschlossen, alles mögliche zu thun, um seinem Reiche den Frieden zu verschaffen, den es so sehr bedurfte. Er sah aber ein, daß es ihm nur gelingen könnte, wenn er eine der verbundenen feindlichen Mächte von der Allianz trennte, so daß durch deren Abtritt die übrigen geschwächt und er in Stand gesetzt würde, ihnen kräftiger zu widerstehen und sie zum Frieden zu zwingen. Er richtete seine Absicht zuerst auf den Herzog von Savoyen, der ihm wegen der engen Zugänge seines Landes die meiste Beschwerlichkeit und Auswand verursachte, und übrigens mit dem Kaiser und Spanien sehr unzufrieden war, weil ihm beyde wenig von dem hielten, was sie ihm versprochen hatten und noch immer fort versprachen. Zur Ausführung dieses Planes gab er dem Marschall Catinat eine furchtbare Armee, ertheilte ihm aber auch eine weitläufige geheime Instruction mit der freyen Vollmacht, mit dem Herzog von Savoyen zu unterhandeln und wo möglich Frieden zu schließen.

Catinat passirte in kurzer Zeit durch das Gebirge und drohte, indem er zugleich die strengste Mannszucht hielt, das ganze Land zu verwüsten und ohne Schonung die Maulbeerbäume der Ebene niederhauen zu lassen, die wegen des Seidenbaues den Reichthum des Landes ausmachen und durch deren Vertilgung das Land auf ein Jahrhundert zu Grunde gerichtet worden wäre. In den vorhergehenden Feldzügen hatte der Herzog von Savoyen schon seine schönsten Lustschlösser von den Feinden niederbrennen sehen müssen. Hr. von Catinat, der keinen Augenblick die Armee verlassen konnte und für die Unterhandlung einen Mann von Einsicht und Gewicht bedurfte, hatte sich den Grafen von Tessé zugeben lassen.

Wäh-

Während der Unterhandlung machte Catinat Anstalt zur Belagerung von Turin. Der Herzog von Savoyen, der seine Staaten in Gefahr sah und fühlte daß er nicht sowohl als seine Bundesgenossen darinn Herren waren, nahm endlich den Frieden an, der sehr vortheilhaft für ihn war, wiewohl ihn der König auch für sich sehr vortheilhaft fand, indem dadurch die Allianz seiner Feinde geschwächt wurde.

VIII.

Friede mit Savoyen und Vermählung einer Prinzessin von Piemont mit dem Herzog von Burgund.

Die vorzüglichsten Artikel dieses Friedenstractates waren: Die Vermählung der ältesten Tochter des Herzogs mit dem Herzog von Burgund, wenn sie das zwölfte Jahr erreicht haben würde, unterdessen sie an den Französischen Hof geschickt werden sollte; die Grafschaft Nizza sollte ihre Aussteuer seyn, bis zur Vollziehung der Ehe aber ihm verbleiben und zurück gegeben werden; die Zurückgabe der geschleiften Festung Pignerol und alles dessen, was man von ihm erobert habe; eine große Summe Geldes; ferner sollten seine Gesandten die Würde königlicher Gesandten am Französischen Hofe genießen, die man ihnen bis dahin zum Theil versagt hatte; der König sollte es am Römischen Hofe vermitteln, daß sie daselbst die nämliche Würde, die Ehre des königlichen Saales, erhielten. Er erhielt noch einige Artikel, die aber weniger wichtig waren. Zwey Herzoge und Pairs sollten einstweilen bis zur Vollziehung der Artikel, an seinem Hofe als Geiseln bleiben.

Der Tractat wurde ganz ingeheim unterzeichnet. Der Herzog suchte nunmehr sich von seinen Allirten

loszumachen. Er brachte eine Revüe der fremden Truppen in einiger Entfernung von Turin in Vorschlag, woben er seine Truppen die Posten, welche jene besetzten, einnehmen ließ. Unter andern dergleichen Vorwänden hatte er sich Coni und seine übrigen Plätze gesichert; und als er zur Revüe kommen sollte, blieb er in Turin und entschuldigte sich. Nachdem er diese Vorsicht gebraucht hatte, erklärte er sich endlich.

IX.

Belagerung und Einnahme von Barcelona.

Das folgende Jahr 1697 ging Herr von Vendome nach Catalonien mit dem ausdrücklichen Befehl, Barcelona zu belagern. Der Graf von Estrées, Viceadmiral in Expectanz auf seines Vaters Tode, führte zu Anfang des Junius die Flotte nebst den Galeren, welche unter ihm der Vailli Noailles, der Generallieutenant der Galeren, commandirte, vor den Hafen und schloß ihn ein. Pimentel, welcher Charleroi vertheidigt und im J. 1693 an den Marschall Billeröy übergeben hatte, commandirte in Barcelona. Der Oberste der Reuteren von Catalonien Marquis Corzana hatte sich in die Stadt geworfen, und der Prinz von Hessen Darmstadt commandirte in Mont-Joui, das gewissermaßen die Citadelle von Barcelona, aber etwas von der Stadt abgesondert ist. Sie hatten 8000 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, einige Cavalerie und den Rest der Sommettans, welches eine sehr tapfere Miliz ist, zusammen 25000 Mann. Wir hatten sechzig Batteriestücke und acht und zwanzig Mörser. Außer der Stadt standen Don Fr. von Velasco, Vicekönig von Catalonien, und der General der Reuterei Marquis Grigny, mit einer kleinen Armee und einer Menge Pyrenäischer Miquelets.

Der

Der Platz war mit allem in Ueberfluß versehen und hatte von der einen Seite freye Communication mit dem Vicekönige, von dem sie frische Zufuhr erhalten konnten.

Hr. von Vendome hatte nicht genug Truppen, um die Stadt ganz zu umzingeln, und um genug Posten in gehöriger Nähe aneinander in seinem Rücken zu besetzen, welche die Miquelets in Schranken hätten halten können. Er selbst konnte nirgends her als vom Meere Zufuhr erhalten. Die Truppen der Flotte stiegen ans Land und dienten bey der Belagerung, die Chefs der Escadren als Generalmajors, und der Baili Noailles als Generallieutenant; der Graf von Estrées blieb aber auf der Flotte.

Ausser diesen genannten Beschwernlichkeiten war gerade eine entseßliche Hitze. Es fielen mehrere lebhafte und glückliche Actionen vor. Die Contrescarpe wurde erobert. Hr. von Vendome erhielt Nachricht daß die Belagerten in der Nacht vom 15. zum 16. Julius einen großen Ausfall thun und zu gleicher Zeit der Vicekönig mit seinen Truppen das Lager angreifen würde. Hierauf marschirte Hr. von Vendome in der Nacht vom 14. zum 15. gegen den Vicekönig an, dessen Armee er in zwey Lager getheilt fand. Eins von diesen Lagern griff er selbst an, das andere ließ er vom Hrn. von Usson angreifen. Sie fanden nirgends Widerstand; die Feinde wurden überrumpelt und ergriffen die Flucht, auch sogar der Vicekönig floh im bloßen Hemde. Die beyden Lager wurden geplündert. Während der Plünderung hatte ein Theil der feindlichen Cavalerie Zeit gewonnen sich zu ordnen und fiel auf die Plünderer ein; aber man hatte sich vorgeesehen und die Feinde wurden zurück geschlagen. Sie verloren an Todten und Gefangenen 800 Mann und viele Officiere. Der Secretair des Vicekönigs nebst

seiner Schatulle, seinen Papieren und 5000 Vier-Pistolenstücken fiel in unsre Hände. Durch diesen Ueberfall wurde die feindliche Armee gänzlich zerstreut und auffer Stand gesetzt, den Platz mit frischer Zufuhr zu versehen und uns irgendwo Truppen entgegen zu stellen. Man betrieb nun die Belagerung mit aller Gewalt. Es fielen noch mehrere sehr lebhaftes Gefechte vor.

Endlich als die Minen alle mögliche Wirkung gethan hatten, die man erwarten konnte und man Anstalt zum Sturme machte, schickte Hr. von Vendome den Barbesteres in der Stadt, um ihnen Unterhandlung vorzuschlagen. Pimentel sprach mit ihm. Es wurden Vorschläge gethan, und einige Conferenzen gehalten; endlich gingen sie am 5. August auf eine Capitulation ein, die aber erst am 8. abgeschlossen wurde. Sie erhielten eine Capitulation, wie sie so tapfere Leute verdienten, die sich durch ihre muthige Vertheidigung als wahre Spanier gezeigt hatten. Man verwilligte ihnen dreißig Stück Canonen, vier Mörser, so viel offene Wagen als sie wollten und den ehrenvollsten Abzug. Der Stadt ließ man alle ihre Privilegien, die Inquisition ausgenommen, welche Hr. von Vendome aufgehoben wissen wollte. Sie hatten sich zum Point d'honneur gemacht, nicht zur Uebergabe blasen zu lassen. Bey dieser Belagerung verlor man von beyden Seiten viel Menschen, aber niemanden von Rang. Mont-Joni ergab sich durch die nämliche Capitulation, wiewohl es gar nicht angegriffen worden war.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Fünftes Buch.

Der Hof von Frankreich am Ende des
XVII. Jahrhunderts.



STANDBUCH
des ...

...

...

Arndt

M.
nach
gang
eine
geleg
Beilä

feiner
1643
Gemein
haus
als er
Nicht
bey d
tung,
valier

2
und zer
nen Fuß
sich zu

I.

Anekdoten von dem Tode der ersten Gemahlin
von Monsieur, Bruder Ludwigs XIV.

Monsieur, der Bruder des Königs, war auf seine Gemahlin wegen ihrer Galanterien eifersüchtig, und seine ganz entgegengesetzten Neigungen ärgerten sie ebenfalls. Seine Favoriten, die sie haßte, streuten überdies gelegentlich Zwietracht zwischen sie, um Monsieur nach Gefallen beherrschen zu können.

Der Chevalier von Lorraine, der in der Blüthe seiner Jugend und Liebenswürdigkeit stand, (er war 1643 geboren) hatte Monsieur vollkommen in seiner Gewalt und ließ es dessen Gemahlin und das ganze Haus fühlen. Madame, die nur ein Jahr jünger als er, und reizend war, konnte in mehr als einer Rücksicht diese Herrschaft nicht ertragen. Sie stand bei dem Könige in außerordentlicher Gunst und Achtung, sie erhielt also von ihm die Entfernung des Chevaliers vom Hofe.

Bei dieser Nachricht fiel Monsieur in Ohnmacht und zerfloß fast in Thränen. Er eilte, dem Könige einen Fußfall zu thun, um die Wiederrufung eines Befehls zu erhalten, der ihn in Verzeihung setzte;

aber es gelang ihm nicht. Er gerieth in die äußerste Wuth und ging weg nach Willers-Cotterets.

Nachdem er seinem Zorne gegen den König und Madame freyen Lauf gelassen hatte, welche letztere immer dagegen protestirte, daß sie daran Schuld gewesen sey, war er müde wegen einer Sache, die ihm öffentlich zur Schande gereichte, den Mißvergnügten zu spielen. Auch der König war übrigens bemüht ihn zu beruhigen. Er erhielt Geld, Complimente und Freundschaftsbezeugungen und kam, wiewohl das Herz voll Galle, an den Hof zurück. Nach und nach aber gewöhnte er sich wieder auf den vorigen Fuß mit dem Könige und Madame zu leben.

Der erste Stallmeister von Monsieur, D'Effiat, ein Mann von unternehmendem Geiße, und der Capitän seiner Garde, der Graf von Beuvron, ein Mann von angenehmem einschmeichelndem Wesen, der aber bey Mousi-ur eine Rolle spielen wollte, und sich von ihm zu bereichern suchte (er war als ein jüngerer Bruder aus der Normandie sehr arm), standen mit dem Chevalier von Lorraine im genauesten Verhältniß. Seine Entfernung war für ihre Absichten sehr nachtheilig und sie fürchteten, daß ein anderer des Chevaliers Stelle einnehmen möchte, dessen sie sich nicht so gut bedienen könnten. Aber alle drey hatten keine Hoffnung, daß das Exil aufgehoben werden würde, sie fürchteten im Gegentheil alles, da Madame die volle Gunst des Königs besaß. Diese fing jetzt sogar an, an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Der König hatte sie mit geheimnißvollen Aufträgen nach England geschickt, die sie nach Wunsch ausgerichtet hatte, und eben war sie von der Reise triumphirender als je zurückgekommen. Sie war noch jung (im Junius 1644 geboren,) war ganz gesund und be-

saß

faß die Liebe des Königs. Dieß benahm ihnen alle Hoffnung auf die Zurückberufung des Chevaliers.

Dieser war vor seinem Verdrusse nach Italien und Rom geflohen. Ich weiß nicht, wer von den dreyen zuerst darauf gefallen war; aber der Chevalier schickte durch einen Boten, der vielleicht nicht wußte, was er brachte, seinen Freunden ein sicheres schnellwirkendes Gift.

Madame war zu Saint Cloud. Seit einiger Zeit pflegte sie zur Erfrischung Abends gegen 7 Uhr ein Glas Cicorienwasser zu trinken. Einer ihrer Bedienten hatte es zu machen, und setzte es nebst ihrem Glase in einen Schrank in einem ihrer Vorzimmer. Das Cicorienwasser befand sich in einem Geschirr von Porcelan oder Fayence, und daneben stand gewöhnliches Wasser, um wenn Madame das Cicorienwasser zu bitter fände, es damit zu verdünnen. Durch dieses Vorzimmer ging jedermann, wer zu Madame wollte; aber weil es mehrere Vorzimmer gab, hielt sich niemand daselbst auf. Alles dieß hatte der Marquis D'Effiat sorgfältig ausgespäht.

Als er am 29. Jun. 1690 durch dieses Vorzimmer ging, bot sich ihm der so lang gesuchte Augenblick dar. Niemand war in dem Vorzimmer, und wie er bemerkt hatte, kam auch niemand hinter ihm drein, der zu Madame wollte. Er schleicht also seitwärts zum Schranke hin, öffnet ihn und gießt den Giftrank in das Geschirr. Er hört jemand kommen und greift geschwind nach dem Geschirr mit dem reinen Wasser. Eben als er es wieder hinstellt, kömmt der Bediente, der das Cicorienwasser zu besorgen hatte, auf ihn zu und frage ihn rasch, was er in dem Schranke wolle? Ohne im geringsten verlegen zu werden, bittet ihn

Effiat um Verzeihung und sagt, er habe entsetzlich gedurstet, und da er gewußt habe, daß in dem Schranke immer Wasser stehe — indem er auf das Wasserschirr zeigt — so habe er sich nicht enthalten können, einmal zu trinken.

Der Bediente brummte noch etwas vor sich hin. Jener war höflich und entschuldigte sich, endlich ging er zu Madame hinein, wo er sich mit der größten Fassung mit den übrigen Hofleuten unterhielt.

Was eine Stunde nachher erfolgte, brauche ich nicht zu wiederholen. Es hat nur zu viel Aufsehn in Europa gemacht, als Madame den andern Tag, den 30. Junius früh um drey Uhr, todt war. Der König war vom tiefsten Schmerz durchdrungen. Wahrscheinlich erhielt er den Tag über verdächtige Anzeigen, denn der Bediente wird nicht geschwiegen haben, und vielleicht hatte er auch Notiz bekommen, daß der erste Haushofmeister von Madame, Surnon, um die Sache wisse, da er in seiner Jugend mit Effiat vertraut gewesen war.

Der König, der zu Bette war, stand wieder auf und schickte nach Brissac, welcher damals unter der Garde stand und vom Könige viel gebraucht wurde. Er befahl ihm sechs Mann von der Leibwache sichere und verschwiegene Menschen zu nehmen, Surnon zu verhaften, und ihn durch den hintern Eingang in sein Zimmer zu bringen. Der Befehl wurde noch vor Tage vollzogen.

Als Surnon kam, ließ der König Brissac und seinen ersten Ballet abtreten, und indem er eine Miene und einen Ton annahm, der seinen in Furcht und Schrecken setzte, da er ihn zugleich vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen maß, sagte er: „Mein Freund,
„ich

„ich habe Ihm etwas zu sagen; wenn Er mir alles
 „gesteht, und mir auf alle meine Fragen die Wahr-
 „heit sagt, so will ich Ihm, so schuldig Er auch seyn
 „mag, verzeihen und alles vergessen. Aber nehm' Er
 „sich in Acht, daß Er mir nicht das geringste verhehlt.
 „Denn wenn Ers thut, so kömmt Er nicht lebendig
 „wieder von dieser Stelle. Ist Madame nicht vergif-
 „tet worden? Ja, Sire, antwortete er. Und wer
 „hat sie vergiftet? Und wie hat mans angefangen?“
 Er gestand, daß der Chevalier von Lorraine Gift an
 Deuvron und Effiat geschickt habe, und erzählte dem
 Könige alles, was ich so eben erzählt habe.

Hierauf fragte ihn der König, indem er seine
 Versprechungen und Drohungen verdoppelte; und
 wußte es mein Bruder? Nein, Sire; keiner von uns
 war so unvorsichtig es ihm anzuvertrauen; er ist nicht
 verschwiegen, wir wären sogleich verrathen worden.
 Bei dieser Antwort hohlte der König mit einem lauten
 Ach! tief Athem, als wenn ihm eine Last vom Herzen
 genommen wäre. „Dies habe ich von ihm wissen
 wollen, sagte er; aber kann ich mich darauf verlas-
 sen?“ Er rief hierauf Brissac und befahl ihm
 den Menschen wegzuführen, der dann sogleich auf frei-
 en Fuß gestellt wurde.

Dieser nämliche Mensch hat dies lange Jahre nach-
 her dem Hrn. Joli von Fleury, Generalprocurator
 des Parlamentes, selbst erzählt, von welchem ich diese
 Anekdote habe.

Der Hr. von Fleury, mit dem ich später wieder
 davon sprach, erzählte mir noch etwas, was er das
 erstemal nicht erzählt hatte. Wenige Tage nach Mon-
 sieurs zweiter Vermählung, erzählte der König der
 neuen Gemahlin desselben diese Geschichte und fügte

Hinzu, daß er für seinen Bruder sicher reden könnte; er selbst wäre viel zu ehrliebend, als daß er sie an seinen Bruder vermählt haben sollte, wenn er eines solchen Verbrechens fähig wäre.

Madame wußte sich darnach zu richten. Sürnon war ihr erster Haushofmeister geblieben. Nach und nach that sie, als wenn sie sich um den Haushalt bekümmern wollte, welches Monsieur billigte und machte Sürnon so viel zu schaffen, daß er sich genöthigt sah, seine Stelle an Moret von Vaulonne gegen das Ende des J. 1674 zu verkaufen.

II.

Characteristik der zweyten Gemahlin Monsieurs.

Die zweyte Gemahlin Monsieurs war eine Prinzessin ganz von alten Sitten. Ehre, Tugend, Rang und Größe ging ihr über alles, unerbittlich streng in Rücksicht des Wohlstandes.

Es fehlte ihr nicht an Geist und was sie sah, sahe sie ganz durch. Freundschaftlich, treu, zuverlässig wahr und gerad, war sie leicht einzunehmen und zu beleidigen, schwer zu besänftigen, verb und zu gefährlichen Ausbrüchen geneigt, ganz deutsch in ihren Sitten und offenherzig, ohne alle Schonung und Delicatesse gegen sich selbst und andere, nüchtern, eigensinnig und sonderbar.

Sie liebte leidenschaftlich Hunde und Pferde, die Jagd und die Schauspiele, war immer in Gallakleidern, trug beständig eine Männerperücke und Reitkleider und war über sechzig Jahr alt geworden, ohne
je

je, krank oder gesund (und sie war selten krank,) ein Negligee getragen zu haben.

Sie liebte leidenschaftlich ihren Sohn, und man kann sagen mit Affenliebe den Herzog von Lothringen und seine Kinder, weil dabei ihre sonderbare Anhänglichkeit an ihr Deutsches Vaterland und an alle ihre Verwandten, die sie nie gesehen hatte, ins Spiel kam. Diesen Verwandten schrieb sie beständig Briefe, was beinahe ihre einzige Beschäftigung war. Zuletzt hatte sie sich zwar nicht mit der Geburt, aber doch der Person ihrer Schwiegertochter ausgesöhnt, und sie behandelte sie bis zur Entlassung von Frau von Argenson sehr gut. Sie liebte sie beynähe und beklagte sie wegen der Ausschweifungen ihres Sohnes des Herzogs von Orleans, die sie sehr mißbilligte. Sie verabscheute die Ausschweifungen der Herzogin von Berry und äusserte bisweilen ihren Abscheu im Vertrauen gegen Frau von St. Simon, die sie seit ihrem ersten Aufenthalt am Hofe mit ihrer dauerhaften Achtung und Freundschaft beehrte. Sie hatte also mit der Herzogin von Berry nichts gemein, als den bittersten Haß gegen den Herzog du Maine und gegen alle Bastarde des Königs und ihre angemaste Größe, und sie nahm es übel auf, daß ihr Sohn, in ihren lebhaften Haß nicht einstimme.

Neben diesen Eigenheiten hatte sie Schwächen und Kleinheiten und war immer in Sorge, daß man ihr nicht genug Aufmerksamkeit erweisen möchte.

III.

Charakteristik von Monsieur; sein Tod.

Monsieur starb zu Saint Cloud an einem Schlagfluß. Der König befand sich zu Marly, und niemand
zwei-

zweifelte, daß die übrigen drey Tage des Aufenthalts daselbst sehr traurig vorübergehen würden; aber den Tag nach Monsieurs Tode hörten Hofdamen, die gegen Mittag ins Appartement der Frau von Maintenon traten, wo sich der König mit der Herzogin von Burgund befand, in dem daranstoßenden Zimmer der Frau von Maintenon Opernarien singen.

Nachher als die Herzogin sehr traurig in einem Winkel des Zimmers saß, fragte der König die Frau von Maintenon mit Befremden, warum sie so melancholisch sey, suchte sie aufzumuntern und fing an mit ihr und einigen Hofdamen, die er zur Unterhaltung hereinkommen ließ, zu spielen.

Das war noch nicht alles; bey dem Weggehen vom Diner, sechs und zwanzig Stunden nach Monsieurs Tode, fragte der Herzog von Burgund den Herzog von Montfort, ob er mit ihm Vrelan spielen wollte? „Vrelan? rief Montfort mit den äußersten Erstaunen; Sie vergessen sich, Monsieur ist fast noch warm. — Um Vergebung, antwortete der Prinz, ich habe es nicht vergessen; aber der König will nicht, daß wir in Marly langeweile haben sollen, er hat mir befohlen, jedermann zum Spiel zu ermuntern; und um ihnen Muth zu machen, soll ich das erste Beyspiel geben.“ Und sie spielten wirklich Vrelan.

Der Frau von Maintenon, die Monsieur gar nicht geneigt gewesen war, war sein Tod sehr erwünscht und sie hatte Mühe sich betrübt zu stellen. Selbst was der Wohlstand dabey betraf, verlegte sie gänzlich, zu jedermanns Kergerniß. Der Dauphin, der für Monsieurs Freund galt, that sich nicht weniger Zwang an und ging schon den Tag darauf auf die Wolfsjagd.

Der

Der Herzog von Burgund und der Herzog von Berry, die Monsieur nur an Hoftagen sahen, konnten seinen Verlust nicht sehr fühlen.

Madame, die nie große Achtung und nicht viel Neigung für ihn gehabt hatte, fühlte gleichwohl ganz die Wichtigkeit seines Verlustes. Die Herzogin von Burgund bedauerte ihn sehr. Der Schmerz des Herzogs von Chartres, nachherigen Regenten von Frankreich, war außerordentlich. Vater und Sohn liebten sich zärtlich; die Herzogin von Chartres sah mit Entzücken durch Monsieurs Tod eine Scheidewand zwischen sich und dem Königewegfallen, sie sah sich von den lästigen Pflichten gegen Monsieur und Madame befreit, die sie nicht hatte umgehen können und hoffte daß der Herzog von Chartres und Madame in Zukunft genöthigt seyn würden ein Betragen gegen sie zu beobachten, wie sie es noch nicht von ihnen hätte erhalten können. Von nun an nannte sich der Herzog von Chartres Herzog von Orleans.

Im Ganzen verlor der Hof durch Monsieurs Tod. Er belebte den Hof durch Vergnügungen und Unterhaltung und wenn er nicht da war, so schien alles todt und unthätig zu seyn. Er legte viel auf Rangordnung und Ehre, er liebte die Gesellschaft, und seine Leutseligkeit und Honneteté und seine natürliche Leichtigkeit, mit der er immer mit Würde jedem sein Recht zu geben mußte, und gab, machte ihn in der Gesellschaft angenehm; seine Herablassung verband ihm die Menschen ohne jedoch den Unverschämten Gelegenheit zu geben, sie zu mißbrauchen; er behauptete dabey seine angeborne Größe ohne zurückzustößen. Er verstattete an seinem Hofe die größte Freiheit, ohne daß dadurch der Respect und wahre Hofston verletzt wurde. Er hatte von der Königin seiner Mutter die Kunst Hof zu

zu halten, sehr gut gelernt und behalten, und im Palaisroyal, zu Saint Cloud war immer ein zahlreicher Hof um ihn versammelt, bey dem viele altadeliche Damen, die in der That anderswo nicht gern würden aufgenommen worden seyn und viele Spieler Zutritt fanden.

Die Vergnügungen dieses Hofes waren mannichfaltig: das Spiel, die Schönheiten der Gegend, Musik, Ueppigkeit der Tafel, Pracht und Größe machten den Aufenthalt äusserst angenehm. Madame nahm aber keinen Antheil daran, sie vertrieb sich in ihrem Cabinette die Zeit mit Betrachtung der Gemählden von deutschen Prinzen, womit sie es hatte tapéziren lassen, und schrieb ihnen ganze Stöße Briefe.

Uebrigens war Monsieur ein tapfrer Soldat, er hatte die Schlacht bey Cassel gewonnen und immer bey verschiedenen Gelegenheiten viel körperliche Tapferkeit gezeigt. Aufferdem hatte er aber alle schlimme Eigenschaften der Weiber, mehr Welt als Kopf, und war auch nicht des geringsten fähig. Niemand war weicher an Geist und Körper, schwächer, furchtsamer als er. Er ließ sich ganz von seinen Günstlingen beherrschen, die ihn verachteten und oft gefährlich mißbrauchten. Er war unruhig, unfähig ein Geheimniß zu haben, mißtrauisch und voll Verdacht, stiftete Zank an seinem Hofe theils aus Neugierde theils bloß zum Spaß. Bey allen diesen Fehlern, von allen Tugenden verlassen, traf er die schlechteste Wahl in Rücksicht seiner Günstlinge, die er mit Geschenken, Reichthum und Ehre überhäufte und so seine Schande selbst bekannt machte. Diese konnten alles von ihm erhalten, behandelten ihn oft mit der größten Insolenz, und machten ihm noch eine verdrüssliche Arbeit, indem
sie

sie beständig die fürchterlichste Eifersucht entzweite und er sie immer zu versöhnen suchte. Sie hatten alle ihre Anhänger und machten diesen kleinen Hof sehr unruhig, die Zänkereien der leidenschaftlichen boshaften Frauen ungerechnet, die in Menge an Monseurs Hofe waren und mit denen er sich divertirte.

IV.

Characteristik des Herzogs.

(Monf. le Duc.)

Der Herzog war von der kleinsten Statur, die es geben kann; ein unförmlich dicker Körper, ein entsetzlich großer Kopf und das häßlichste Gesicht machten ihn fürchterlich. Man behauptete, er verdanke diese Gestalt einem Zwerge der ersten Prinzessin von Geblüt.

Er war von bläulichgelber Gesichtsfarbe, seine Mienen waren fast immer grimmig, aber dabei stolz und kühn, und man hatte Mühe sich an seinen Anblick zu gewöhnen.

Er hatte Kopf, Lectüre, Neste einer vortreflichen Erziehung, und wenn er wollte sogar Höflichkeit und einnehmendes Wesen, aber er wollte nur zu selten. Er hatte weder den Geiz noch die Ungerechtigkeit und Niedrigkeit seiner Väter geerbt, aber er hatte ganz ihre Tapferkeit und hatte Studium und Einsicht in der Kriegskunst gezeigt. Er hatte aber auch ganz ihre Bosheit und alle ihre List und Geschicklichkeit, sich durch seine Usurpationen zu vergrößern und mehr Kühnheit und Leidenschaft als sie. Seine bösen Sitten galten ihm für Tugenden und sei-

ne eigne Art sich zu rächen (die er mehrmals ausübte und bey welcher sich ein Privatmann sehr schlecht befunden haben würde) für ein Erforderniß seiner Größe.

Er war entseßlich hart und böshaft, in jeder Rücksicht; jedermann gefährlich und allgemein gefürchtet. Selbst seine Freunde waren nicht vor ihm sicher, bald kränkte er sie durch die äufferste Beschimpfung, bald durch grausame Scherze, die er ihnen ins Gesicht sagte, und durch satyrische Liederchen, die er aus dem Stregreife machte und die noch grausamer gerade aufs Fleck trafen. Freunde hatte er eigentlich nicht, sondern bloß vertraute Bekanntschaften, mehrtheils sonderbar gewählt und niedrig, wie er selbst, soweit es ein Mann von solchem Range seyn kann. Seine angeblichen Freunde flohen ihn, er verfolgte sie, um nicht allein zu seyn; wenn er bey ihnen einmal Gesellschaft witterte, so trat er plöglich unter sie und machte ihnen Vorwürfe, daß sie ihn ausgeschlossen hätten. Ich habe mehrmals Hrn. von Mes, Hrn. von Castries und andere in dieser Verlegenheit gesehen.

Vermöge dieser bössartigen Natur mißhandelte er alles, was ihm vorkam, freute sich — was ihn unerträglich machte — herzlich darüber und — wenn man den Ausdruck von einem Prinzen von Geblüt brauchen darf, mit jener Art von Insolenz, die mehr gegen den Tyrannen als gegen seine Tyrannen Abscheu erregt. Seine häuslichen Verdrüßlichkeiten, die ewigen Stacheln einer wüthenden Eifersucht, die er unaufhörlich ausbrechen ließ, aber ohne Erfolg, der ewige Contrast ehelicher Liebe und Wuth, die ohnmächtige Leidenschaft eines rasenden fassunglosen Gemüths, die verzweiflungsvolle Furcht vor dem Könige, der Aerger, den Prinzen von Conti in dem Herzen, durch das Urtheil und Betragen seines eigenen Vaters

vor

vor sich vorgezogen, ihn die allgemeine Liebe und den allgemeinen Beyfall genießen zu sehen, während er sich vom Publikum aufs äusserste gehaßt, von seinen nächsten Verwandten gefürchtet sah, der Aerger über die Größe des Herzogs von Orleans und der Bastarde, so viel er auch dabey zu gewinnen wußte — alle diese Furien quälten ihn unaufhörlich und machten ihn so gefährlich, wie jene Thiere, die von ewigem Blutdurst gequält einen ewigen Krieg mit dem menschlichen Geschlechte führen. Demnach waren Beleidigungen und Ausfälle seine Erholungen, sein Stolz schien ihm ein Recht dazu zu geben und seine Bosheit gefiel sich darin. Aber wenn er furchtbar war, so war er nicht weniger unglücklich. Als er nach dem Tode des ersten Prinzen von Gebürt die Versammlung der Staaten in Burgund hielt that er sein möglichstes, um bey dem Volke menschenfreundlich zu erscheinen. Er erteilte mit dem Scheine der Güte seinen Unterthanen Gerechtigkeit, er nahm sich glücklich der Provinz an und gab gute Polizeyverordnungen; aber er mißhandelte das Parlament auf das äusserste und entriß ihm nach vielen angethanen Beschimpfungen Rechte und Freyheiten, auf die sein Vater niemals Anspruch gemacht hatte.

Wer diesen Prinzen gekannt hat, wird unsere Schilderung von nicht ihm übertrieben finden und bey seinem Tode war wohl niemand, der sich nicht im Namen aller darüber freute. Seine Gemahlin, deren Charakteristik wir nunmehr zu geben versuchen, war von ganz verschiedenem Charakter.

V.

Charakteristik der Herzogin.

(Mad. la Duchesse.)

Die Gemahlin des Herzogs war ein wenig verwachsen, was man aber kaum bemerkte, und ihr Gesicht

sicht belebte die Wollust der Liebe, die sie zu genießen verstand ohne sich davon beherrschen zu lassen. Alles Vergnügen schien ihr anzugehören; mit jedermann gut Freund, befaß sie auch wiederum die Kunst, jedermann zu ihrem Freunde zu machen; ihr ganzes Wesen hatte Eine Richtung, die zu gefallen, dabey war sie voll Grazie in ihren kleinsten Handlungen, voll Leichtigkeit und Anmuth des Geistes, aber ohne alle feste Liebe.

Man wurde unwiderstehlich von ihr angezogen und man mußte sich immer schmeicheln, daß man ihr gefallen habe, wenn man ihr noch so fremd war. Selbst diejenigen, welche Ursache hatten sie zu fürchten, zog sie an und diejenigen, welche die gegründetste Ursache hatten sie zu hassen, mußten sich oft mit Mühe daran erinnern, um ihren Reizen zu widerstehen. Sie war keiner Laune unterworfen, immer fröhlich, munter, scherzhaft und witzig, war sie durch keine Ueberraschung, durch kein Hinderniß in Verlegenheit zu bringen und in den unruhigsten zwangvollsten Augenblicken zeigte sie die größte Leichtigkeit des Betragens. Ihre Jugend hatte sie in Leichtsinn und Vergnügungen verlebt; und war oft, wenn sie konnte, bis zur Ausschweifung gegangen.

Mit diesen Eigenschaften verband sie viel Verstand, viel Geschick für Cabale und Geschäfte, und viele Gewandtheit; dieses war ihr ganz natürlich, aber wenig Klugheit hatte sie für weit ausschende Plane. Uebrigens war sie voll Verachtung gegen die Menschen, unzufrieden, beißend, der Freundschaft unfähig und zum Haß geneigt und in diesem Falle boshaft stolz, unverschämlich und reich an boshaften Kunstgriffen und beßenden Liedern, die sie im Scherz auf Personen machte, die sie doch zu lieben schien und die beständig um sie waren. Sie war eine Sirene, ganz so verführerisch

risch und gefährlich. Mit den Jahren war auch der Ehrgeiz gekommen, aber deswegen gab sie die Vergnügungen nicht auf und ihr anscheinender Leichtsinns half ihr lange Zeit ihre ernsthaften Absichten verbergen.

VI.

Anekdoten von der Prinzessin von Conti.

Die Prinzessin von Conti hatte ein Abenteuer, das viel Aufsehen erregte und von wichtigen Folgen war. Die Gräfin von Bürry war ihr bey ihrer Vermählung als Hofdame zugegeben worden. Dieß war eine Dame von viel Liebenswürdigkeit, Tugend und Feinheit, dabey von Geist und Gewandtheit; sie war damals noch Frau von Aiguebonne, kinderlose Wittwe seit 1666 von einem jüngern Sohn aus der Familie von Kostaing, einem Bruder der alten Levardin, der Mutter des Ordensritters und Ambassadeurs zu Rom.

Frau von Bürry hatte aus der Dauphine ihre Nichte Mlle. Ehoïn zu sich kommen lassen und sie bey der Prinzessin von Conti als Hofräulein angebracht. Die Mlle. Ehoïn war ein dickes, kurzes, häßliches, stumpfnasiges Mädchen, aber gutmüthig und gescheut, mit Talent und Geschick zur Intrigue. Sie war beständig mit dem Dauphin in Gesellschaft, der nicht von ihrer Gebieterin wegfam, wußte ihn zu unterhalten und sich unvermerkt in sein Vertrauen einzuschleichen. Fr. von Lillebonne und ihre beyden Töchter, die auch beständig bey der Prinzessin waren und das Vertrauen des Dauphins besaßen, bemerkten zuerst daß die Ehoïn sein Vertrauen mit ihnen theilte und wurden ihre besten Freundinnen. Der

Herzog von Luxemburg, der eine gute Nase hatte, spürte es aus. Der König konnte ihn nicht sehr wohl leiden und brauchte ihn nur nothgedrungen. Dieß fühlte er und hatte sich daher ganz an den Dauphin zu halten gesucht; und der Prinz von Conti hatte ihn und seinen Sohn, den Herzog von Montmorency, vortheilhaft bey diesem eingeführt. Der Prinz war des Marschalls Freund und suchte ihn sich treu zu erhalten, um von seinen Kenntnissen zu profitiren, und von ihm gerühmt zu werden, wodurch er das Commando einer Armee zu erhalten hoffte: übrigens hatten auch ihre Ausschweifungen sie vollends enge verbunden.

Der Herr von Vendome war aus Eifersucht gegen den Prinzen von Conti, an dem er aber sich nicht unmittelbar zu reiben wagte, mit Luxemburg entzweit und hatte deswegen die Armee Catinats gewählt, wo niemand über ihm stand. Der Herzog du Maine war aus Eifersucht, ihn vorgezogen zu sehn, mit dem General in keinem bessern Vernehmen. Alles dieß schloß ihn enger an den Prinzen von Conti an und forderte ihn noch mehr auf, den Dauphin für sich zu gewinnen. Und darum zog der Dauphin die Armee in Flandern der in Deutschland vor, wohin ihn der König eigentlich schicken wollte, der von den Intriguen des Herzogs von Luxemburg bey dem Dauphin etwas zu merken anfing. Der Prinz hatte an einem gewissen Clermont, der aus dem Hause Chattes und Fährndrich der Gensdarmes der Garde war, Geschmac gewonnen. Er war ein großer vollkommen wohlgewachsener Mann, dessen ganzer Reichthum Ehre und Tapferkeit seyn mußte, und der übrigens ziemlich der Intrigue fähig war. Er hatte sich unter dem Vorwand der Verwandtschaft an den Herzog von Luxemburg attachirt, der sich eine Ehre daraus machte, ihm emporzuhelfen

zuhelfen und bald fand, daß er ihn zu seinen Absichten sehr gut brauchen könne. Er hatte auch bey der Prinzessin von Conti Zutritt gefunden und den Liebhaber bey ihr gemacht; diese war bald selbst in ihn verliebt worden. Unter diesen Umständen wurde er bald des Dauphins Günstling und da er das Vertrauen des Herzogs von Luxemburg besaß, wurde er in alle seine Plane, die er mit dem Prinzen von Conti gemeinschaftlich hatte, eingeweiht, nämlich daß sie sich des Vertrauens des Dauphins bemächtigen, und, wenn er zur Regierung käme, ihn und den Staat beherrschen wollten. Zu dem Ende riethen sie Clermont, sich an die Choin zu attachiren, den Liebhaber bey ihr zu spielen und sich zu stellen als ob er sie heurathen wolle. Sie eröffneten ihm, was sie in Rücksicht ihrer an dem Dauphin bemerkt hätten und gaben ihm die Hoffnung, daß er auf diesem Wege unstreitig sein Glück machen würde. Clermont, der arm war, glaubte ihnen leicht; er spielte also seine Rolle und fand die Choin nicht grausam. Die Liebe, die er heuchelte und die er ihr eingeflößt hatte, brachte Vertrauen. Sie verhehlte ihm nicht länger, daß sie das Vertrauen des Dauphins besitze, dieser entdeckte ihm auch bald seine Liebe zur Choin und die Prinzessin von Conti war dabey die Hintergangne. So standen die Sachen, als alle diese Herren zur Armee abgingen, wo der Herzog von Luxemburg den Clermont soviel als er konnte, auszeichnete. Der König, der schon manches von dieser Intrigue ahnete, ließ sie alle reisen und vergaß nicht die Erbrechung der Briefe zu benutzen. Die Kourriere brachten ihn oft um Briefe, aber durch ihre Unvorsichtigkeit, daß sie nicht alle Briefe durch Kourriere besorgten, verriethen sie endlich die Intrigue. Der König las ihre Briefe; er sah das Heirathsverständniß Clermonts und der Choin, ihre Liebe

und ihren Plan, daß sie den Dauphin vor und nach seinem Tode zu beherrschen suchten; er sah, daß der Herzog von Luxemburg die Seele des Complots war und was er für Herrlichkeiten dadurch zu erlangen hoffte, er sah die äußerste Verachtung Clermonts und der Ehoïn gegen die Prinzessin von Conti, deren Briefe Clermont seiner Geliebten preis gegeben hatte. Diese Briefe hatte Clermont seinem Briefe an die Ehoïn beigelegt. Das ganze Packet aber hatte der König nach vielen andern auf der Post auffangen, und die Briefe copiren lassen, worauf er es an Ort und Stelle gehen ließ. In Clermonts Briefe war die Prinzessin ohne alle Schonung behandelt und der Dauphin nur unter dem Namen: unser dicker Freund, aufgeführt, woben sie ihr ganzes Herz ausschütteten.

Jetzt glaubte der König genug zu wissen. An einem Nachmittag, wo er wegen des schlechten Wetters nicht ausgehen konnte, ließ er die Prinzessin auf ein paar Worte zu sich fordern. Er hatte Briefe von ihr an Clermont und von Clermont an sie, in denen ihre Liebe sehr deutlich ausgesprochen war, und worüber die Ehoïn und er mit einander ihren Spott trieben. Die Prinzessin, die so, wie ihre Schwestern, nie zum Könige kam, als zwischen dem Souper und Schlafengehn, war über die Botschaft sehr betroffen. Sie ging zum Könige, voll ängstlicher Erwartung, was er ihr zu sagen haben möchte: denn den König fürchteten seine nächsten Verwandten fast noch mehr, wenn es möglich ist, als seine Unterthanen. Ihre Hofdame blieb in einem vordern Cabinet und der König führte sie weiter hinter. Hier sagte er ihr mit dem strengen Tone des Vaters, er wisse alles, er kenne ihre Schwachheit für Clermont, und es sey jetzt nicht mehr Zeit, ihm etwas zu verhehlen; er habe, setzte er hinzu

hinzu, ihre Briefe und zog sie aus der Tasche, indem er sie fragte: Kennen Sie diese Hand? Es war die ihrige und Clermonts Hand. Dieser Empfang frap- pirte die arme Prinzessin von Conti so sehr, daß sie beynah in Ohnmacht fiel. Der König hatte Mitleid mit ihr und suchte sie, so viel wie möglich, zur Fassung zu bringen. Er gab ihr die Briefe, nebst einem ziemlich sanften Verweis; aber dies sey noch nicht alles, fuhr er fort. Er habe ihr noch andere zu zeigen, aus denen sie sehen würde, welchen unwürdigen Gegenstand ihrer Neigung sie sich gewählt habe, und welcher niedrigen Nebenbuhlerin sie aufgeopfert werde. Dieser zweite Blitzstrahl schmetterte die Prinzessin von neuem nieder. Der König brachte sie wieder zur Fassung, aber nur um ihr eine grausame Bähung aufzulegen: sie sollte ihm ihre der Nebenbuhlerin preisgegebenen und Clermonts und der Ehoins Briefe vorlesen. Hier verlor sie alle Fassung. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, und zerfloß in Thränen. Sie konnte kaum stammeln vor Schmerz und Verzweiflung und schluchzend bat sie bald um Verzeihung, bald um Gerechtigkeit und Rache.

Diese war bald genommen. Die Ehoins wurde gleich den andern Tag fortgeschickt; der Herzog von Luxemburg erhielt Befehl, Clermont in den nächstgelegenen Platz zu schicken, was Tournay war; er selbst solle seine Stelle niederlegen, hierauf in die Dauphiné gehen und die Provinz nicht verlassen. Und zu gleicher Zeit meldete der König dem Dauphin, was zwischen ihm und seiner Tochter vorgefallen sey, und machte es ihm dadurch unmöglich, die beyden Unglücklichen in Schutz zu nehmen.

Man urtheile, wie der Prinz von Conti, beson- ders aber der Herzog von Luxemburg und sein Sohn

sich bey der Entdeckung ihrer Intrigue benahmen, welches ein Schrecken die beyden letztern ergriff. Da die aufgefangenen Briefe die Freundschaft des Dauphins für die Ehoïn entdeckten, so wagte es die Prinzessin von Conti nicht allzu harte Rache zu nehmen. Sie schickte die Ehoïn in einem ihrer Wagen in die Abtey Portroyal nach Paris, und gab ihr eine Pension, auch Wagen zur Wegschaffung ihrer Möbeln. Die Gräfin von Bürry, die sich gar nichts dergleichen zu ihrer Nichte versehen hatte, war untröstlich und wollte bald nachher von der Prinzessin weg. Frau von Lillebonne und ihre Töchter wollten sich als treue Freundinnen der Ehoïn zeigen und besuchten sie, aber ganz in geheim. Dieß war das sicherste Mittel, wodurch sie sich unmittelbar an den Dauphin angeschlossen; aber sie wollten auch von Seiten des Königs und der Prinzessin von Conti nichts riskiren, gegen die sie sich mit aller möglichen Vorsicht zu betragen hatten. Sie waren Prinzessinnen, aber oft ohne Kleider und Brod im eigentlichsten Verstande, weil sie durch die Ausschweifungen des Hrn. von Lillebonne verarmt waren. Hr. von Louvois hatte sie mehrmals unterstützt und die Prinzessin von Conti hatte sie an den Hof gezogen, unterhielt sie, machte ihnen beständig Geschenke und verschaffte ihnen alle möglichen Vergnügungen. Ihr verdankten sie auch die Bekanntschaft des Dauphins und seine so vertraute, anerkannte Freundschaft. Die ins Publikum gekommenen Lieder auf dieses sonderbare Abenteuer der Prinzessin machten es allgemein bekannt.

VII.

Characteristik des Herzogs und der Herzogin
 du Maine und des Grafen von Toulouse,
 legitimirter Kinder Ludwigs XIV.

Von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV. nennen wir zuerst den Herzog du Maine. Er hatte viel Verstand, gleich aber ganz einem Teufel an Bosheit, Schwärze und Verderbtheit der Seele, an Unbehüllichkeit und Schadenfreude, an Hinterlist, Stolz, Falschheit, Kunstgriffen und Verstellungen ohne Ende, womit er gleichwohl liebenswürdigkeit und die Kunst, zu amüsiren und zu gefallen verband, wenn er nämlich wollte.

Er war der größte Poltron in jeder Rücksicht; aber weil er es ganz war, um so gefährlicher, da er, sobald es nur mit Hinterlist geschehen konnte, sich zu den fürchterlichsten Mitteln entschloß, um etwas was er fürchtete abzuwenden, auch zu jeder Art von Ränken, und zu den kriechendsten Niederträchtigkeiten seine Zuflucht nahm, die ihm immer durchhalsen. Uebrigens war er von einer Frau ähnlichen Schlages beherrscht, deren Geist (sie hatte von der Natur die vortrefflichsten Anlagen) durch die Lectüre der Romane und Schauspiele gänzlich verderbt war, die sie so leidenschaftlich geliebt hatte, daß sie mehrere Jahre damit zugebracht hatte, sie auswendig zu lernen, um sie dann öffentlich selbst zu spielen. Sie war ein Weib von außerordentlich viel Muth, Unternehmungsgest, Kühnheit und Leidenschaft. Aber sie hörte nichts als ihre gegenwärtige Leidenschaft und opferte ihr alles auf, sie verachtete die Klugheit und Vorsicht ihres Mannes, die sie Armse-

K 5

liga

ligkeit, Schwäche nannte, sie warf ihm vor, er müsse sich zur Ehre anrechnen, daß sie ihn gehorhet habe, sie hielt ihn in Demuth und Unterwürfigkeit, behandelte ihn wie einen Neger, und richtete ihn gänzlich zu Grunde; er traute sich kein Wort zu sagen und liess alles geduldig, denn er fürchtete sich entschuldig vor ihr, und befürchtete, daß sie ganz von Sinnen kommen möchte. Die Herrschaft, welche sie über ihn hatte, war unglaublich, wiewohl er sich noch in manchen Stücken vor ihr zu retten wußte. Sie spielte die Herrin mit dem Stöcke in der Hand. Ein ganz anderer Mann war der Graf von Toulouse.

Der Graf von Toulouse war die Ehre, die Tugend, die Wahrheit, die Billigkeit selbst; sein Aeußeres war so angenehm als es seine natürliche Kälte erlaubte; er hatte Tapferkeit und Unternehmungsgest, doch nicht zum Bösen, und sein gerader, richtiger Sinn ersetzte ihm den Mangel ausgezeichneter Talente; übrigens hatte er das Seewesen für den Krieg und Handel sehr fleißig studirt und verstand es sehr gut. Ein Mann von diesem Character war nicht dazu gemacht, mit seinem Bruder und seiner Schwägerin Freund zu seyn. Der Herzog du Maine sah ihn geliebt und geachtet, weil er es verdiente, und beneidete ihn; der Graf, gesetzt, still und ohne Leidenschaft, fühlte dies, ließ sich aber nicht merken. Er mußte die Thorheiten seiner Schwägerin verachten; sie hingegen sah mit Verdruss seine Vortrefflichkeit, haßte ihn deswegen und suchte die beyden Brüder von einander zu entfernen.

Der Graf stand sehr gut mit dem Dauphin und mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund, die er immer mit Achtung und Vorsicht behandelt hatte. Aber vor dem Könige fürchtete er sich, denn

er hatte den Herzog dü Maine, diesen Liebling der Frau von Maintenon, seiner sonstigen Gouvernante, der er seine Mutter geopfert hatte, was beyden unvergesslich war, viel lieber als ihn. Dieser hatte den König glauben zu machen gewußt, daß er bey allem seinem Kopf, den man ihm nicht absprechen konnte, ohne alle Absichten, ohne allen Ehrgeiz sey, ein unthätiger Stubensitzer, in Büchern belesen, aber ohne alle Weltflucht, ein Mensch, den jedermann zum Besten habe. Auch lebte dü Maine beständig in seinem Cabinet eingeschlossen, als allein, floh die Gesellschaft und ging allein auf die Jagd; welche sonderbare Lebensart er sich beym Könige zum Verdienst anzurechnen wußte, bey dem er täglich in den Stunden seiner Muße war. Uebrigens spielte er vollkommen den Scheinheiligen in der Messe, in der Vesper, bey dem Abendgebet, und an Festen und Sonntagen mit allem möglichen Prunk. Er war die Seele, das Orakel der Frau von Maintenon, mit der er machen konnte was er wollte, und die nur darauf dachte, ihm auf jedermanns Kosten Vergnügungen und Vortheil zu schaffen.

VIII.

Geschichte des Herzogs dü Maine; seine Vermählung.

Der Herzog dü Maine wollte heyrathen und der König suchte ihn davon abzubringen, indem er frey heraus sagte, die Art Menschen wie er, dürften nicht heyrathen und sich fortpflanzen. Aber die Maintenon, die ihn erzogen, und die Schwachheit einer Amme für ihn hatte, ermunterte ihn dazu. Er wollte sich wenigstens mit einem Hause von dem Range der Condé's

ver:

verbinden, und entschloß sich eine Tochter des ersten Prinzen zu heyrathen, der es auch mit Freuden annahm, da er den Rang und Credit der Bastarde mit jedem Tage wachsen sah, und die Verbindung mit ihnen immer wichtiger wurde.

Er war zwar schon durch die Heyrath seines Sohnes mit ihnen verschwägert; aber die neue Heyrath verband ihn von einer doppelten Seite mit dem Könige und folgte gleich nach der Heyrath des Herzogs von Chartres. Madame sah es noch viel lieber. Sie hatte gefürchtet, der König, der ihr schon ihren Sohn entriß, möchte auch seine Absichten auf ihre Tochter richten, und die Vermählung mit der Tochter des ersten Prinzen nahm ihr eine Last von ihrem Herzen. Der Herzog du Maine hatte unter dreien zu wählen. Ein Zollbreit mehr Höhe gab der zweyten den Vorzug: alle drey waren von sehr kleinem Wuchse. Die unglaubliche Härte, mit der die Laune des Prinzen jedermann behandelte, der an sein Joch geschmiedet war, richtete die älteste zu Grunde. Sie ertrug seine Behandlung mit Standhaftigkeit, Geduld und edlem Stolze, aber sie mußte hart für diese Anstrengung büßen, ihre Gesundheit unterlag; sie kränkelte so lange sie lebte.

Die Heyrath des Herzogs verursachte einen Bruch zwischen der Gemahlin des ersten Prinzen und der Herzogin von Hanover, ihrer Schwester, die den Herzog für eine ihrer Töchter zum Gemahl gewünscht hatte, und jetzt glaubte, daß ihr der Prinz diese Parthie weggesücht habe. Sie lebte seit langer Zeit mit ihren beyden schon erwachsenen Töchtern in Frankreich. Sie hatten keinen Rang, gingen nicht an Hof, in keine Gesellschaft und sahen die Gemahlin des ersten Prinzen nur im Privatirkel; sie hatten sich aber nach
und

und nach herausgenommen, mit zwey Wagen zu fahren, mit vielen Bedienten und einem Prunk, der ihnen in Paris nicht zukam.

In diesem Aufzuge begegnete einst die Herzogin von Hannover der Frau von Bouillon, und die Deutschen zwangen sie mit dem beleidigendsten Stolze vor ihnen auszuweichen. Es war einige Zeit nach der Vermählung der Herzogin du Maine. Frau von Bouillon fand sich beleidigt und wollte nichts von der Herzogin von Hannover wissen. Ihre Familie war sehr zahlreich und damals sehr angesehen, sie selbst machte ein sehr prächtiges Haus.

Die Bouillons äußerst erbittert, suchten sich für die Beleidigung zu rächen, und es gelang ihnen vortreflich. Eines Tages als sie wußten, daß die Herzogin ins Schauspiel kommen würde, fuhren sie auch alle mit der Frau von Bouillon und einer zahlreichen Dienerschaft hin. Diese hatte Befehl, mit den Bedienten der Herzogin Zank anzufangen. Der Anschlag wurde glücklich vollführt. Die Leute der letztern wurden tüchtig ausgeprügelt, den Pferden wurde das Geschirr abgeschnitten und der Wagen entseßlich gemißhandelt. Die Deutsche beklagte sich laut und brachte die Sache vor den König; aber dieser begünstigte die drey Gebrüder Bouillon mehr als sie. Sie war auch der zuerst beleidigende Theil, und hatte sich diese Ungerechtheit selbst zugezogen. Der König wollte sich nicht in die Sache mischen, so daß sie mit ihren Klagen abtreten und sich klüger betragen lernen mußte. Sie war aber so aufgebracht darüber, daß sie sich sogleich entschloß nach Deutschland zurückzugehen, und einige Monate darauf wirklich abreiste. Ihre Töchter machten dadurch ihr Glück. Die älteste wurde die Gemahlin des Herzogs von Modena, und der Prinz von Salm,

Salm, der die Schwester der Herzogin zur Gemahlin gehabt hatte, vermählte ihre zweite Tochter Amalie mit dem ältesten Sohne des Kaisers Leopold, König von Böhmen, nachher Römischen König, dessen Gouverneur und nachher Oberhofmeister er war.

Wir halten es für schicklich, eine Anekdote vom Herzog du Maine hier aufzuzeichnen, welche zeigt, wie das Ausland von diesem Sohne Ludwigs XIV. dachte.

IX.

Anekdote vom Herzog du Maine.

Während des Feldzugs des Marschalls Villeroi gegen Baudemont, ließ sich der König alle Holländischen Zeitungen vorlesen. In der ersten welche erschien, wurde eine wichtige Action gemeldet, und auf der andern Seite wurde des Herzogs du Maine mit sehr viel Lob gedacht, dessen Verwundung allein den Fortgang der Waffen gehemmt und Hrn. von Baudemont von der gänzlichen Niederlage gerettet haben sollte. Es wurde hinzugesetzt, daß er auf einer Tragbahre fortgeschafft worden sey.

Den Spott dieser Erdichtung nahm der König sehr übel auf, zumal da das folgende Blatt die vorige Relation widerrief und hinzusetzte, der Herzog du Maine sey nicht einmal verwundet worden. Dieß zusammengenommen mit dem allgemeinen Stillschweigen des Publikums seit jenem Treffen, und mit dem so kurzen Bericht, den ihm der Marschall Villeroi ohne Entschuldigung, zu suchen davon gegeben hatte, erregte in dem Könige einen Argwohn, der ihn sehr beunruhigte.

Lavienne, ein sehr gesuchter Vater zu Paris, war in der Periode der Liebesabentheuer des Königs sein Vater geworden. Er hatte sich durch Kräuterbrühen, die ihn in Stand gesetzt hatten, mehr zu genießen, bey ihm in Gunst gesetzt, und war dadurch einer seiner vier Valets. Er blieb ein sehr ehrlicher Mann, aber bäurisch, grob und offenherzig; dieser Offenherzigkeit wegen, da er sonst als wahrhaft bekannt war, wandte sich der König gewöhnlich an ihn, wenn er etwas erfahren wollte, was er sonst von niemanden zu hören hoffte, vorausgesetzt, daß es nicht über seine Sphäre hinausging.

Einige Zeit nachher reiste der König nach Marly und hier befragte er la Vienne über jene Geschichte. Dieser kam darüber in Verlegenheit, und hatte nicht genug Gegenwart des Geistes, um sie zu verbergen. Die Neugierde des Königs verdoppelte sich; er befahl ihm nun förmlich, daß er sprechen sollte. Jetzt wagte Lavienne nicht länger zu widerstehen, und entdeckte dem Könige, was er vielleicht nie hätte wissen mögen, und brachte ihn in Verzweiflung. Er hatte dem Marschall Vendome nur darum so angelegentlich und so bereitwillig das Commando einer Armee gegeben, um den Herzog du Maine dabey anzustellen; sein ganzes Bestreben war, sich die Prinzen vom Geblüte, die mit einander beständig concurrirten, dadurch vom Halse zu schaffen, daß er ihnen den Zugang zur Armee erschwerte. Der Graf von Toulouse war Admiral und hatte seinen Platz; der Herzog du Maine bedurfte also allein seiner Vorsorge; und in einem Augenblicke mußte er jetzt seinen ganzen Plan scheitern sehn. Sein Schmerz war außerordentlich. Er fühlte für den geliebten Sohn die ganze Größe der Schmach, vor den Augen seiner Armee,

vor

vor dem ganzen Auslande so beschimpft zu seyn, wie er aus den Zeitungen sah, und er war tief gekränkt. Sonst so abgemessen in seinem Aeuffern, so ganz Herr seines Betragens, so daß er selbst in den angreifendsten Fällen sich beherrschen konnte, unterlag er diesem Angriffe. Als er zu Marly in Begleitung aller Damen und Hofleute von der Tafel wegging, wurde er gewahr, daß ein Bedienter, welcher den Nachtschiff abhob, ein Stück Zwieback in die Tasche steckte. Ganz seiner königlichen Würde vergessend ging er mit dem Stocke in der Hand, den man ihm nebst seinem Hute so eben gebracht hatte, auf den Bedienten los, der so wie die Umstehenden, nichts weniger als so etwas erwartete, schalt ihn aus und schlug ihn, so arg daß der Stock zersprang. Frenlich war der Stock von Rohr und hielt nicht viel ab.

Mit dem zerbrochenen Stocke in der Hand und ganz vor Wuth auffer sich, indem er noch immer auf den Bedienten schalt, der sich schon lange fortgemacht hatte, ging er durch das kleine Cabinet und ein Vorzimmer zur Frau von Maintenon, und blieb fast eine Stunde bey ihr, wie er oft zu Marly nach dem Diner zu thun pflegte.

Als er hierauf in sein Apartment zurückgehen wollte, traf er den Vater de la Chaise, nebst andern Hofleuten. Sobald er ihn erblickte, sagte er: mein Vater, ich habe einen Schurken recht ausgeprügelt, und meinen Stock auf ihm zerschlagen; ich glaube aber nicht eine Sünde gethan zu haben, und erzählte ihm das angebliche Verbrechen.

Die Hofleute, die dabey standen und die so eben vorgefallene Scene zu ihrem Schrecken mit angesehen, oder von andern gehört hatten, erschrocken sehr
von

von neuem. Die mit ihm näher Bekannten schalteten auf den Bedienten und der arme Vater mußte, um den König nicht noch mehr zu reizen, sich stellen als wenn er es billigte.

Man urtheile, ob dieser Vorfall Aufsehen erregte und wie sehr man darüber in Furcht war, da niemand die Ursache errathen konnte: denn jedermann sah ein, daß die gelegentliche Ursache nicht die wahre war. Nach und nach kam alles an Tag, und man sagte sich einander im Vertrauen ins Ohr, daß la Viennne, vom Könige gezwungen, Ursache eines so sonderbaren unanständigen Auftritts gewesen sey. Hierbey müssen wir eine Anekdote vom Hrn. von Elbeuf anführen.

So sehr dieser auch Hofmann war, so konnte er doch das Emporsteigen der Bastarde nicht ohne Aerger ansehen. Als der Feldzug zu Ende ging und die Prinzen im Begriff waren zurückzugehen, fragte er den Herzog du Maine in Gegenwart vieler Gesellschaft, wo er im folgenden Feldzuge zu dienen gedächte, denn wo es auch seyn möchte, so wolle er mit ihm zugleich dienen. Als in ihn gedrungen wurde, warum er das wolle, sagte er, weil man bey ihm seines Lebens sicher wäre. Der Herzog schlug die Augen nieder und erwiderte kein Wort. Er schien die Antwort auf eine gelegnere Zeit zu versparen. Aber Elbeuf, der nebst den Seinigen bey dem Könige sehr gut stand, war in der Lage, daß er sich nicht viel darum zu kümmern hatte. Jene für den König so verdrüßliche Geschichte, wodurch seine Pläne verrückt und seine Vaterliebe auf das empfindlichste gekränkt wurde, verband ihn dem Marschall von Billeron nur noch mehr und die Freundschaft der Frau von Maintenon für diesen nahm sehr zu. Sein Credit wurde immer bedeutender, er wurde sogar von denen beneidet,

welche des Königs Gunst genossen und von allen, sogar von den Ministern gefürchtet.

X.

Rangerhebung der Familie des Herzogs dü Maine.

Der Herzog dü Maine war seit 1673 legitimirt und wünschte, daß seine Familie diese Ehre mit ihm theilte. Nachdem sein Wunsch vom Könige, und von der Frau von Maintenon genehmigt worden war, sollte es deklarirt werden; und diese Deklaration veranlaßte die seltsamste, sonderbarste Scene, die je unter der Regierung des Königs vorgefallen ist, und worüber jeder staunte, der den König, wie er von seiner Allmacht trunken war kannte.

Als er Sonnabends den 15. März zu Versailles Abends nach dem Souper, nach Ertheilung der gewöhnlichen Befehle, in sein Cabinet zurückgekommen war, ging er langsam und feyerlich in das zweyte Cabinet vor, trat bey seinen Lehnstuhl, setzte sich aber nicht nieder, durchlief mit den Augen langsam die ganze anwesende Gesellschaft und sagte, ohne an jemanden besonders die Rede zu wenden: daß er den Kindern des Herzogs dü Maine den Rang und die Ehre ihres Vaters ertheilen wolle, und ging sodann an das äußerste Ende des Cabinets und rief den Dauphin und den Herzog von Burgund herben.

Hier demüthigte sich der stolze Monarch, der strenge herrische Vater, das erste mal in seinem Leben vor seinem Sohne. Er sagte zu ihnen, da sie beyde nacheinander seine Nachfolger in der Regierung werden würden, so bitte er sie, daß sie die Rangerhebung
der

der Kinder des Herzogs dū Maine genehmigen möchten; sie würden dieß aus Zärtlichkeit für ihn, mit der er sich schmeichelte, und in Rücksicht seiner Liebe zu diesen Kindern und ihren Vater gerne thun; da er so alt und dem Tode nahe sey, wolle er sie ihnen auf das angelegentlichste empfehlen, und hoffe, sie würden nach seinem Tode sein Andenken dadurch ehren, daß sie ihnen ihre Freundschaft und Schuß schenkten.

Er sprach noch lange in diesem rührenden Tone fort, während die beyden Prinzen, etwas gerührt, die Augen zur Erde geheset, unbeweglich vor Ersäunen über die Rede des Königs da standen und kein Wort vorbrachten.

Der König, der mehr von ihnen erwartete und sie dazu nöthigen wollte, rief dem Herzog dū Maine, der von der andern Seite des Cabinets herbey kam, in welchem die größte Stille herrschte; er faßte ihn bey der Schulter, und stemmte sich darauf, damit er sich ein wenig mehr vor den beyden Prinzen beugen sollte, stellte ihn denselben vor und wiederholte in seiner Gegenwart, daß er von ihnen erwarte, sie würden ihm nach seinem Tode ihre Freundschaft gönnen wozu er sie jetzt feyerlich auffordere, wie er es von ihrer guten Natur und von ihrer Freundschaft für ihn von ihnen hoffe; zuletzt verlangte er von ihnen, daß sie ihm ihr Wort drauf geben sollten.

In diesem Augenblicke sahen die beyden Prinzen einander an und schienen sich zu fragen, ob das was sie hörten und sahen, ein Traum oder Wirklichkeit sey; sie antworteten noch immer kein Wort, bis endlich der König noch mehr in sie drang. Sie stammelten ein paar Worte, die aber nicht viel bestimmtes sagten.

Der Herzog dü Maine, der über ihre Verlegenheit mehr als sie selbst verlegen, und dem es gar nicht lieb war, daß sie keine bestimmte Antwort geben wollten, setzte sich in Positur, ihre Kniee zu umfassen.

Als dieß der König sah, bat er sie mit Thränen in den Augen, daß sie ihren Bruder in seiner Gegenwart umarmen und ihn durch dieß äussere Zeichen ihrer Freundschaft versichern möchten. Er fuhr fort in sie zu dringen, daß sie ihm ihr Wort geben möchten, die so eben deklarirte Rangerhebung nicht aufheben zu wollen. Die beyden Prinzen die sich noch immer nicht von dem Erstaunen über diese ausserordentliche Scene erholen konnten, stammelten noch etwas her, aber ohne etwas zu versprechen.

Ich bin jetzt nicht willens, über diesen so großen Fehler noch über die wenige Gültigkeit des Ehrenwortes, das sie auf diese Weise hätten geben können, meine Anmerkungen zu machen; ich begnüge mich Wort für Wort hier aufzuzeichnen, was ich von dem Herzog von Beauvilliers erfahren habe, dem der Herzog von Burgund den Tag drauf alles erzählte, was vorgefallen war, und der es mir noch den nämlichen Tag wieder erzählte.

Der Dauphin hatte es auch seinen vertrauten Freunden erzählt, und verbarg ihnen nicht, wie ungern er die Rangerhebung der Kinder des Herzogs dü Maine sehe. Er hatte den Herzog nie geliebt; die ausgezeichnete Liebe des Königs, und seine Vertraulichkeit gegen ihn hatte ihn immer gekränkt; in der Jugendzeit hatte der Herzog, ohne zwar den wahren Respekt bey Seite zu setzen, den Dauphin doch durch sein Betragen beleidigt; da hingegen der Graf von Toulouse sich seine Freundschaft erworben hatte.

Was

Was der arme Herzog von Burgund von dieser neuen Anmaßung dachte, erfuhr man auch sehr bald und genau; beyde nahmen es nicht übel, wenn man ihre Gefinnungen darüber ausspächte.

Ein zweyter sehr auffallender Fehler! Nachdem die beyden Prinzen die letzte nichtsbedeutende Antwort gegeben hatten, ging der König, der die Hoffnung aufgab, mehr von ihnen zu erhalten, aber dabey nicht die geringste Unzufriedenheit zeigte, zu seinem Lehnstuhl zurück und setzte sich nieder, so wie er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Er sagte noch ein paar Worte über die Rängeerhebung, und da er die Hofleute so unthätig da stehn sah, setzte er hinzu, es würde ihn freuen, wenn sie ihm und dem Herzoge ihren Beyfall und Zufriedenheit bezeigten. Sogleich umgaben alle den Herzog du Maine und wünschten ihm mit der ernsthaftesten Miene Glück. Auch der Graf von Toulouse, welchem diese Ehre ebenfalls anging, dem aber alles eben so unerwartet kam, als den andern, gratulirte ihm.

Die Verschiedenheit des Alters und der Talente, welche dem Herzog du Maine eine große Ueberlegenheit über den Grafen von Toulouse gab, hatte es nicht zu einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihnen kommen lassen. Sie besuchten einander selten, der Wohlstand wurde beobachtet, aber es herrschte eine außerordentliche Kälte zwischen ihnen und kein Vertrauen. Der Herzog du Maine hatte immer seine Größe gesucht und natürlich ohne ihn zu Rathe zu ziehn und ohne ihm ein Wort davon zu sagen. Der Graf konnte vermöge seiner Ehrliche, seiner Gradheit und Biederkeit die Aufführung der Herzogin nicht billigen, sie bemerkte dieß wohl und war ihm überhaupt nicht geneigt; es war also gar nicht ihr Interesse die beyden Brüder einander zu nähern. Sie fürchtete die Freundschaft

schaft des Grafen mit dem Herzog, dessen grenzenlose Nachgiebigkeit gegen sie, wodurch er sich gleichwohl nicht vor ihrer Tyrannen schützte, er gänzlich mißbilligte. — Die Unterhaltung im Cabinet war gestört und bald geendigt.

Die Geschichte kam den Tag drauf ins Publikum und es wurde bekannt, daß über die Rängehebung kein schriftliches Dokument ausgefertigt, sondern bloß folgende Anmerkung in das Register des Cerimonienmeisters, da der Obercerimonienmeister abwesend war, und diesen Winter über an der Grenze diente, eingetragen worden sey.

„Der König hat verordnet, daß in Zukunft die „Kinder des Herzogs du Maine, als Enkel seiner „Majestät, den Rang und die Ehre haben sollen, die „bis jetzt der Herzog du Maine genossen hat; und „Se Majestät hat mir Befehl ertheilt, dieß in meinem Register anzumerken.“

Dieß sagte alles und auch nichts, es wies auf den Rang des Herzogs du Maine zurück, aber ohne zu sagen, welchen Rang und mit welchem Rechte er ihn besäße; es sagte aber auch wieder viel durch den Ausdruck als Enkel seiner Majestät, der so uneingeschränkt gebraucht war.

Das Publikum nahm die Sache mit dem größten Unwillen auf. Niemand wagte bey Hofe laut davon zu sprechen, aber man raunte sich manches ins Ohr und zeigte allgemein seinen Abscheu. Man hatte sich noch nicht an den Rang des Herzogs du Maine gewöhnt und nun sollte er auch auf seine Kinder übergehen. Vorstellungen dagegen zu thun würde nicht allein unnützig, sondern auch ein Verbrechen gewesen seyn; und sobald man erfuhr, was bey der Deklaration

im

im Cabinet vorgefallen war, und daß der König aufgefordert hatte, dem Herzog du Maine zu gratuliren, wagte niemand es zu unterlassen. Man hatte gegen die Rängerhebung des Herzogs gemurrt, aber jetzt wagte niemand ein Wort zu sagen; man lief in Haufen zu ihm und gratulirte ihm, wiewohl mit mährischem Wesen und sparsamen Complimenten, denen man das Erzwungene ansah.

Ich hatte mich erst kurz vorher wieder mit dem Könige ausgesöhnt, und in der Audienz, welche ich bey ihm hatte, hatte er mich sehr ermahnt, daß ich mich bey dieser Gelegenheit, wo mein Rang grausam verletzt war, mäßig verhalten möchte. Ich hatte den Bastarden nie bey irgend einer Gelegenheit, wenn sie der König mit Rang und Ehre überhäufte, gratulirt; jetzt sah ich Herzoge, fremde Prinzen, alle Welt zum Herzog gehen, und ich sah ein, daß mein Wegbleiben, wodurch ich mich allein auszeichnete, weder ihren Rang noch ihre Freude vermindern, mich aber von neuem und ärger als zuvor in Ungnade bringen würde. Ich entschloß mich also zu diesem sauren Gang und ging mit den andern hin, machte, wie viele andere, nur ein einziges Compliment — mehr war mir nicht möglich — und trat schnell wieder ab. Es waren so viele Menschen dort, daß sie nicht wußten, wen sie hören, wem sie antworten sollten. Während sie die ersten becomplimentirten und begleiteten, schlichen sich die andern fort, unter andern auch ich. Niedrigkeit und Furcht trieben die Menschen auch zum Grafen von Toulouse, und dieselben Rücksichten, die mich zum Herzog du Maine geführt hatten, führten mich auch zu ihm. Ich traf ihn nicht zu Hause; und als ich auf dem Rückwege über den kleinen Marmorhof ging, begegnete ich d'O und bat ihn, dem Gra-

fen zu sagen, daß ich bey ihm gewesen sey, um ihm meine Gratulation abzustatten. Wofür Gratulation, antwortete d'O mit seiner gewöhnlichen Kälte und wichtigen Miene. Ich versetzte, daß die Rängerhebung der Kinder des Herzogs du Maine ihn nahe genug angehe, um daran Theil zu nehmen. Wie? antwortete d'O mit gerunzelter Stirne, daß er künftig den Kindern des Herzogs nachstehn muß, darüber soll er sich freuen? In meinem Erstaunen antwortete ich, ich glaubte, er geminne haben genug für die Seinigen um gern seinen Neffen nachzustehn. Hier trat d'O näher zu mir und sagte, indem er mir offenerzig ins Auge blickte, als müßte er mir etwas entdecken: Glauben Sie, mein Herr, der Graf nimmt keinen Theil an der erhaltenen Ehre des Herzogs; der Graf hat keine Kinder und wenn er welche bekommen sollte, so verlangt er nichts für sie, er ist mit seinem Range zufrieden und verlangt keinen höhern. Ich verließ d'O mit außerordentlichem Erstaunen. Ich hatte mit ihm nicht den geringsten Umgang und sprach ihn nirgends, auch mit seiner Frau hatte ich keinen Umgang und Frau von Saint Simon eben so wenig. Er war ein stolzer höhnischer Mann, höchst einsilbig; und jetzt schien er mir so angelegentlich die Gelegenheit zu ergreifen, um mir etwas zu sagen, um das ich ihn gar nicht gefragt hatte, und worüber ich so sehr erstaunen mußte. Ich sprach gleich darauf mit dem Herzog und der Herzogin von Villeroy davon, welche beyde Freunde von d'O und seiner Frau waren. Was mein Erstaunen vermehrte war, daß d'O, so sehr er auch durch Anhänglichkeit und Verhältnisse an den Grafen von Toulouse attachirt war, noch mehr Anhänger der Frau von Maintenon und des Herzogs du Maine war. Der Herzog und die Herzogin von Villeroy erklärten mir das Räthsel; wiewohl nicht ganz befriedigend.

Sie

Sie erzählten mir, der Herzog habe seinem Bruder seine Absicht mitgetheilt, habe ihn aber nicht dafür gewinnen können. Der Graf habe sogar alles gethan, um ihn davon abzubringen, entweder weil er mit seiner Vermählung unzufrieden war, und weil sein Rang dadurch gegen den seiner Enkel erniedrigt wurde, oder aus Furcht daß die zu auffallende Usurpation sie selbst um ihren Rang bringen möchte; und gewiß ist es, daß diese Sache eine sichtbare Kälte zwischen ihnen verursachte. Nachher erfuhr ich, was ich aber damals noch nicht wußte, daß die Sache wirklich zwischen den beyden Brüdern, so wie es erzählt worden, zur Sprache gekommen war. Dachte ich die so unnöthige angelegentliche Erklärung eines Mannes dazu, dessen Sache es gar nicht war, offenherzig zu seyn — gegen mich, den er kaum den Namen nach und von Gesicht kannte, ohne daß ich ihn gefragt, und durch das Gespräch dazu gelockt hatte; so machte mir alles zusammengenommen wahrscheinlich, daß es ein Kunstgriff gewesen sey, und daß der Graf von Toulouse seinen Bruder allein in der Falle lassen und sich herausziehen wolle. Ich erzähle weiter. Es wahrte nicht lange, so wußte jedermann wie der Dauphin und der Herzog dabey gefinnt waren. Sie selbst machten die Sache dadurch noch schlimmer, daß sie die allgemeine Meinung bestätigten: denn es ging so weit, daß die Herzogin von Burgund laut äußerte, die Rängeerhebung würde unter dem Dauphin nichts gelten, und noch weniger, wenn der Fall einträte, unter ihres Mannes Regierung. Der Hof entledigte sich nun der so lange aufgelegten Last des Stillschweigens über diese Sache und brach, auf das Beyspiel der beyden Prinzen gestügt, in lautes Murren aus, das man sich öffentlich und ungeschweht erlaubte.

Alle theilten die Schuld mit den beyden Kron-
erben und da sich niemand, wegen der Menge der
Mitschuldigen, vor Strafe fürchtete, so ging die
Unverschämtheit immer weiter. Der König, der sich
immer so viele Mühe gab, alle Kleinigkeiten zu erfah-
ren, war nur zu gut von diesen Gesprächen und von
dem Mißvergnügen des Dauphins und des Herzogs
von Burgund unterrichtet, die er trotz allen seinen
Bemühungen nicht hatte gewinnen können. Verdruß
und Reue bemächtigten sich seiner und er war auf dem
Punkte, die ganze Sache zu widerrufen. Frau von
Maintenon und der Herzog du Maine zitterten davor
und arbeiteten muthig entgegen; sie rühmten dem Kö-
nige den Gehorsam der Gemüther, den er sich erwor-
ben habe, und der sich so deutlich in dem Eifer, mit
welchem der Hof haufenweise gekommen sey, dem
Herzog zu gratuliren und in der allgemeinen Freude
und dem öffentlichen Beifall zeige, mit welcher die
ertheilte Gnade aufgenommen werde. Auf diese Art
nutzte der Herzog du Maine die erzwungene Huld-
igung eines slavischen Hofes, indem er den König bey
seiner schwachen Seite angriff und seine Leichtgläubig-
keit benutzte.

XI.

Wie man im Auslande von den legitimirten
Kindern Ludwigs XIV. dachte. Hierher gehö-
rige Anekdote von dem Prinzen von
Oranien.

In Europa hatte man indessen diese hohen Be-
griffe von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV nicht;
und auch der König hatte anfangs die stolzen Wünsche
für

für ihre Begräbnerung nicht gehabt, die er nachher hatte. Die Prinzessin von Conti, deren Geburt die noch am wenigsten schimpfliche war, war die erste, auf die er seine Absichten richtete. Er glaubte sie auf das ehrenvollste an den Prinzen von Oranien verheirathen zu können und ließ sie ihm antragen. Da ihn damals sein Kriegsglück viel Ansehen in Europa verschafft hatte, so glaubte er, sein Antrag würde als der ehrenvollste und vortheilhafteste mit Freuden angenommen werden. Aber er betrog sich. Der Prinz von Oranien war der Sohn einer Tochter des Königs von England, Karls I und seine Stiefmutter war die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg. Darauf sah er mit Stolz zurück, und gab die spöttische Antwort: die Prinzen von Oranien wären gewohnt sich mit ehelichen Töchtern der größten Könige zu vermählen und nicht mit ihren Bastardtöchtern.

Diese Antwort kränkte den König tief, er konnte sie nie vergessen und suchte immer, oft wider sein offenes Interesse, dem Prinzen zu zeigen, daß er die erhaltene Kränkung noch im innersten seiner Seele bewahre.

Der Prinz von Oranien unterließ dagegen nichts um den König zu versöhnen: aber sein Respect, seine Unterwürfigkeit, alle seine Bemühungen sich bey ihm beliebt zu machen, seine Geduld bey persönlichen Beleidigungen und Feindseligkeiten, alles war umsonst. Die Minister des Königs in Holland hatten beständig den ausdrücklichen Befehl, dem Prinzen sowohl in Staatsangelegenheiten als in seinem Privat- und persönlichen Interesse immer entgegen zu arbeiten, das Volk soviel sie könnten, gegen ihn aufzuwiegeln, durch Bestechung solche Personen zu Magistraten wählen zu lassen, die gegen ihn übel gesinnt wären, seine Feinde

in

in Schuß zu nehmen, ihm nie die Aufwartung zu machen: mit einem Worte, ihm allen möglichen Eort und alle mögliche Kränkung anzuthun. Der Prinz versuchte gleichwohl immer, bis zu dem letzten Kriege, öffentlich und durch geheime Wege, den Zorn des Königs zu besänftigen; aber der König war unerbittlich. Endlich verzweifelte jener daran, je wieder die Freundschaft des Königs zu gewinnen und im Vertrauen auf seine bald auszuführende Unternehmung auf England und den furchtbaren Bund, den er gegen Frankreich zusammengebracht hatte, äusserte er laut, er habe nun so lange vergebens die Freundschaft des Königs zu erhalten gesucht, er hoffe wenigstens, daß er mit mehr Glück seine Achtung verdienen werde.

Welch ein Triumph muß es also für ihn gewesen seyn, als er den König gezwungen hatte, ihn als König von England anzuerkennen: zumal da ihn diese Anerkennung so viel kostete.

Der Herzog du Maine wußte die Schwachheit des Königs für seine Bastarde sehr gut zu benutzen, um sich und seine Familie zu bereichern. Er kaufte von den Erben des Hrn von Seignelay das schöne und angenehme Lustschloß Sceaux, an welches Colbert und besonders Seignelay ungeheure Summen verschwendet hatten. Der Kaufpreis betrug 900000 Liv. und die übrigen Kosten dazu gerechnet gegen eine Million.

Die Erben behielten sich demungeachtet eine Menge Möbeln und für mehr als 100000 Liv. Statuen vor, die in den Gärten standen. Bey der entsetzlichen Verschwendung der Herzogin wäre der Herzog du Maine ohne die Freygebigkeit des Königs, nicht im Stande gewesen, diese Acquisition zu machen.

XII.

Anekdoten vom Herzog von Burgund.

Die Zeitordnung führt mich hier auf einige Anekdoten von den Prinzen von Geblüt. Der Herzog von Burgund hatte in dem Kriege in Flandern Gama-ches zum Begleiter. Dieser war nicht fähig sein Rathgeber zu seyn, aber er konnte sich nicht enthalten, ihm öffentlich und privatim die jugendlichen Fehler zu verweisen, die sich der Prinz und nach seinem Beyspiel der Herzog von Berry bisweilen erlaubten. Er sagte ihnen oft, sie würden in der Art bald einen Meister über sich haben, nämlich den Herzog von Bretagne.

Einst kam er im Gefolge des Herzogs von Burgund aus der Messe, er hätte ihn lieber auf dem Pferde gesehen und in seiner Lebhaftigkeit sagte er ganz laut zu ihm: Sie werden das Himmelreich besitzen, aber die Herrschaft der Erde werden Prinz Eugen und Marlborough eher als Sie erlangen. Aber noch mehr Erstaunen verdient die Freimüthigkeit, mit der er den beiden Prinzen öffentlich ihr Betragen gegen den König von England verwies. Der arme Fürst betrug sich in seinem Incognito gegen diese Prinzen mit einem Respect, als wenn er ein simpler Privatmann gewesen wäre; die Prinzen mißbrauchten sein Betragen mit der äuffersten Unbescheidenheit und vergaßen gänzlich, was sie ungeachtet des Incognitos, seinem Range schuldig waren. Sie ließen ihn fast immer unter den Haufen der Höflinge in ihren Vorzimmern stehen und sprachen fast gar nicht mit ihm. Diese Unbescheidenheit, deren sie sich den ganzen Feldzug über schuldig machten, gab um so mehr Aergerniß, da der Ritter von St. Georg sich durch sein Betragen die Achtung und Liebe der ganzen Armee erworben hatte.

Ge

Gegen das Ende des Feldzugs wandte sich einmal Gamaches, der über das Betragen der Prinzen äusserst aufgebracht war, in Gegenwart einer grossen Gesellschaft mit den Worten an die beyden Prinzen: Sie haben wohl zeigen wollen, wie weit Sie es treiben könnten? Wohl! Sie haben Sich brav gehalten. Aber nun wenigstens gönnen Sie dem Ritter von St. Georg ein Wort und behandeln ihn etwas ehrenvoller.

Dergleichen Ausfälle wären unter vier Augen an Mäze und von Nutzen gewesen, aber öffentlich gesagt, konnte die Wahrheit nie die Unbescheidenheit beschönigen. Man war daran gewöhnt und nahm sie nicht übel, aber sie halfen auch zu nichts.

XIII.

Anekdoten von der Herzogin von Burgund.

Es fällt mir noch eine Anekdote bey, die man eigentlich verschweigen sollte, die ich aber, da ich ein so naher Augenzeuge gewesen bin, niederzuschreiben mich nicht enthalten kann; und dieß thue ich um so eher, da die Geschichte im allgemeinen kein Geheimniß geblieben ist und die Höfe aller Zeiten und aller Nationen von dergleichen Vorfällen voll sind. Die Herzogin von Burgund war eine Prinzessin von ausnehmender liebenswürdigkeit, Grazie und Feinheit des Betragens, durch welche Eigenschaften, verbunden mit ihrer klugen Sorgfalt, sie sich das Herz des Königs, der Frau von Maintenon und ihres Gemahls ganz zu eigen gemacht hatte.

Sogar der gerechte und heftige Unwille gegen ihren Vater, den Herzog von Savoyen, der sich neuerlich

lich wieder an die Feinde angeschlossen hatte, konnte ihre Zärtlichkeit gegen die Herzogin nicht im geringsten mindern. Sie war die Seele des Hofes und wurde von ihm angebetet; alle, Hohe und Niedrige, suchten ihren Beyfall; wenn sie fehlte, so fehlte alles und ihre Gegenwart brachte alles mit zurück; da sie in solcher Gunst stand, so setzte man auf sie viel Vertrauen und ihr Betragen fesselte aller Herzen.

Von allen angebetet, war ihr Herz auch nicht unempfindlich. Rangis, den wir jetzt als einen steifen Marschall von Frankreich kennen, war damals ein galanter Mann. Ein angenehmes Gesicht, ein schöner Wuchs ohne ausgezeichnet zu seyn, von seiner Großmutter der Marschallin von Rochefort und von seiner Mutter, der Frau von Blanzac, ehemaligen Meisterinnen der Kunst, zur Intrigue und Galanterie erzogen, und ganz jung in der großen Welt eingeführt, in welcher jene eine große Rolle spielten, hatte er kein anderes Bestreben, keinen andern Gedanken, als den Damen zu gefallen, ihnen zu schmeicheln und den Hof zu machen und die liebenswürdigsten zu fesseln, und er bestieß sich einer Galanterie, die sein Zeitalter und das ganze Jahrhundert nicht mehr kannte. Niemand war so allgemein beliebt wie er. Als Kind hatte er schon ein Regiment, und im Kriege hatte er viel Thätigkeit und Eifer und eine glänzende Tapferkeit gezeigt, welche die Damen besonders sehr rühmten, und die für sein Zeitalter hinreichte. Er war an dem Hofe des Herzogs von Burgund sehr gelitten und genoß viel Auszeichnung.

Der Herzog, der seine Gattin leidenschaftlich liebte, war nicht der schöne Mann, wie Rangis; aber die Herzogin erwiderte seine Zärtlichkeit so gut, daß er nie in seinem Leben den Verdacht fassen konnte,

daß

daß sie für einen andern als für ihn gefühlt habe. Indessen war ihr Herz für Rangis nicht unempfindlich gewesen und ihre Neigung wurde lebhafter. Rangis war nicht undankbar, aber er fürchtete sich vor einem Ausbruch und sein Herz war schon versagt. Frau de la Brilliere, die ohne Schönheit liebenswürdig wie die Liebe und voller Grazie war, hatte an ihm eine Eroberung gemacht. Die Eifersucht schärfte bald ihren Blick. Aber weit entfernt der Herzogin nachzugeben, war sie entschlossen ihre Eroberung zu behaupten, ihr den Sieg streitig zu machen und zu entreißen.

Dieser Wettkampf setzte Rangis in die äußerste Verlegenheit. Er fürchtete die gereizte Eifersucht seiner Geliebten, deren Ausbruch er für möglich hielt, als er war; und ausserdem daß er sie liebte, fürchtete er von einem solchen Bruche alles und sah seine politische Lage schon zu Grunde gerichtet. Auf der andern Seite war ihm seine Zurückhaltung gegen die Herzogin nicht weniger verderblich, er beleidigte eine Prinzessin, die so viel vermochte, die einst Monarchin werden konnte, und die keiner Nebenbuhlerin weichen, die keine dulden würde. Diese Verwicklung gab, wer um die Sache wußte, die mannichfaltigsten Auftritte. Bald entdeckte die Aufmerksamkeit und Scharfsicht des Hofes die ganze so sorgfältig geheimgehaltene Intrigue, man wußte alles, aber aus Furcht oder Liebe gegen die Herzogin, die man anbetete, schwieg man, sprach nur heimlich davon und bewahrte freywillig das Geheimniß.

Die Intrigue, woben es von Seiten der Frau de la Brilliere nicht ohne Erbitterung gegen die Herzogin und bey dieser nicht ohne Eifersucht und einen still geäußerten Widerwillen gegen sie blieb, gab eine
lange

lange Zeit eines der sonderbarsten Schauspiele. Vielleicht brauchte Rangis, seiner Geliebten zu getreu, den Reiz der Eifersucht oder war es zufällig; genug er bekam einen Nebenbuhler. Maulevrier, Sohn eines Bruders von Colbert, der vor Gram gestorben war, daß er bey dem Avancement, wo Villeron Marschall von Frankreich wurde, nicht Marschall geworden, hatte zur Gemahlin eine Tochter des Marschalls von Tessé. Er hatte keine angenehme Gestalt, sein Gesicht war vielmehr ganz gemein; auch war er nicht sehr zur Galanterie gemacht, aber er hatte Kopf und viel Erfindung und Gabe zur Intrigue; dabey einen zügellosen Ehrgeiz, der durch nichts zu dämpfen war und an Leidenschaft grenzte. Seine Gattin war hübsch, aber ohne Geist, unruhig und zänkisch und bey einem schuldlosen Aeuffern höchst boshaft. Er verschaffte sich durch seinen Schwiegervater nähern Zutritt bey der Herzogin von Burgund, benutzte ihn fleißig und wagte es endlich, durch das Beispiel ermuntert, den Senzenden zu spielen. Da er nicht gehört wurde, wagte er schriftlich einen Versuch. Wie man sagt, ließ sich Madame Cantin, die vertraute Freundin Tessés, von dem Schwiegerohne betrogen und bestellte seine Villets, die sie für Villets seines Schwiegervaters und von unbedeutendem Inhalt hielt; Maulevrier erhielt unter seines Schwiegervaters Namen durch die nämliche Ueberbringerin, Antwort auf seine Villets. Ich will nicht hinzusetzen, was man noch alles glaubte; genug man entdeckte diese Intrigue, so wie die erste, und beobachtete dabey das nämlich Stillschweigen. Unter dem Vorwand freundschaftlicher Theilnahme half die Herzogin der Frau von Maulevrier die nahe Abreise ihres Gemahls und die ersten Tage seiner Abwesenheit beweinen, wobey Frau von Maintenon einigemal gegenwärtig war. Der Hof

lächelte darüber. Ob diese Thränen Maulevrier oder Rangis galten, ist nicht ausgemacht.

Indessen war Rangis durch diesen Nebenbuhler mehr gereizt worden und gab der Frau von Brilliere so viel Ursache zur Eifersucht, daß sie ihre Leidenschaft nicht mehr mäßigen konnte. Maulevrier bemerkte bald dieß schlimme Zeichen; was entdeckt nicht ein Mensch, der von der Leidenschaft der Liebe oder des Ehrgeizes beherrscht wird? Er sann auf eine List. Er dichtete sich eine Brustkrankheit an, hielt sich im Bette, stellte sich als ob er seine Stimme verloren hätte und wußte seine Rolle so gut zu spielen, daß er ein ganzes Jahr durch nicht einen einzigen hörbaren Laut hören ließ. Der Vortheil war, daß er nun, da er niemanden ein Wort ausser ins Ohr sagen konnte, die Freiheit hatte, auf diese Art auch mit der Herzogin zu sprechen, ohne doch anstößig zu werden und den Verdacht eines Geheimnisses zu geben. Mittelft dieses Kunstgriffs konnte er ihr alles sagen, was er wollte und er wußte es so einzurichten, daß niemand anders ihr Gespräch verstehen konnte; indem er ihr unter alltäglichen Dingen, worauf ganz laut geantwortet werden konnte, andere geheimere sagte, worauf kurze zweideutige Antworten gegeben wurden, die niemand als er verstand. Er hatte die Leute so sehr an diese Manier gewöhnt, daß man gar nicht mehr darauf Acht gab und ihn nur wegen dieses fatalen Zustandes bedauerte. Aber er dennoch kein glücklicher Liebhaber; die Eifersucht der Frau von Brilliere beunruhigte ihn, er glaubte Rangis glücklich und dies wollte er doch nicht.

Endlich brachte ihn die Eifersucht und Raserei der Liebe zu einem tollen Entschlusse. Als die Herzogin von Burgund in der Messe war, ging er auf die Emporkirche und bot ihr beim Herausgehen den Arm. Er hatte gerade einen Tag gewählt, wo er wußte, daß der Hofcavalier

Dan-

Dangeau abwesend war; die Couyers, als Subalternen seines Schwiegervaters des ersten Couyers, waren schon daran gewöhnt ihm diese Ehre zu lassen, damit er wegen seiner schwachen Stimme unterwegs eher sprechen könnte und blieben zurück, um seine Unterhaltung nicht zu stören. Die Damen folgten gewöhnlich in einiger Entfernung. Er hatte also auf offenem Wege im Angesicht des ganzen Hofes von der Kapelle an bis zum Apartement der Herzogin ein vollkommenes *Tete à tete* mit ihr, wie er es sich schon mehrmals verschafft hatte. Nun setzte er die Herzogin in die peinlichste Lage. Er schalt entschlossen auf Mangis und belegte ihn mit allen möglichen Namen, drohte ihr, er wolle alles dem Könige, der Frau von Maintenon und ihrem Gemahl entdecken, drückte ihr in seiner Furie die Hand, daß sie hätte schreien mögen und begleitete sie so bis zu ihrer Wohnung, wo sie ganz aufser sich, der Ohnmacht nahe, ankam. Sie ging sogleich in ihre Garderobe und rief Frau von Nogaret, die sie gern zu ihrer Rathgeberin machte, wenn sie sich nicht zu helfen wußte. Sie erzählte ihr, was ihr so eben begegnet war; und diese rieth ihr mit einem so gefährlichen Narren behutsam zu verfahren. So brachte die Herzogin über sechs Wochen in der tödlichsten Verlegenheit zu.

Ich habe nicht erfahren können, wer Lefse davon unterrichtete; aber er erfuhr es und machte einen geschickten klugen Streich. Er suchte seinen Schwiegersohn zu überreden, daß er mit ihm nach Spanien ging, wohin er an Warwick's Stelle gehen sollte, und zeigte ihm eine goldene Aussicht. Er sprach deswegen mit Fayon, der von seinem Zimmer und dem Cabinet des Königes aus doch alles sah und wußte. Er war ein Mann von unendlich viel Verstande und dabey gut und rechtschaffen. Leicht verstand er

die List und war der Meinung, daß nichts als das Clima warmer Länder, Maulevriers Brustkrankheit heilen könne, nachdem alle Mittel der Kunst umsonst gewesen wären. Dieß wurde dem ganzen Hofe und auch dem Könige gesagt, welchem Favon alles was er wollte, durch medicinische Gründe beweisen konnte, und von dem er keinen Widerspruch zu fürchten hatte; auch der Frau von Maintenon wurde es gesagt, die so wie der König, seine Worte für baare Münze nahm und nichts arges darunter vermuthete. Sobald dem Schwiegersohne sein Wort abgelockt war, eilte Tessé so sehr er konnte, ihn vom Hofe und aus dem Königreiche zu entfernen, und machte so auf einmal seiner gefährlichen Narrheit, aller Verlegenheit und übeln Folgen, die daraus entstehen konnte, ein Ende. Er beurlaubte sich gleich zu Anfang des Octobers und reiste mit seinem Schwiegersohne von Fontainebleau nach Spanien ab, wo er gleich bey seiner Ankunft den Tag nach seiner Vorstellung am Hofe, Grand von Spanien von der ersten Klasse wurde.

XIV.

Uneinigkeit zwischen den Prinzessinnen am Hofe.

Einst als wir mit dem Könige zu Marly waren, ereignete sich folgender sonderbare Vorfal.

Der König und der Dauphin hielten zu Marly zu Einer Stunde und in Einer Piece Tafel. Die Damen theilten sich früh und Abends ohne Affectation in die zwey Gesellschaften. Nur die Prinzessin von Conti saß beständig an der Tafel des Dauphins und ihre beyden Schwestern an der des Königs.

In

In einer Ecke dieser Piece stand noch eine Tafel zu fünf oder sechs Couverts, an welche sich ohne Affectation bald die Einen bald die andern setzten, welche aber nur eine Nebentafel war. Die Tafel des Königs stand näher gegen den Salon, die andere näher an den Fenstern und an der Thüre, durch welche nach Aufhebung des Diners der König zu Frau von Maintenon ging, die damals oft Mittags an der Tafel des Königs, aber an keiner andern und dem Könige dann gegenüber saß. Abends aber auf ihrem Zimmer speiste, (Gewöhnlich wurde table ronde gehalten.)

Um den Vorfall zu verstehen, muß man sich dieß alles vorstellen. Die Prinzessinnen waren noch nicht recht von Herzen mit einander versöhnt und die Prinzessin von Conti nährte einen geheimen Groll gegen den Dauphin wegen seiner Neigung für die Ehoïn, die sie wohl bemerkte, ohne doch ihren Unwillen äußern zu können. Bey einem Diner, wo der Dauphin auf der Jagd war und die Prinzessin von Conti statt seiner, Tafel hielt, fing der König an ganz gegen seine so streng behauptete Gravität mit der Herzogin zu scherzen und mit ihr mit den Oliven zu spielen.

Dabey trank die Herzogin einige Gläser, der König that auch als wenn er einige Gläser mehr tränke und dieser Scherz dauerte bis zum Nachtrich. Nach Aufhebung der Tafel ging der König zu Frau von Maintenon; als er bey der Prinzessin von Conti vorbeiging, deren ernsthafte Miene ihm vielleicht auffiel, sagte er zu ihr in einem ziemlich trocknen Tone: ihr Ernst schicke sich nicht zu seiner und der Herzogin Lustigkeit. Dieß mochte die Prinzessin verdrießen und als der König fort war, wandte sie sich zu Frau von Chacillon und sagte — eben in dem Augenblick der Verwirrung, wo jeder noch einen guten Trunk that, — sie wolle liebe ernsthaft als eine Trinkschwester seyn;

womit sie auf ihre Schwestern zielte, die seit kurzem einigemal länger bey Tafel sitzen geblieben waren. Dieß hörte die Herzogin von Chartres und antwortete ganz laut mit ihrer langsamen zitternden Stimme, sie wolle lieber eine Trinkschwester seyn als sich mit Lumpenpact abgeben, womit sie auf Clermont und die Officiere der Leibgarde deutete, die ihrerwegen theils cassirt, theils entfernt worden waren.

Dieser Ausfall war so hart, daß die Prinzessin nichts darauf erwiederte; die Anekdote durchlief im Nu ganz Marly, von wo sie bald in Paris und überall bekannt wurde. Die Herzogin, die mit viel Anmuth und Wig satyrische Niederchen zu machen verstand, dichtete in diesem Tone einige sehr witzige auf diesen Vorfall. Der König, welcher der Zänkereien müde war, suchte sie bey diesem neuen Ausbruch ihrer Animosität, den er von beyden Seiten zu heftig fand, zu versöhnen. Auch der Dauphin versuchte es, er gab ihnen zu Meudon ein Diner. Die Prinzessin von Conti kam ganz allein und zuerst hin, die beyden andern Schwestern in Gesellschaft Mousieurs, man sprach wenig, die Unterhaltung war steif und sie kamen zurück, wie sie hingegangen waren. Gegen das Ende dieses Jahres gab es zu Marly manche Unruhen. Die Herzogin von Chartres und die Herzogin, welche die Uneinigkeit mit der Prinze in von Conti zu Freunden gemacht hatte, aßen eines Abends zu Marly, nachdem der König zu Bette gegangen war, zusammen auf dem Zimmer der Herzogin von Chartres im Schlosse. Der Dauphin spielte noch spät im Salon; als er zu Hause gehen wollte, kehrte er bey den Prinzessinnen ein und fand sie bey einem sonderbaren Zeitvertreib. Sie rauchten Tabak, wozu sie sich die Pfeifen von der Schweizergarde hatte hohlen lassen. Der Dauphin stellte ihnen die unange-
neh,

nehmen Folgen vor, wenn man den Rauch röche und sie mußten diese Uebung aufgeben; aber der Tabaksrauch hatte sie verrathen. Der König gab ihnen den Tag darauf deswegen einen harten Verweis, worüber die Prinzessin von Conti triumphirte. Unterdessen vermehrten sich die Zwistigkeiten und der König, welcher gehofft hatte, daß sie sich von selbst legen würden, war derselben ganz überdrüssig. Eines Abends nach Tische nahm er zu Versailles die Prinzessinnen in sein Cabinet und sprach deswegen ernstlich mit ihnen, indem er mit der Drohung schloß: wenn er noch einmal etwas von ihrer Uneinigkeit hörte, so wollte er jede eine Zeit lang auf ein Lustschloß schicken, wo sie sehr gut aufgehoben seyn würden. Dieß drang durch, ihre Uneinigkeit legte sich und der Wohlstand vertrat die Stelle der Freundschaft.

XV.

Betrachtungen über die legitimirten Prinzen.

Wir haben gesehen, wie die legitimirten Prinzen, aus der Verworfenheit eines zwiefachen Ehebruchs entsprungen, zur Höhe des Ranges der Prinzen vom Geblüt, ja selbst zum höchsten Gipfel, zur Fähigkeit der Thronfolge emporstiegen, theils durch bloße Gewohnheit, theils durch hinterlistige oder gewaltthätige Usurpation, theils geseglich durch Breverts, Declarationen und Edicte. Die Erzählung aller dieser Vorgänge würde allein ein Buch füllen und die Sammlung der schriftlichen Documente ebenfalls. Sonderbar ist, daß der König seinen Bastarden jedesmal solche Ehrenbezeugungen zuerst verweigert hatte, wiewohl er sie ihnen nachher doch verwilligte, und daß er seine Söhne nicht

verheirathen wollte, vielleicht in der innern Ueberzeugung ihrer angeborenen Niedrigkeit und Ehrlosigkeit, die nur durch seine grenzenlose Gewalt etwas emporgehoben worden war, aber nach seinem Tode wieder in ihr Nichts zurückfallen mußte. Dieß sagte er ihnen mehreremal, wenn einer oder der andere ihn um Erlaubniß bat, sich vermählen zu dürfen. Er wiederholte es ihnen noch in der Periode ihrer Größe und sechs Wochen vor seinem Tode, als er mit Neue darauf zurück sah daß er aus Schwachheit gegen sie, zu ihrem Vortheil, alles, selbst seinen eignen Willen, verlegt hatte.

Dieß sagte er ihnen selbst, und in der Folge werden wir sehen, wie er sich darüber gegen die Parlamentsglieder und gegen die Königin von England äusserte. Hierbei erinnere ich mich des gemessenen Befehls, den er dem Marschall von Tessé, von welchem ich es weiß, und noch andern in Rücksicht Vendome's gab, daß sie nämlich gar nicht vermeiden sollten, Vendome in Italien, wohin er zum Commando einer Armee geschickt wurde, seine Subordination fühlen zu lassen, wobey er etwas bitter hinzusetzte, man müßte diese Herren nicht so verwöhnen; und dieser Vendome war bald so hoch gestiegen, daß er, sogar ohne Patent, Marschalls von Frankreich commandirte, die schon lange Armeen commandirt hatten.

Kein größeres Unglück war für den König und für Frankreich als die Größe seiner Bastarde, die gegen sein Ende zu einer unerhörten Höhe gestiegen waren, und worin er sie in der letzten Zeit angelegentlich zu beseligen suchte, indem er ihnen die fürchtbarste Macht ertheilte.

Die Admiralität, die Artillerie, die Carabiniers, die Infanterie, die einzelnen Regimenter, die Schweizer und Graubünder, Guienne, Languedoc und Bre-

tag-

tagne waren in ihren Händen und machten sie schon wichtig genug. Die Charge des Oberjägermeisters gab ihnen noch Gelegenheit, den jungen König zu divertiren und sich seines Beifalls zu versichern.

Die Erhebung ihres Ranges zu dem der Prinzen vom Geblüt kostete den Umsturz aller Regeln und Rechte, den Umsturz der ältesten heiligsten Grundgesetze des Königreichs. Auch bekam der König deswegen mit ausländischen Mächten Verdrießlichkeiten, besonders mit Rom, mit dem er lange in Streit lag und dem er in vielen Dingen nachgeben mußte, damit nur die Gesandten und Nuntien den Bastarden gleiche Ehre mit den Prinzen vom Geblüt erwiesen, und sie überhaupt auf diesen Fuß behandelten.

Sein Interesse für die Bastarde war auch die Ursache, daß die Lorrains bey der Ritterpromotion vom J. 1688 den Herzögen vorgezogen wurden, ob es der König gleich nicht gern sah und, wie er gegen den Herzog von Chevreuse gestand, es ganz ungerecht fand.

Daher auch, wie wir es zu seiner Zeit gesehen haben, das sonderbare und ungewöhnliche Incognito des Herzogs von Lothringen bey seiner Huldigung, das er auch so auffallend zu mißbrauchen suchte; welches Beispiel zur Schande der Krone, den Kurfürsten von Köln und Baiern denselben Vortheil verschaffte. Durch die unschicklichen Heyrathen des Herzogs von Chartres, nachmaligen Herzogs von Orleans und Regenten, des Herzogs (M. le duc) und durch die Vermählung der Töchter aus diesen Ehen mit dem Herzog von Berry und mit dem Prinzen von Conti, kam es dahin — und der König hat es mit Wohlgefallen gesehen, — daß, seinen einzigen Nachfolger und die Spanische Linie ausgenommen, (die aber durch einen Renunciationstractat von der Thronfolge ausgeschlossen war,) und noch die einzi-

Madem. de la Roche - für - Hon, Tochter des Prinzen von Conti von der ältesten Tochter des ersten Prinzen vom Geblüt ausgenommen, kein einziger Sprößling des königlichen Hauses weder männlichen noch weiblichen Geschlechts da war, der nicht in gerader Linie von den Kindern der Liebe des Königs und der Frau von Montespan abstammte, und von dem sie nicht Mutter oder Großmutter war. Zwar stammte die Herzogin du Maine nicht von ihr ab, aber sie hatte doch den Sohn der Frau von Montespan zum Gemahl.

Die einzige Tochter des Königs von Frau de la Valliere vermählte sich mit dem ältesten der beyden Prinzen Conti, hatte aber keine Kinder mit ihm. Es war dem Könige unerträglich, daß die Familie dieses Prinzen vom Geblüt allein nicht mit Bastardblut verunreinigt war, und er brachte es gegen das Ende noch dahin, daß die zweyte Generation damit inficirt wurde.

Dies war die Prinzessin, welche der Prinz von Oranien so schimpflich verschmähte, weswegen er den König sich zum Feinde machte, und ihn durch alle seine Bemühungen, durch Respect, Demuth, Entgegenkommen nicht versöhnen konnte. So wurde dieser berühmte Prinz, fast gezwungen, der gefährlichste Feind des Königs und des Reichs, und diese Feindschaft wurde die unglücklichste Quelle aller der Allianzen und Kriege, unter denen der König fast ganz erlag; und alles dieses Unheil verursachte das Bastardengeschlecht, das man nur allzu schicklich eine Unglücksbrut nennen kann.

Das reinste Blut unserer Könige, ja ich kann Kühnlich sagen, der ganzen Welt mit der Aferbrut eines doppelten Ehebruchs zu vermischen; schien ordentlich das stäte Augenmerk des Königs zu seyn. Er
hatte

hatte die abscheuliche Absicht wirklich erreicht und die so unerhörte Vermischung ganz zu Stand gebracht, nachdem er zum Abscheu der ganzen Welt, der cultivirten und uncultivirten, sich selbst mit doppeltem Ehebruch besleckt hatte, woran er aber die Welt bald zu gewöhnen wußte.

Den Weg zu Ehre und Glück konnte man sich nur durch die Günst und Protection der Bastarde öffnen, und die Protection der Prinzen vom Geblüt, von Monsieur an, war immer ein unüberwindliches Hinderniß für jeden, der sie besaß.

Dies war die Frucht jenes grenzenlosen Stolzes, vermöge dessen der König die Bastarde und die Prinzen seines Geschlechts mit so verschiedenen Augen ansah.

Denn die durch ächte Erzeugung vom königlichen Geschlecht abstammenden, dem Throne angehörigen Prinzen, sah er als Kinder des Staates und der Krone an, durch sich selbst ohne seine Unterstützung groß; die Kinder seiner Liebe hingegen liebte er als Sprößlinge seines eignen Blutes, die, vermöge der Befehle aller angestammten Größe beraubt, nur durch seine Macht gehoben werden könnten und mußten. Stolz und Zärtlichkeit vereinigten sich zu ihrem Vortheil und das stolze Gefühl der Macht sie aus dem Nichts emporheben zu können, und eine gewisse Eifersucht gegen die andern Prinzen, die ihre angestammte Größe ohne seine Beyhülfe behaupteten, gaben dieser Leidenschaft immer mehr Nahrung.

Es beleidigte seinen Stolz, daß er die Natur nicht erfegen konnte, und er suchte seine Bastarden anfangs durch Rang und Reichthum den Prinzen vom Geblüt wenigstens zu nähern. Später suchte er sie durch vielfache ganz unerhörte und unschickliche Ehen mit einander zu vermischen, und zu einer einzigen Familie zu
ver-

verbinden. Der einzige Sohn seines einzigen Bruders, der Herzog von Orleans wurde dieser Absicht mit sichtbarer Gewalt geopfert. Durch wiederholte gelungene Versuche kühner gemacht, stellte er zwischen den Bastarden und den Prinzen vom Geblüt eine vollkommene Gleichheit her, und endlich als er seinen Tod nahe sah, ging er so weit, daß er ihnen förmlich ihren Rang und das Recht der Thronfolge ertheilte, gleichsam als wenn er darüber zu disponiren und ein Recht zu ertheilen die Macht hätte, welches die Geburt versagte.

XVI.

Vermählung des Herzogs von Chartres, nachherigen Regenten von Frankreich.

Die Anmaßung des Königs, über die Thronfolge zu disponiren, ist so ganz gegen alles Recht, daß ich mich in meiner Schrift über das Staatsrecht von Frankreich etwas weiter darüber verbreiten werde. Man wird daselbst eine Abhandlung über die legitimirten Prinzen finden; hier kömmt es nur darauf an, historisch zu zeigen, wie sie am Hofe zu jener Größe emporgestiegen sind. Schon hatte der König zwey seiner Töchter mit Prinzen vom Geblüt vermählt, seine einzige Tochter von der Frau von Valliere mit dem Prinzen von Conti, die aber keine Kinder hatte, und die älteste Tochter der Frau von Montespan mit dem Herzog. Schon lange hatte Frau von Maintenon noch eifriger als der König dahin gestrebt, sie groß zu machen, und lange hatten beyde die Absicht gehabt, Madem. von Blois, die zwente Tochter des Königs mit Frau von Montespan, mit dem Herzog von Chartres zu vermählen. Der Herzog war der einzige Neveu des Königs und durch seinen Rang als petit fils de France und durch

den

den glänzenden Hofstaat Monseurs seines Vaters weit über die übrigen Prinzen von Geblüt erhaben.

Die Vermählung der beyden Prinzen mit natürlichen Töchtern des Königs, hatte alle Welt scandalisirt; der König wußte es und konnte darnach abnehmen, was für Aufsehn diese weit auffallendere Heyrath im Publikum machen würde. Schon seit vier Jahren hatte er diese Absicht gefaßt, und die ersten Anstalten dazu gemacht. Das Vorhaben war um so schwieriger, da Monsieur an allem was seine Größe betraf, mit Leidenschaft hing, und seine Gemahlin vermöge ihrer Nationaldenkungsart undüchte Geburt und Mißheyrathen verabscheute und sie von einem so hartnäckigen Character war, daß man nicht hoffen konnte, sie je für diese Heyrath zu gewinnen.

Um diese Hindernisse zu überwinden, wandte sich der König an le Grand, der bey ihm in Vertrauen stand, daß er seinen Bruder den Chevalier von Lorraine dafür gewinnen möchte, welcher Monsieur ganz beherrschte. Dieser Mann war von sehr schöner Gestalt; Monsieur hatte wenig Neigung für das weibliche Geschlecht und hatte dessen keinen Hohl; und dieser Geschmack hatte ihm den Chevalier von Lorraine zum Favoriten gegeben, der ihn beständig beherrschte. Die beyden Brüder sahen nichts lieber, als wenn sie sich beym Könige in einer ihm so nahe liegenden Angelegenheit beliebt machen und ihren Vorthail dabey finden konnten.

Die Ritterpromotion sollte im Sommer 1688 vor sich gehen; es waren kaum noch ein Duzend Ordensritter vorhanden, und jedermann sah ein, daß die Promotion keinen Aufschub mehr leiden konnte. Die beyden Brüder verlangten, bey der Promotion den Herzogen vorgezogen zu werden.

Der König, der um diesen Preis die Lorraines nicht hatte brauchen wollen, entschloß sich ungern da-

zu; aber die beyden Brüder bestanden darauf und es gelang ihnen. Der Chevalier von Lorraine versprach nun nach erhaltener Vorausbezahlung, Monseurs Einwilligung zur Heyrath zu erlangen, und auch Mittel zu finden, wie man Madame und den Herzog von Chartres dazu bringen könne.

Der junge Prinz war aus den Händen der Weiber unter die Aufsicht St. Laurent's gekommen. St. Laurent war ein Mann von geringer Geburt — er war Sous-introducteur der Gesandten bey Monsieur — und von unbedeutendem Außern, aber, um alles zusammen zu fassen, ein Mann ganz dazu gemacht, einen Prinzen zu erziehen und einen großen König zu bilden.

Wegen seines niedrigen Standes hatte er als Erzieher keinen Titel, aber wegen seines Verdienstes überließ man ihn die ganze Erziehung, und als der Wohlstand foderte, dem Prinzen einen Gouverneur zu geben, hatte dieser nichts als den Namen. St. Laurent behielt sein voriges Vertrauen und Ansehn. Er war Freund des Pfarrers von St. Eustache, der ebenfalls ein sehr braver Mann war. Dieser Pfarrer hatte einen Bedienten mit Namen Dübois, der ehemals bey einem Doctor der Universität zu Rheims gewesen war, und weil dieser Kopf in ihm verspürte, mit seiner Unterstützung studiert hatte. Dübois besaß viel belletristische Kenntnisse, war ganz arm, und mußte nach seines ersten Herrn Tode bey dem Pfarrer von St. Eustache in Dienst gehn.

XVII.

Emporkommen des Abbé Dübois.

Der Pfarrer, welcher mit seinem Bedienten sehr zufrieden war und nichts für ihn thun konnte, trat ihn an St. Laurent ab, in der Hoffnung, daß dieser bes-

besser für ihn sorgen könnte. St Laurent war es zufrieden, und brauchte ihn nach und nach dazu, dem Herzog von Chartres bey seinen Studien mit der Feder an die Hand zu gehen. Hierauf, um ihm eine bessere Figur zu geben, und ihm besser brauchen zu können, ließ er ihn den Ueberschlag anlegen, und führte ihn auf diese Art bey dem Prinzen als Gehülfsen in seinen Studien ein, um ihm bey der Präparation zu helfen, die Wörter im Lexicon für ihn aufzuschlagen, ihm hier und da nachzuhelfen und seine Aufgaben zu schreiben.

In dieser seiner Situation habe ich ihn unzählmahl gesehen, da ich mit dem Herzog von Chartres öfters spielte. In der Folge wurde St. Laurent schwächlich und Dubois setzte den Unterricht fort und zwar sehr gut und mit dem Beyfall des jungen Prinzen. Endlich starb St. Laurent ganz plözlich und Dubois setzte einstweilen den Unterricht fort.

Seit er auf diese Art fast Abbé geworden war, hatte er Mittel gefunden, dem Chevalier von Lorraine und dem Marquis von Effiat, welcher erster Stallmeister Monsieurs und des Chevaliers vertrauter Freund war, den Hof zu machen. Letzterer hatte ebenfalls viel bey seinem Herrn zu sagen; man konnte es zwar wegen tausend Kleinigkeiten, welche die Etikette befahl, nicht durchsehen, daß Dubois Präceptor wurde; doch wußten es seine Beschützer wenigstens dahin zu bringen, daß die Wahl eines neuen Präceptors aufgeschoben und da die Fortschritte des Prinzen für Dubois auf das vortheilhafteste sprachen, der Prinz einstweilen unter Dubois's Händen blieb. Endlich gelang es ihnen noch, ihn zum wirklichen Präceptor zu machen.

Dieser Dubois war ein so froher Mann, wie ich noch keinen gesehen habe; und dazu hatte er allen möglichen Grund. Die außerordentliche Verbindlichkeit, die er gegen

gen seine Beschützer hatte und noch mehr, das Bedürfniß einer Unterstützung, schloß ihn immer mehr an sie an; und das war der Mann, durch welchen der Chevalier Lorraine die Einwilligung des Herzogs von Chartres zu der bewußten Vermählung erhalten wollte.

XVIII.

Er überredet den Herzog von Chartres eine legitimirte Tochter Ludwigs XIV zu heirathen.

Nachdem sich Dubois das Vertrauen des jungen Prinzen erworben, war es ihm leicht, dem unerfahrenen unkundigen Jüngling eines Theils vor seinem Vater und dem Könige Furcht einzusößen, andern Theils seine Einbildungskraft mit den reizendsten Aussichten zu erfüllen. Alles, was er bewirken konnte, ging indessen nur darauf hin, eine abschlägige Antwort zu verhindern; aber das war schon hinreichend, um das Unternehmen glücklich auszuführen. Der Abbé Dubois sprach mit dem jungen Herzoge nicht eher davon als zuletzt, wo die Sache vor sich gehen sollte. Monsieur war schon dafür gewonnen und sobald der König von Dubois Antwort hatte, eilte er die Sache zu beschleunigen. Einen oder zwey Tage vorher bekam Madame Verdacht; sie sprach deswegen mit ihrem Sohne und schilderte ihm die Schimpflichkeit dieser Heirath mit der ganzen Stärke ihrer Leidenschaft; er gab ihr sein Ehrenwort, daß er nicht darein willigen wolle. Aber indem er zwischen der Liebe zu seinem Lehrer und der Liebe zu seiner Mutter, zwischen Abneigung auf der einen und Furcht auf der andern Seite hin und her schwankte, wurde die Vermählung zu Stande gebracht.

Denkwürdigkeiten
des Herzogs Louis de St. Simon.

Sechstes Buch.

Zur Geschichte der Spanischen Succession.



D
 hen
 seit
 Ehren
 nen W
 die in
 folge
 eintr
 Frank
 in dem
 reich
 Macht
 ungar
 Span
 oberu
 Glant
 tracta
 welche
 von den
 gelockt
 sellu
 hyn auf

I.

Theilungsplan des Königs von England.

Der Theilungstractat vom J. 1700 hat viel Aufsehen in Europa gemacht. Der König Wilhelm, der seit seiner glücklich ausgeführten Usurpation des Engl. Throns durch die mit ihm gegen Frankreich verbundenen Mächte, deren Haupt und Anführer er war, viel Credit in Europa besaß, unternahm es die Spanische Erbfolge zum voraus zu bestimmen, damit, wenn der Fall einträte, kein Krieg dadurch entstünde. Er haßte Frankreich und fürchtete seine Vergrößerung; er hatte in dem zehnjährigen Kriege des ganzen, gegen Frankreich verbundenen, Europa erfahren, wie groß seine Macht sey. Er sah voraus daß, ungeachtet der Renunciation der Königin, Frankreich seinen Theil an der Spanischen Erbfolge verlangen würde: denn die Eroberungen der Franche Comté und des einen Theils von Flandern hatten ihn gelehrt, wie wenig Renunciationstractate galten. Er dachte demnach auf eine Theilung, welche, wie er hoffte, Frankreich von einer friedlichen, von den vornehmsten Mächten garantirten, Acquisition gelockt, gern annehmen würde, die aber so beschaffen seyn sollte, daß sie seine Macht nicht sonderlich vergrößerte, ihm auf der einen Seite bey seinen wohlbesetzten Gren-

zen einen unbedeutenden Zuwachs gäbe und es durch die übrigen entferntern Acquisitionen, die es mit Mühe behaupten müßte, in einen ewigen Zustand der Abhängigkeit setzte. Zugleich wollte er dadurch, wie man behauptet, seine geliebten Holländer von der See-
seite gegen Frankreich sichern, dem er von der Erbschaft nur den Auswurf bestimmte.

Sein Theilungsplan war: der Erzherzog, der zweite Sohn des Kaisers, sollte Spanien, Westindien, die Niederlande und den königlichen Titel von Spanien erhalten; Frankreich sollte Guiposcoa, eine entsetzlich dürre Landschaft, die mitten in allen Span. Kriegen in Ruhe geblieben ist, Neapel und Sicilien erhalten, das wegen seiner Entfernung und der Weichlichkeit der Einwohner Frankreichs Macht mehr schwächen als vergrößern und gewissermaßen nur ein Ehrentheil seyn sollte, und dessen Behauptung Frankreich von den Seemächten abhängig machen sollte. Ueberdies sollte Lothringen noch Frankreich anheim fallen, das ihm nichts half als daß es ihm zur Zeit des Krieges eine leicht zu machende Eroberung ersparte; und zur Entschädigung sollte der Herzog von Lothringen Mailand erhalten, wodurch er drey Viertel mehr Einkünfte und Land gewann und sich der Sklaverey des ihn umgebenden Frankreichs entzog.

Der König von England legte dem Könige diesen Theilungsplan vor, und der König, des Krieges müde, nahm ihn, so wie auch der Herzog von Lothringen, gern an. Aber die Englische Politik scheiterte durch den Widerstand des Kaisers, welcher die ganze Spanische Erbsfolge prätendirte und sich fest an die Renunciation der Königin von Frankreich hielt. Es war ihm unerträglich, daß das Haus Oestreich aus Italien verdrängt werden sollte und dieß beabsichtigte der Theilungsplan, welcher Frankreich die Seeplätze
von

von Toscana zusprach, die im Spanischen Besitz waren und unter dem Namen gli presidii bekannt sind.

Als Villars, der Gesandte des Königs, England, Holland, die schon alle unterzeichnet hatten, in ihn drangen, antwortete er, es sey ganz unerhört und unschicklich, eine Erbfolge zu theilen, bevor sie eröffnet sey und er würde sich, so lange der König von Spanien, das Haupt seines Hauses noch lebe, auf nichts einlassen.

Durch die Weigerung des Wiener Hofes wurden diese geheimen Unterhandlungen verrathen und der Kaiser benachrichtigte selbst den König von Spanien davon, und suchte ihn zu überreden, daß er ein Testament zu Gunsten des Erzherzogs machen möchte. Der König von Spanien beklagte sich laut über England und sein Gesandter zu London war so impertinent gegen den König von England, daß er ihn nur schlechtweg König Wilhelm nannte, weswegen er in vier Tagen London verlassen mußte.

II.

Intriguen der Spanischen Granden zu Gunsten eines Französischen Prinzen.

Die Neuigkeiten aus Spanien wurden täglich interessanter. Der Staatsrath versammelte sich häufig um über eine so wichtige Angelegenheit zu rathschlagen, und ließ vorher an den König die Bitte ergehen, daß er, um seine Gesundheit zu schonen und bey der Verathschlagung Dinge nicht mit anzuhören, die ihm angreifend seyn könnten, geruhen möchte, daß die Versammlungen in seiner Abwesenheit geschähen, wovon ihm sodann Bericht erstattet werden sollte.

Villafranca war einer von den ersten, dem in dieser wichtigen Angelegenheit die Augen aufgingen und welcher einsah, daß sie die projektirte Zerstückelung der Monarchie verhindern müßten. Er hatte die Absicht, die ganze Erbfolge an den zweyten Sohn des einzigen Sohnes der Königin von Frankreich, der Schwester des Königs von Spanien, zu bringen, und eröffnete behutsam seinen Plan Medina Sidonia, wie wohl dieser nicht im Staatsrath saß. Medina Sidonia, der eben so östreichisch gesinnt war als er, aber vermöge seines Interesses die Zerstückelung der Monarchie fürchtete, trat seiner Meinung bey und bestärkte ihn noch darin durch folgende Gründe:

„Frankreich, sagte er, ist mächtig und dafür anerkannt, es grenzt zu Land und zu Wasser an Spanien, es ist in der besten Lage Spanien anzugreifen oder zu decken, es grenzt an die Niederlande und ist im Stand, Mailand, Neapel, Sicilien gegen Oestreich zu vertheidigen, das an keinen von allen den Staaten grenzt und von allen getrennt ist. Unser Interesse fordert es also, daß wir uns lediglich an Frankreich anschließen.“ Sie theilten hierauf Villagarcias und Villena ihre Meinung mit, welche sie genehmigten, und fanden sodann für gut, St. Estevan, den besten Kopf im Staatsrath, dafür zu gewinnen.

Es gelang ihnen. Es waren also nunmehr fünf der wichtigsten Männer entschlossen, die Krone einem französischen Prinzen zu geben. Sie berathschlagten sich unter einander und waren der Meinung, daß sie nichts ohne den Kardinal Portocarrero vermögten, der im Staatsrath für zwey galt und durch seinen Stand der erste Gewissensrath des Königs war.

Man versicherte sich auch dieses Mannes und die ganze Verhandlung ging vor sich, ohne daß der König

nig oder irgend jemand in Frankreich eine Abndung davon hatte. Denn alle diese Männer hatten keine Konnexion in Frankreich und waren ganz östreichisch gesinnt, nur daß sie die Integrität der Monarchie, ihre Größe und ihr Privatinteresse dem Hause Oestreich vorzogen, das nicht im Stande war, die Monarchie und sie selbst im alten Zustande zu behaupten.

Sie sahen indeß die größten Schwierigkeiten vor sich; die feyerliche und wiederholte Renunciation unserer Königin im Pyrenaischen Frieden, und in ihrem Heirathscontracte, die angeborne Vorliebe des Königs von Spanien für sein Haus, das er von Jugend auf gleichsam angebetet hatte, und das er nun einem Hause nachsetzen sollte, das der ewige Feind und Nebenbuhler des seinigen war, — dieß waren ungeheure Hindernisse. Das letztere hofften sie durch Portocarreros Hülfe als königlichen Gewissensrathes zu heben; und was die Renunciationstractate betraf, so hatte Villafranca einen Ausweg, der alle Schwierigkeiten hob. Er meynte die Renunciation Marien Theresiens wäre nur so weit gültig als der dabey beabsichtigte Zweck ginge; dieser Zweck sey gewesen, für die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa, zu verhindern, daß die beyden Kronen Frankreich und Spanien nicht vereinigt würden, wie es ohne diese weise Vorsicht erfolgen würde, wenn Spanien an den Dauphin fiel; da aber jetzt dieser Prinz drey Söhne habe, von welchen der zweyte König von Spanien werden könnte, so wäre die Entfagung der Königin, seiner Großmutter, auf den Spanischen Thron null und nichtig, da der Zweck derselben wegfiel, und sie eine andere für das Gleichgewicht von Europa unnütze und an sich ungerechte Folge habe, nämlich daß sie einen Prinzen ohne Staaten, der gleichwohl rechtmäßiger Erbe sey,

von der Erbfolge ausschloße und sie andern, die weder Erben wären, noch in Vergleich mit dem französischen Prinzen irgend einen Anspruch hätten, überließe; wovon noch dazu die gänzliche Zerstückelung der Monarchie die unausbleibliche Folge sey, für deren Erhaltung jene Entfagung nöthig gewesen und gegeben worden sey.

Diese berühmte Erklärung wurde von allen gebilligt und Villafranca nahm es über sich, sie im versammelten Conseil vorzutragen. Bis jetzt waren nur noch Portocarrero, Villafranca, Villena, Sr. Estevan, Medina Sidonia und Villagarcias Theilnehmer an diesem Geheimnisse und sie fanden auch für gut, das Geheimniß unverletzt zu behaupten, bis der Cardinal sich des Königs versichert habe.

Diesem standen die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Nicht genug daß der König überhaupt eine grenzenlose angeborne Vorliebe für das Haus Oestreich hatte; er hatte auch zu Gunsten des Erzherzogs ein Testament gemacht, und ihm alles, was er auf der Welt besaß, darin vermacht. Man mußte ihn dahin bringen, daß er sein eigenes Werk, aus dem Innersten seines Herzens hervorgegangen, wieder vernichtete und Frankreich vorzog, den ewigen Feind und Nebenbuhler des Hauses Oestreich; man mußte gegen den so mächtigen Credit der Königin kämpfen, die seit kurzem gegen Frankreich äußerst erbittert war, so daß sie Harcourt durch den Admiral kein Wort von sich hören lassen wollte; endlich mußte das Unternehmen unter den Augen des Grafen von Harrach, des Kaiserlichen Gesandten, durchgeführt werden, der schon lange in Thätigkeit und auf alles aufmerksam war.

Aber ungeachtet dieser Hindernisse begannen sie, durch die Wichtigkeit der Sache ermuntert, muthig
ih

ihre Unternehmen. Sie fingen damit an, mittelst der Autorität des Staatsrathes der Königin einen Streich zu verlesen, indem sie, unterstützt von dem allgemeinen Haß, die räuberische Verlepsi, ihre Favoritin, von ihrer Seite verdrängten, welche bey dem gefährlichen Gesundheitszustande des Königs sich dem Angriff nicht zu widersehen wagte und sich glücklich schätze, daß sie ihre geraubten Schätze mit sich nach Deutschland nehmen konnte. Sie wagte es nicht sich in einem Lande, wo sie so gehaßt war, der Gefahr einer Revolution auszusetzen und reiste eilig mit ihrer Tochter ab, welcher der sinkende Credit der Königin noch eine schriftliche Versprechung vom Könige verschaffte, daß ihr künftiger Gemahl den Orden des goldenen Bließes haben sollte. Sie ging durch Frankreich in ihr Vaterland zurück und man hat nachher nichts wieder von ihr gehört.

Das war ein glücklicher Schlag. Die Königin, schwach und ohne Fähigkeit, konnte nicht selbstständig handeln, sie mußte immer jemanden haben, der sie beherrschte. Die Verlepsi hatte, um ihre Herrschaft zu behaupten, sie sorgfältig von allem Umgang mit Menschen entfernt gehalten; als sie nun von dieser Favoritin getrennt war, war sie von allem Rath und Beistand verlassen, dessen sie bey ihrer Schwäche nicht entbehren konnte, und wie es schien, war die Zeit zu kurz und keine Gelegenheit dazu da, daß sich jemand ihres Vertrauens bemächtigen und sie bey Lebzeiten des Königs wieder in Wichtigkeit setzen konnte. Ein zweyter glücklicher Schlag war es, wodurch vollkommen freyer Spielraum gewonnen wurde, daß der Staatsrath die Verabschiedung des Prinzen von Hefsendarmstadt, der Madrid und die umliegenden Gegenden in seiner Gewalt hatte, und die Abdankung

seines Regimentes zur größten Zufriedenheit des Volkes, das unter dem Drucke der Deutschen seufzte, bewerkstelligte. Das waren Donnerschläge für die Königin, die nun, so lange der König noch lebte, außer allem Einfluß gesetzt war.

Portocarrero, Villafranca und St. Estevan, die drey einzigen Glieder des Staatsrathes, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, hatten die übrigen geschickt dazu zu bringen gewußt, daß sie für die Entfernung der Berlepsch und des Prinzen von Hessens Darmstadt gestimmt hatten. Ihr Haß gegen die Königin und ihre beyden Günstlinge war ihnen dabey vortrefflich zu Hülfe gekommen und die wenigen, welche ihr zugethan waren, als der Admiral und Veragua, wurden mit den übrigen fortgezogen und die Aenderung der Dinge machte sie bald klug, so daß sie sich ganz im Stillen von der Königin abzogen.

Da man nunmehr so weit war, so trieb St. Estevan den Cardinal, dem er nicht von der Seite ging, so lange dieß große Unternehmen im Werke war, zu einem neuen Schritte, von welchem, wie sie glaubten, der Erfolg ihres Unternehmens abhing. Er sollte nämlich den Beichtvater des Königs, der eine Creatur der Königin und ganz Oestreichisch gesinnt war, wegzuschaffen suchen. Der Cardinal machte seine Sache so gut, daß er nicht allein jenen Beichtvater vom Könige entfernte, sondern ihm auch selbst einen andern gab, auf den er sich ganz verlassen konnte.

Nunmehr griff man den König bey dem Gewissen an, auf das man jetzt sehr leicht wirken konnte, da er die zeitlichen Dinge mit dem brechenden Auge eines Sterbenden ansah. Portocarrero ließ den Beichtvater

vater erst festen Fuß fassen; und sobald er hoffen konnte, daß ihm der König Gehör geben würde, mußte er den ersten Schritt thun und den König daran gewöhnen, Frankreich und das Haus Oestreich in eine Parallele gesetzt zu sehn. Auch der Cardinal, von St. Estevan geleitet und angetrieben, griff seiner Seits den König an, mit aller der Autorität, welche ihm sein Character und seine Freundschaft mit dem Reichsvater gab.

III.

Unentschlossenheit und Zweifel des Königs von Spanien; er fragt den Papsi um Rath.

Der König, von körperlichen Leiden geschwächt, und schwach von Geist, den seine ewige Kränklichkeit unterdrückt hatte, gerieth bey diesen sich durchkreuzenden Beweggründen des zeitlichen Interesses und des geistlichen Wohls in die zweifelvollste Unruhe.

Welche Lage für den schwachen König! Er sollte den Erben seiner ungeheuren Verlassenschaft wählen; für das eine Haus war er leidenschaftlich eingenommen, dem andern war er feind, und dennoch sollte er diesem seine Stimme geben, er sollte seine innerste, so lange genährte Neigung unterdrücken, sein erstes, Oestreich günstiges, Testament wieder vernichten, so foderte es die Sorge für die Ewigkeit, die Gerechtigkeit, das Interesse seiner Monarchie, der Wunsch seiner Minister und Granden, die er bis jetzt als treue Rathgeber gekannt hatte; kein Oestreichisch Gesinnter stand ihm zur Seite, der Cardinal und der Reichsvater sprachen dringend für Frankreich, er fand keine Ursache einem dieser Männer zu mißtrauen, denn keiner hatte

Ver-

Verbindungen in Frankreich oder mit einem Franzosen, alle waren treue Diener, keiner hatte je Abneigung gegen das Haus Oestreich gezeigt, alle im Gegentheil viel Anhänglichkeit für dasselbe — dieß alles mußte ihn in die größte Ungewißheit und Unentschlusigkeit setzen.

So schwankte er hin und her, von Zweifeln beunruhigt und geängstigt, sein Zustand war ihm unenträglich: und dennoch hatte er vie Kraft nicht sich aus demselben herauszureißen. Endlich beschloß er den Papsst um Rath zu fragen, von dem er untrügliche Antwort zu erhalten hoffte; in seinen väterlichen Busen wollte er alle seine Zweifel legen und was er rathen würde, wollte er thun. Er theilte seinen Entschluß dem Cardinal mit, und dieser billigte denselben in der Ueberzeugung, daß der Papsst nach der Weisheit, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit, die er gezeigt hatte, zum Vortheil der gerechtesten Parthey erkennen würde.

Dieser Entschluß gab dem Könige etwas Ruhe und stillte den innern Sturm seiner Seele, so daß seine Gesundheit, die dadurch verschlimmert worden war, wieder etwas aufzuleben anfing. Er schrieb demnach sehr weitläufig an den Papsst und übergab die Besorgung des Briefes dem Cardinal, der ihn direct an den Papsst unter dem Siegel der Verschwiegenheit bestellen sollte.

Jetzt mußte man aber Uebilla in das Geheimniß einweihen, und dieser Minister stand nicht lange an zu der, Frankreich günstigen, Parthey überzugehen. Er fand die Sache schon so gut eingeleitet und durch die Entfernung der Königin aus der Sphäre der Staatsgeschäfte so gut vor allem Widerstande geschützt, daß

daß er sich gern an die Theilnehmer des Geheimnisses angeschlossen; und diese gewannen dadurch einen guten Kopf und einen Minister für sich, dessen Einfluß sich auf die ganze Monarchie erstreckte und dessen sie unmöglich entbehren konnten.

Der Papst erhielt direct den Brief des Königs von Spanien und ließ ihn nicht lange auf seine Antwort und Entscheidung warten. Er schrieb ihm, da er, so wie Se K. M., jeden Augenblick des Rufes gewärtig wäre, vor dem Richterstuhle des obersten Hirten der Heerde zu erscheinen, so habe er, so wie Se Majestät, die dringendsten Beweggründe, einen Ausspruch zu geben, den er jenseits verantworten könnte; der König sähe wohl selbst ein, daß die Kinder des Dauphins die einzigen wahren legitimen Erben seiner Krone seien, welche alle andere ausschloffen und bey deren und ihrer Nachkommen Existenz der Erzherzog und das ganze Haus Oestreich nicht den geringsten Anspruch hätten und als Fremde zu betrachten wären; je wichtiger und ungeheurer die Erbfolge sey, desto größer würde die Ungerechtigkeit in Gottes Augen erscheinen; es wäre also seine Pflicht, nichts zu vergessen, was ihm seine Weisheit eingeben könnte, um der Forderung der Gerechtigkeit Gnüge zu leisten und so weit es in seinen Kräften stände, das ungetheilte Ganze der Succession einem Französischen Prinzen zuzusichern. Die Consultation des Papstes und seine Entscheidung ist so geheim gehalten worden, daß sie erst nach der Thronbesteigung Philipps V. bekannt worden ist.

IV.

Er setzt in seinem Testamente den Herzog von Anjou zum Erben ein.

Unterdessen wurde der König vom Cardinal nicht aus den Augen gelassen, der ihn zur schnellen und treuen Befolgung des Päpstlichen Ausspruchs vorbereitete, damit sodann nur noch der letzte Rest des Widerstandes zu überwinden wäre, und schnell Hand ans Werk gelegt werden könnte.

Uebilla entwarf nun ein anderes Testament zu Gunsten des Herzogs von Anjou und unterstützte es mit allen nöthigen Gründen und Clauseln, so daß alle Unparthenischen die Billigkeit, die Klugheit, die Stärke der Gründe und die Weisheit, mit der es abgefaßt war, bewundert haben. Die Sache ist bekannt und ich will daher nicht weitläufig darüber seyn.

Nachdem es von den Råthen, die zum Geheimniß gehörten, untersucht und geprüft worden war, legte es Uebilla dem Könige nebst dem frühern vor, worin der Erzherzog zum Erben eingesetzt war. Das letztere wurde in Gegenwart des Königs, des Cardinals und des Beichtvaters verbrannt, und das andere vom Könige unterzeichnet.

Hierauf wurde es verstegelt, und noch zum Ueberfluß durch die Unterschriften des Cardinals, Uebillas u. s. w. authentisirt. Sobald das geschehen war, wurden die nöthigen Befehle für die zur Monarchie gehörigen Länder, ebenfalls unter dem Siegel des Geheimnisses, ausgefertigt.

Der König war einigemal nach Unterzeichnung des Testamentes dem Tode nahe. Der Cardinal hielt
mit

mit Hülfe der beyden Hauptglieder der Parthen, welche die beyden hohen Chargen bekleideten, und mit Hülfe des Grafen von Benevent, welcher die andere bekleidete, wodurch er im Besiz des Apartements und des Zimmers des Königs war, unter dem Vorwand verschiedener Ursachen, die Königin von ihrem Gemahl entfernt. Benevent gehdte nicht zum Geheimniß, aber er war der Freund der vorzüglichsten Theilnehmer desselben und war sehr folgsam, so daß sie mit ihm machen konnten, was sie wollten. Sie hatten auch so gut auf ihn gerechnet, daß sie ihn im Testamente zum Granden von Spanien und Mitgliede der Junta ernennen ließen, welcher, bis zur Thronbesteigung des Nachfolgers, die Regierung übergeben wurde; er wußte auch, daß ein Testament errichtet war, aber man hatte ihm nicht gesagt, was es enthielt.

Es war nunmehr Zeit, die Sache im Staatsrath vorzutragen. Von den acht Mitgliedern desselben wußten nur vier um das Geheimniß: Portocarrero, Villafranca, St. Estevan und Uebilla. Die vier andern waren: der Admiral, Veragua, Mancera und Arrias. Wegen der zwey letztern waren sie gar nicht in Sorge; aber die Anhänglichkeit des Admirals an die Königin, die Unzuverlässigkeit Veraguas und die Furcht, daß sie dieses wichtige Geheimniß verrathen möchten, hatte sie immer, bis zu den letzten Tagen des Königs, abgehalten, über die Angelegenheit der Succession im Staatsrath die Stimmen zu sammeln.

Endlich, als der König jeden Augenblick zu sterben drohte, und alle die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, und da man nicht mehr zu fürchten hatte, daß die beyden einzigen Glieder des Staatsrath, die ohne

ohne alle Unterstützung und Verbindung waren, nachdem die Königin ihren Einfluß verloren hatte, ein Geheimniß verriethen, das der Eröffnung so nahe war und wodurch sie nichts gewannen: versammelte der Cardinal den Staatsrath und brachte die große Angelegenheit zur Sprache. Villafranca hielt Wort und trug die Meinung vor, wie wir sie oben angeführt haben; St. Evéan folgte ihm, und da der Admiral und Beragua sahen, daß die Sache schon so weit gediehen war, wagten sie nicht zu widersprechen. Beide zogen ihr Privatinteresse dem Interesse für Oesterreich vor. Mancera war überrascht, als er in einer so wichtigen Angelegenheit auf der Stelle seine Stimme geben sollte, und verlangte vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, nach deren Verlaufe er für Frankreich stimmte. Arrias, dem man vorher etwas davon ins Ohr geraunt hatte, gab augenblicklich seine Stimme, und nachdem auch der Cardinal seine Stimme und die endliche Entscheidung gehoben hatte, fertigte Uebilla den berühmten Schluß sogleich aus.

Sie unterzeichneten alle die Urkunde und schworen das strengste Geheimniß. Der Admiral war gegen die Königin und den Grafen von Harrach stumm und sie wußten bis zuletzt, immer nicht, ob der Staatsrath einen Schluß gefaßt hatte. Bald darauf am Allerheiligen Tage, Nachmittags um drey Uhr, starb der König von Spanien in seinem Pallast zu Madrid, in einem Alter von zwey und vierzig Jahren.

Auf die Nachricht von dem tödlichen Zustande des Monarchen hatte der König von Frankreich dem Marquis Harcourt Befehl gegeben, eine Armee zu Bayonne zu versammeln und damit den 23. October anzurücken, die dastigen Grenzfürter wegzunehmen, als Sicarabie u. a. und weiter in Spanien einzudringen.

V.

Tod des Königs, die Granden erkennen den Herzog von Anjou als König; Anekdoten.

Als der König todt war, schritt man zur Eröffnung seines Testaments. Der Staatsrath versammelte sich und die Granden von Spanien wohnten der Feyerlichkeit bey. Die Seltenheit und Wichtigkeit der Sache zog ganz Madrid herbey und der Pallast war ganz von Menschen angefüllt. In den Zimmern, welche an das Versammlungszimmer der Granden und des Staatsrathes stießen, erdrückten fast die Menschen einander. Die fremden Minister belagerten die Thüren dieses Zimmers, jeder wollte zuerst die Wahl des Königs vernehmen, um sie seinem Hofe zu berichten. Blecourt wußte so wenig davon als ein anderer, und der Graf von Harrach, der die beste Hoffnung hatte, daß der Erzherzog als Erbe eingesetzt seyn würde, saß ganz nahe an der Thüre, mit einer triumphirenden Miene.

Man mußte sehr lange warten, und die Erwartung stieg bis zur Ungeduld. Endlich öffnete sich die Thüre und schloß sich wieder.

Der Herzog von Albrantes, ein Mann von scherzhafter Art, aber voll Geist und gefährlich, machte sich den Spaß die Wahl des Nachfolgers draußen anzukündigen, nachdem die Granden und der Staatsrath das Testament genehmigt, und ihre Maßregeln darnach genommen hatten. Man umringte ihn, so bald er sich sehen ließ. Er blickte mit der Miene der größten Wichtigkeit um sich her, und blieb stumm. Blecourt trat zu ihm; er faßte ihn ins Auge, aber

17. Denkwürdigk. XXV. Bd. D auf

auf einmal wandte er sich von ihm und sah sich um, als wenn er jemanden anders suchte, was Blecourt sehr auffiel, und für ein schlimmes Zeichen für Frankreich genommen wurde. Jetzt that er als wenn er den Grafen von Harrach zuerst erblickte, der doch fast vor ihm stand, nahm auf einmal eine heitere Miene an, fiel ihm um den Hals, und sagte zu ihm ganz laut auf Spanisch: Mit dem größten Vergnügen — indem er inne hielt, um ihn noch mehr zum Besten zu haben — ja Herr Graf, mit der größten Freude — indem er ihn wieder umarmte, um nochmals inne zu halten — mit der größten Zufriedenheit trenne ich mich von Ihnen und nehme Abschied von dem hocherbaren Hause Oestreich. Hierauf drängte er sich durch den Haufen der Umstehenden durch, und jedermann eilte ihm nach, um zu erfahren wer Nachfolger sey.

Harrach war vor Ueberraschung und Aerger ganz aufser sich. Er blieb noch eine Zeit lang da, hierauf entfernte er sich, indem er einige von seinen Leuten da ließ, die ihm Nachricht von dem Ausgang der Versammlung bringen sollten, und eilte in der größten Verlegenheit, die man sich denken kann, und voll Aerger über den beißenden Scherz des Herzogs von Albrantes nach Hause.

Blecourt brauchte nichts mehr zu wissen, er eilte zu Hause und schickte sogleich einen Kurier ab. Uebilla schickte ihm einen Extract des Testamentes, den er nur bezulegen brauchte. Harcourt hatte Befehl in Bayonne alle an den König gesandten Depeschen zu eröffnen, damit er ohne Zeitverlust und ohne Befehl vom Hofe zu erwarten, womit er schon auf alle vorhergesehenen Fälle ausgestattet war, handeln konnte.

VI.

Versammlungen des Conseils bey Frau von
Maintenon wegen der Acceptation des
Testamentes.

An einem Dienstag morgens, den 9. October, brachte Barbesieux dem Könige, der gerade im Conseil der Finanzen war, wichtige Nachricht aus Spanien. Der König der auf die Jagd hatte gehen wollen, ließ die Jagd aufhagen, hielt sein gewöhnliches kleines Mittagsmahl, ohne die geringste Veränderung in seinem Gesichte zu zeigen, declarirte den Tod des Königs von Spanien und kündigte die Hoftrauer an, daß den ganzen Winter über Assamblee, Schauspiel und alle andere Vergnügungen am Hofe wegfallen würden. Hierauf ließ er den Ministern sagen, daß sie sich um drey Uhr bey Frau von Maintenon einfinden sollten. Der Dauphin war eben von der Wolfsjagd zurückgekommen und fand sich ebenfalls bey Frau von Maintenon ein.

Das Conseil dauerte bis sieben Uhr, und nachher arbeitete der König mit Barbesieux und Torcy noch bis zehn Uhr, wobey Frau von Maintenon immer gegenwärtig war.

Den Morgen drauf war, wie gewöhnlich, Staatsrath bey dem Könige, und nachdem er von der Jagd zurückgekommen war, hielt er noch einmal Sitzung bey der Frau von Maintenon, welche von sechs Uhr Abends bis nach zehn Uhr dauerte. So sehr man auch am Hofe an den außerordentlichen Credit der Frau von Maintenon gewöhnt war, so war es doch neu, sie öffentlich an den Staatsgeschäften Theil nehmen

men zu sehen, und es erregte das größte Erstaunen, als auf ihrem Zimmer zwen förmliche Sitzungen des Conseils, und zwar bey der allerwichtigsten Gelegenheit, gehalten wurden.

Der König, der Dauphin, der Kanzler, Beauvilliers, Torcy — diese drey waren damals die einzigen Minister, — und Frau von Maintenon, welche der König zu sprechen nöthigte, die aber aus Bescheidenheit schwieg, berathschlagten sich über die Spanische Succession. Die Stimmen waren getheilt, die einen stimmten für die Annahme der Theilung, die andern für das Testament. Die erstern unterstützten ihre Meinung durch folgende Gründe. Frankreich habe sich zur Theilung verbindlich gemacht, es wäre bey weitem vortheilhafter, daß Frankreich durch die ihm zugetheilten Staaten, die theils so nahe daran grenzten und unentbehrlich wären, als Lothringen, theils so wichtig als Guipuscoa, das der Schlüssel von Spanien wäre, theils so vortheilhaft für den Handel, als die Plätze in Toscana, Neapel und Sicilien, einen so wichtigen Zuwachs bekäme, als wenn ein Französischer Prinz für sich allein so mächtig würde, dessen nächste Nachkommen, wo nicht er selbst, in Spanien einheimisch geworden, so gut als Könige aus Oestreichischem Stamme die Nebenbuhler Frankreichs spielen würden; durch Acceptation des Testamentes verwickelte man sich in einen langen blutigen Krieg, indem man den Theilungstractat breche, und die Politik des ganzen Europa auffodere, sich der wachsenden Größe Frankreichs entgegen zu setzen, welche, wenn man ihm die ganze ungeheure Erbfolge anheim fallen ließ, einst gefährlich werden könnte; Frankreich sey noch vom Kriege erschöpft, und habe sich seit dem Ryswiker Frieden nicht wieder erholen

Kön-

können, auch Spanien sey erschöpft; ein abermaliger Krieg würde die schlimmsten Folgen nach sich ziehn, die man nicht zu bestimmen wagte, die aber die Klugheit zu vermeiden rieth; wenn Frankreich dem Theilungstractate treu bliebe, so würde es sich durch dieses Beyspiel der Treue und Mäßigung ganz Europa zum Freunde machen, das bisher nur deswegen die Waffen gegen Frankreich geführt habe, weil theils die Französische Politik, theils die ausgestreuten Verläumdungen den Glauben veranlaßt hätten, daß Frankreich sich immer mehr ausbreiten und zur Universalmonarchie erheben wolle, was man ehemals dem Hause Oestreich Schuld gegeben habe; da hingegen die Acceptation des Testaments diesen Glauben bestätigen, und als ein wichtiger Schritt zu jenem großen Ziele erscheinen würde; durch die Befolgung des Theilungstractates aber würde sich Frankreich das Vertrauen der übrigen Mächte erwerben und sich zur Schiedsrichterinn von Europa erheben, und durch den zugetheilten Zuwachs würde es so mächtig werden, daß es in Zukunft das Schrecken und die Stütze von ganz Europa seyn würde. Lorenz war es, der diese Meynung, um die Ueberlegung zu schärfen, vortrug und der Herzog von Beauvilliers unterstützte sie mit seinem ganzen Gewicht.

Der Kanzler gab sich alle Mühe, die Neigung des Königs auszuspähen, und glaubte sie entdeckt zu haben. Er trug folgende Meynung vor: Der König habe zu wählen, ob er das Haus Oestreich wieder fast eben so mächtig werden lassen wolle, wie es unter Philipp II. gewesen sey, wo man seine Macht erprobt habe; oder ob er diese Vergrößerung seinem Hause verschaffen wolle, zumal da für Frankreich der Vortheil weit größer sey, als er für das Haus Oestreich gewesen sey, indem die Staaten der beyden Linien

durch viele fremde Staaten von einander getrennt wären, und sie sich einander nur durch Diversionen unterstützen könnten; die eine hätte weder Schiffahrt noch Handlung, ihre Macht beruhe nur auf Usurpation, die sowohl in ihrem Innern öfters sogar durch Empörungen streitig gemacht worden sey, als auch im deutschen Reiche, wo die Reichstäge sich mit allen Kräften dagegen gestraubt hätten; und wegen der großen Entfernung könnte Oestreich Spanien nur mit Mühe Beystand leisten, die ewige Furcht vor den Türken ungerechnet, welche schon oft die Kaiserlichen Waffen für Spanien unbrauchbar gemacht hätten; die Erbstaaten des Kaisers könnten nicht mit den geringsten Provinzen Frankreichs in Vergleich gesetzt werden, indem das letztere, das mächtigste Reich in Europa, den Vortheil habe, daß es von niemanden als von seinem Könige abhängt, und auf das Wort desselben sich in Masse bewege, wodurch alle seine Bewegungen schnell, unerwartet und um so wirksamer wären; ferner habe es den Vortheil, daß es von einem Meere zum andern an Spanien angrenze, Handel und Schiffahrt habe, und dadurch die Spanische Marine unterstützen könne; es könne auch in Zukunft durch seine Verbindung mit Spanien an dem amerikanischen Handel Theil nehmen und dadurch weit größere Vortheile erhalten, als das Haus Oestreich, das sich nicht allein keine wechselseitige Unterstützung geben könne, sondern sogar Mühe habe, bloße Kuriere hin und her zu schicken; da hingegen Frankreich und Spanien wegen ihrer Nachbarschaft in dieser Rücksicht wie Eine Provinz zu betrachten wären, und ganz ingeheim mit einander correspondiren könnten; diese Vortheile könnten durch nichts als durch den Besitz von Lothringen aufgewogen werden, aber diese Acquisition könnte das Gewicht Frankreichs in der Waagschale Europas

um

um nichts vermehren; da ihm hingegen seine Verbindung mit Spanien ein bleibendes Uebergewicht über die mehresten andern alliirten Mächte geben würde, deren Verbindungen wegen ihres verschiedenen Interesses nicht so daurend seyn könnten, wie die Verbindung von Brüdern und Verwandten; übrigens wenn es nicht anders wäre, so könnte man sich leicht über die Entbehrung von Lothringen trösten, da der Besitz dieses eingeschlossenen, unbewaffneten, offenen Landes so wenig zu bedeuten habe, und es, sobald ein Krieg entstände, leicht besetzt werden könnte, wie es von jeher geschehen sey, so daß es bey solchen Gelegenheiten wie eine Provinz des Reichs angesehen werden könne; was Neapel, Sicilien und die Plätze der Seeküste von Toscana beträfe, so brauchte man nur einen Blick in die Geschichte zu thun, um zu finden, wie oft unsere Könige diese Staaten nebst Genua und Mailand besessen, und mit welcher Schnelligkeit sie dieselben verloren hätten; der Theilungstractat sey nur acceptirt worden, weil man zu nichts mehr Hoffnung gehabt habe, und man müste sich sehr täuschen, wenn man die listige betrügerische Anlage desselben verkennen wolle, indem man uns statt reeller Acquisitionen leere Namen oder vielmehr Acquisitionen zugetheilt habe, die wegen ihrer Entfernung und ihres schlechten innern Zustandes nicht zu behaupten wären, und zu weiter nichts dienten, als unser Geld wegzuziehen, unsere Macht zu zertheilen, und uns in ewiger Furcht zu erhalten. Was Guipuscoa beträfe, so wäre es eine leere Vorspielung, daß man es für den Schlüssel von Spanien ausgabe, und der König wäre immer im Stande die Festungen und Häfen dieser Provinz einzunehmen, da er sich der Festungen in Flandern, an der Maas und am Rhein bemächtigt hätte; aber die Unfruchtbarkeit dieses weitläufigen Landes, und die Schwierigkeiten

der Passage über die Pyrenäen hätten den Krieg immer von diesem Lande abgezogen, selbst mitten im Kriege hätte daselbst immer Communication zwischen der Ganzen statt gefunden, und das Land wäre nie von Kriege beunruhigt worden; und die Toscanischen Küstenplätze würden immer eine leichte Beute für den Besizer von Mailand seyn, der ganz bequem und im Stillen einen Angriff auf dieselben vorbereiten, unvermuthet über sie herfallen, und sich derselben bemächtigen könnte, ehe Succurs von Frankreich ankäme, der von den Häfen von Provence aus geschickt werden müßte. Was die Besorgniß beträfe, daß die Könige von Spanien aus Französischem Stamme eben so gut Frankreichs Feinde als die Oestreichischen Könige seyn würden, so könne dieß nie statt haben, da sie, wenn sie aus dem Französischen Hause wären, mit Frankreich höchstens nur in dem allernächsten Interesse Spaniens zusammentreffen könnten; ja im Gegentheil, die Freundschaft des Blutes würde auch politische Freundschaft zwischen Frankreich und Spanien hervorbringen, und, um nur von den äußern Verhältnissen zu sprechen, ihr gemeinschaftliches Interesse, das sie beyde auffdere, den Kaiser zu demüthigen und sich dem Handel und der Vergrößerung der Englischen und Holländischen Colonien in Ostindien zu widersetzen, würde alle übrigen politischen Rücksichten überwiegen, und ihre Freundschaft dauernd machen. Was das innere beträfe, so brauche man nur das Haus Oestreich zum Vespriel anzuführen, das, wiewohl immer von innern Uneinigkeiten beunruhigt, seit Karl V nicht habe getrennt werden können; die Absicht sich in Flandern auszubreiten, müsse, wenn man sich nur etwas auf seinen Vortheil verstehe, ohne Bedenken gegen die Coalition zweyer so mächtiger nachbarlicher Monarchien aufgegeben werden, wodurch Frankreich in

Stand

Stand gesetzt würde, sich durch den Amerikanischen Handel zu bereichern, und beyde ein solches Gewicht bekommen würden, daß sie im Europäischen Staatensystem die ersten Mächte, und mit der Zeit die Schiedsrichter seyn würden: dieses Interesse sey so wichtig, so in die Augen fallend, und die Anlässe zur Trennung zwischen den beyden Königreichen so unbedeutend und so wenig zu berücksichtigen, daß man keinen Bruch zwischen denselben mit Grund zu befürchten habe; man habe Hoffnung daß der König und nach ihm der Dauphin lange genug leben würden, um die Freundschaft zwischen seinen beyden Söhnen zu befestigen, und zwischen den beyden Brüdern, die so brüderlich gegen einander gesinnt, so einig in ihren Grundsätzen wären, würde die Eintracht gewiß fort dauern, und von ihnen auf ihre Söhne übergehen; dieß umfasse schon eine lange Reihe von Jahren; und wenn ja einmal ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich unvermeidlich seyn sollte, so würde er sich doch immer mit einem Könige von demselben Blute glücklicher endigen, als mit einem fremden aus dem Hause Oestreich.

Nach dieser Auseinandersetzung zeigte der Kanzler den Betrug und die Hinterlist des Theilungstractates. Er behauptete, daß, da sich die Lage der Dinge seit der Zeit, wo er unterzeichnet worden, gänzlich umgeändert habe, der König völlig seines Wortes entbunden sey; er sey zu diesem Tractate nur in so weit verbunden, als er sich dazu verpflichtet habe; man würde aber darin kein Versprechen finden, daß er auf das, was ihm der König von Spanien freiwillig, sogar ohne sein Wissen und Bemühen, und was ihm die Granden und das Volk zuerkennen würden, resignire; das erstere sey schon geschehn, und das zweyte würde allem Anscheine nach bald erfolgen; die Nichtannahme

des Testamentes würde ihm nicht sowohl das Vertrauen als vielmehr die Verachtung der übrigen Mächte zuziehen, sie würden es für ein Zeichen der Ohnmacht Frankreichs nehmen, und dadurch aufgemuntert werden, Frankreich die ihm zuerkannten so entlegenen und schwer zu behauptenden Staaten wieder zu entreißen, die sie ihm auch nur in dieser Absicht gegeben hätten; statt daß eine so sonderbare Mäßigung, die auch nicht einmal den Vorwand der Billigkeit hätte, Frankreich zur Schiedsrichterin von Europa erheben würde, würde es im Gegentheil in den Ruf der Ohnmacht kommen, als die angebliche Folge der letzten erschöpfenden Kriege; Frankreich würde dadurch bey seinen falschen Freunden zum Gelächter werden, und zwar mit mehrerm Rechte, als Ludwig XII und Franz I wegen ihrer seltenen Treue in Haltung ihrer Versprechungen — wovon jetzt gar nicht die Rede sey — Ferdinand dem Katholischen, Karl V, den Päpsten und den Venetianern zum Spott gewesen wären; er gäbe allerdings zu, daß eine so reiche Erbschaft nicht ohne Krieg erlangt werden könnte; aber man könne auch nicht läugnen, daß der Kaiser eben so wenig die Theilung als die Execution des Testamentes geschehen lassen würde; den genannten Tractat habe er nie genehmigen wollen, er habe sich angelegentlich dagegen gesetzt, und suche sich jetzt durch Allianzen zu stärken; und sollte einmal Krieg geführt seyn, so wäre es wohl besser, um den größern Preis zu kämpfen, und sich den Augen der Welt eines so großen, so ganz unerwarteten Geschenkes des Schicksals würdig zu zeigen.

Diese beyden Meinungen, die wir nur im allgemeinen haben anführen können, wurden von beyden Seiten lebhaft vertheidigt. Der Dauphin, der sich sonst nicht leicht aus seiner wohlbehäglichen Apathie heraus-

herausreißen ließ, war zum Erstaunen des Königs und aller Anwesenden, in diesen zwey Sitzungen ein ganz anderer Mensch. Als nach geendigten Debat- ten die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu geben, erklärte er sich mit Lebhaftigkeit für die Annahme des Testaments und nahm einige der besten Gründe des Kanzlers auf.

Hierauf wandte er sich mit einem respectvollen, aber entschlossenen Anstand gegen den König und sagte: nachdem er wie jeder andere, seine Meinung gesagt habe, nähme er sich die Freiheit, vermöge seines Rechts als Erbe, die Annahme des Testaments zu verlangen, das er anzunehmen im Stande sey; die Spanische Monarchie sey das Eigenthum der Königin seiner Mutter, folglich das seinige; um die Ruhe Europas nicht zu stören, träte er sie seinem zweyten Sohne mit Freuden ab; aber einem andern würde er auch nicht eine Handbreit Landes davon abtreten; sein Verlangen sey so gerecht und den Forderungen der Ehre und des Interesses für die Vergrößerung der Krone Frankreichs so gemäß, daß er mit allem Grunde die Erfüllung desselben vom Könige erwarten könne. Dieß sagte er mit dem lebhaftesten Ausdrücke, so daß sich alle über ihn wunderten.

VII.

Der König fragt die Favoritin um ihre Meinung.

Der König hörte ihn sehr aufmerksam an und sagte hierauf zur Frau von Maintenon: Madame, was sagen sie dazu? Sie wollte die Bescheidene spielen,

ten; aber als der König in sie drang und ihr zu reden befahl, sagte sie mit einer anständigen Verlegenheit einiges zu des Dauphins Lobe, den sie fürchtete und dem sie, so wie er ihr, gar nicht gewogen war, und stimmte für die Acceptation des Testaments.

VIII.

Unentschlossenheit des Königs.

Der König endigte das Conseil, ohne seine Meinung zu sagen. Er sagte, er habe sehr wohl vernommen, was von beyden Seiten gesagt worden sey; für beyde Meinungen sprächen sehr wichtige Gründe, die Angelegenheit verdiene Bedenkzeit und er wolle es noch vier und zwanzig Stunden mit ansehen, bis Nachricht von Spanien käme, ob die Spanier den Willen des verstorbenen Königes genehmigten. Hiermit beschloß er die Sitzung und bestellte das Conseil auf den morgenden Tag wieder an denselben Ort.

IX.

Er acceptirt das Testament.

Dienstags den 10. November kamen mehrere Kuriere von Spanien an. Der König erfuhr durch sie alles was ihn zur Annahme des Testamentes bestimmen konnte, nämlich die Bestimmung der Granden und des Volkes, so viel man in der Kürze hatte melden können; und nachdem noch denselben Abend, nachdem der König von der Jagd gekommen war, bey Frau von Maintenon deswegen Conseil war gehalten wor-

worden, so entschloß sich der König wirklich zur Annahme des Testamentes.

Den Donnerstag darauf gab der König dem Ambassadeur von Spanien in Beysehn des Dauphins und Forcys Audienz.

Der Ambassadeur überreichte dem Könige, im Namen der Königin von Spanien und der Junta eine authentische Abschrift von dem Testament des verstorbenen Königs; und man hat seitdem nie daran gezweifelt, daß der König in dieser Audienz dem Gesandten, ohne sich jedoch deutlich zu erklären, viel Hoffnung zur Annahme des Testamentes gemacht habe. Nach Endigung derselben ließ er den Herzog von Burgund hineinkommen und eröffnete ihm seinen gefaßten Entschluß.

Die Junta, welcher durch das Testament die Regierung übergeben war, bis der neue König vom Throne Besitz nähme, bestand aus wenig Mitgliedern, und diese waren: die Königin, der Cardinal Portocarrero, Don Manuel Arias, Gouverneur von Kastilien, der Großinquisitor, und von den Granden von Spanien der Graf Benevent und der Graf Aguilar. Die Anstifter des Testamentes wagten die Königin nicht auszuschließen und wollten sich auch nicht selbst zu Mitgliedern machen, damit sie keine Eifersucht erregen. Nachdem die Wahl des Nachfolgers bey Eröffnung des Testaments war genehmigt worden, war ihr Zweck vollkommen sicher erreicht und für das übrige war durch den Kardinal, den Grafen Benevent und Arias gesorgt, welche in der Junta Sitz und Stimme hatten und ihnen treu waren. Benevent hatte vermöge seiner Charge das größte Gewicht, und noch größer

größer war die Autorität des Cardinals, der gleichsam der Regent und Vorsteher der Junta war. Der Einfluß der Königin war so sehr gesunken, daß sie sich genöthigt sah, dem Cardinal und seinen Freunden den Hof zu machen; und unter dem Vorwand ihrer Trauer wohnte sie der Junta gar nicht bey, auffer wenn wichtige Beschlüsse zu unterzeichnen waren, indem sie wohl fühlte, daß sie nur die Zahl vollmachen half.

Sonntags den 14. November passirte ein Spanischer Kurier, der vom Grafen von Harrach nach Wien abgeschickt war, durch Fontainebleau. Er machte dem Könige bey dem Souper seine Aufwartung und sagte öffentlich, daß man zu Madrid den Herzog von Anjou mit vieler Ungeduld erwartete, und daß vier Granden dazu ernannt wären, ihm entgegen zu reisen. Dieser Prinz zeigte, so oft man mit ihm von dem Testamente sprach, die lebhafteste Dankbarkeit gegen den verstorbenen König von Spanien und zeigte überhaupt eine so edle Gleichmuth bey diesem für ihn so wichtigen Falle, daß es schien als wüßte und ahnde er gar nichts davon bis zur völligen Declaration.

Montags den 15. zwischen neun und zehn Uhr reiste der König von Fontainebleau ab, in Begleitung des Herzogs und der Herzogin von Burgund, der Prinzessin von Conti und der Herzogin von Lude, aß unterwegs ohne auszufsteigen und kam gegen vier Uhr in Versailles an. Der Dauphin reiste nach Meudon, um daselbst einige Tage zu bleiben, und Monsieur und Madame nach Paris. Unterdessen erhielt der Spanische Gesandte wieder einen Kurier und den wiederholten Befehl, daß er die Abreise des Herzogs von Anjou verlangen sollte.

X.

Der Gesandte begrüßt den Herzog von Anjou
knieend als seinen König.

Den Tag darauf, Dienstags den 16. November, ließ der König nach dem Lever den Spanischen Gesandten in sein Kabinet kommen, wohin auch der Herzog von Anjou durch den hintern Eingang gekommen war, stellte ihm denselben vor und sagte, er könne ihn als seinen König begrüßen. Sogleich kniete der Gesandte nach Spanischer Sitte nieder, und hielt in seiner Muttersprache eine ziemlich lange Anrede an ihn. Der König entschuldigte seinen Enkel, der noch nicht spanisch verstand, und antwortete statt seiner. Hierauf ließ er ganz gegen die Gewohnheit, die beyden Flügelthüren seines Kabinetts öffnen, und befahl dem zahlreich versammelten Hofe hereinzutreten; und indem er sich mit einem majestätischen Blicke an die ganze zahlreiche Gesellschaft wandte, und auf den Herzog von Anjou zeigte, sagte er: Meine Herren, Sie sehen hier den König von Spanien. Die Geburt und der letzte Wille des Königs von Spanien riefen ihn auf den Spanischen Thron; die ganze Nation wünscht ihn zum Könige, und hat ihn inständig von mir gefordert; es ist der Wille des Himmels; ich habe ihn mit Freuden gehorcht; und zu seinem Enkel sagte er: Seyn sie nun ganz Spanier, das ist Ihre erste Pflicht; aber vergessen Sie auch nicht, daß Sie ein geborner Franzos sind, damit Sie die Freundschaft zwischen den beyden Monarchien erhalten: dadurch werden Sie ihr Wohl und den Frieden von Europa befördern.

Nach der Deklaration des Herzogs von Anjou als Königs von Spanien, wurde er von dem Dauphin

phin und vom ganzen Hofe als Majestät behandelt, und der König ging mit ihm um, wie mit dem Könige von England.

XI.

Abreise des Königs von Spanien.

Noch denselben Tag erfuhr man, daß der neue König zu Anfang des Decembers nach Spanien abgehen würde, daß ihn seine beyden Brüder bis zur Grenze begleiten sollten, und zwar unter der Aufsicht des Herzogs von Beauvillier, dessen Stelle, im Fall er krank würde oder abwesend wäre, der Herzog von Noailles versehen könnte, und unter der Bedeckung von hundert und zwanzig Garden nebst Gefreiten unter dem Befehl des Lieutenants Vendeuil und des Fähndrichs Montesson, und daß die Prinzen von St. Jean-de-Luz aus, wo sie sich trennen sollten, Provence, Languedoc und einen Theil von Dauphiné durchreisen, über Lyon zurückgehen, und vier Monate auf der Reise seyn würden.

Der König gab den beyden Prinzen eine Summe von 21000 Louis zum Reisegeld, und noch eine große Summe für ihre außerordentlichen Ausgaben, für Geschenke und dergl.; und der Herzog von Beauvilliers, und der Marschall von Noailles erhielten jeder 50000 Liv.

Am 4. December ging der König von Spanien früh vor der Entree zum Könige, und blieb lange bey ihm allein; sodann ging er zu Monsieur, und blieb auch lange allein bey ihm. Hierauf wohnten sie alle zusammen der Messe bey, woben ein außerordentlicher Zusammenfluß von Menschen war.

Nach

Nach der Messe stiegen sie in den Wagen, die Herzogin saß hinten zwischen den beyden Königen, der Dauphin vorn zwischen seinen beyden andern Söhnen, Monsieur an dem einen Schlage, Madame an dem andern; so fuhrn sie im Pomp nach Sceaux, mit einer ungewöhnlich großen Bedeckung von Gardes, Gendarmes und Chevauxlegers.

Der Weg nach Sceaux war mit Menschen und Wagen bedeckt; Sceaux war von den zwey Compagnien der Mousquetaires besetzt. Als sie ausgestiegen waren, ging der König mit dem Könige von Spanien allein auf ein Zimmer. Der Abschied dauerte über anderthalb Stunden, und ging nicht ohne Rührung und Thränen ab. Der König sagte zum Könige von Spanien, indem er ihm die Prinzen seines Hauses vorstellte: „Sehn Sie hier diese Prinzen, sie sind mit Ihnen aus einem Stamme entsprungen; von nun an müssen die beyden Nationen nur Eine Nation seyn, und nur ein Interesse haben, und ich wünsche sehr daß diese Prinzen mit Ihnen immer durch die Bande der Freundschaft verbunden seyn mögen; von nun an darf es keine Pyrenäen mehr geben.“

Endlich mußte man sich trennen. Der König blieb einige Zeit allein um sich zu fassen. Der Dauphin fuhr in einer Kalesche nach Meudon, und der König von Spanien reiste nach Chartres ab, wo er über Nacht blieb.

Wir verlassen sie, und nehmen dabey Gelegenheit die Vorsehung zu bewundern, welche die menschlichen Gedanken so wunderbar lenkt, und mit solcher Willkühr Krone und Scepter vertheilt. Was würden Ferdinand und Isabella, Karl V und Philipp II, welche so oft Frankreich unterjochen wollten, was

würde Philipp IV, der bey der Vermählung des Königs und im Pyrenäischen Frieden jene Präcautionen machte, dazu gesagt haben, wenn sie hätten wissen sollen, daß ein Französischer Prinz durch das Testament des letzten ihres Stammes, mit dem Verfall der ganzen Spanischen Nation, König von Spanien werden würde, und zwar ohne alles Bemühen, ohne alle Intrigue von Französischer Seite, ohne Wissen des Königs, ja zu seiner und seiner Minister größten Verwunderung, so daß er unentschlossen war, ob er das Testament annehmen sollte, und es nur nach langer Ueberlegung annahm?!

XII.

Er vermählt sich mit einer Prinzessin von Savoyen, und die Prinzessin des Ursins wird ihre camarera major. Geschichte dieser berühmten Favoritin.

Da sich der König von Spanien im folgenden Jahre mit einer Prinzessin von Savoyen vermählt hatte, suchte man für die Königin eine Camarera major; und die Wahl fiel auf die Prinzessin von Ursins, welche in der Folge eine so wichtige Rolle spielte. Wir halten es für schicklich, ehe wir eine Schilderung von ihr geben, die Geschichte ihrer ersten Abentheuer vor auszuschicken.

Der Herzog von Bracciano starb zu Rom im J. 1698 im Alter von 78 Jahren. Sein ganzes Verdienst war seine Geburt, er war Grand von Spanien, Prinz von Soglio und Haupt des Hauses Ursins. Seine Waterschwester war die samöse Herzogin

gin von Montmorency, die nach dem tragischen Tode ihres Mannes im J. 1632 in das St. Marienkloster zu Moulins ging.

Bracciano, der seine erste Gemahlin, eine Ludovico, mit der er keine Kinder bekam, durch den Tod verloren hatte, heyrathete im J. 1675 Annen de la Tremouille, Tochter von Noirmoustier, der während der unruhigen Minderjährigkeit Ludwigs XIV eine ziemlich bedeutende Rolle spielte und Herzog à brevet wurde. Sie war mit Blasius von Tallegrand verheyrathet gewesen, der sich Prinz von Chalais nennen ließ, und bey dem famösen Duell mit den Lafrette's gewesen war, woben der älteste Sohn des Herzogs von Beauvilliers blieb, und weswegen die andern das Königreich räumen mußten.

Frau von Chalais reiste ihrem Manne nach Spanien nach, worauf sie beyde nach Italien gingen. Zuletzt ging sie nach Rom, wohin ihr zu folgen ihr Mann durch den Tod verhindert wurde. Hier wandte sie sich an die Cardinäle Bouillon und Estrées, die sich ihrer in Rücksicht ihres Namens und ihrer Nation, und bald nachher aus noch angelegentlichern Gründen annahmen.

Da sie sie in Rom zu behalten wünschten, so suchten sie ihr eine gute Partie zu verschaffen. Sie hatte weder Vermögen noch Kinder. Sie schrieben nach Frankreich, es sey eine vortheilhafte Gelegenheit da, einen Mann von Bracciano's Gewicht für den König zu gewinnen, nämlich durch eine Heyrath mit Frau von Chalais. Der Vorschlag fand Beyfall, und Bracciano ließ sich überreden, daß er in sie verliebt sey. Die Heyrath kam zu Stande im J. 1675, und er wurde noch dasselbe Jahr Ritter des heil. Geistes.

Als aber der König mit Innocenz XI brach, schickte Bracciano das Ordensband zurück, ob er gleich eine Französin zur Frau hatte. Dieß war, seit der Stiftung des Ordens, das erste Beyspiel daß ein Ritter freywillig dem Könige das Ordensband zurückschickte.

Frau von Bracciano ließ nun in Rom alle Reize ihres Körpers und Geistes glänzen, der Pallast Ursins war gleichsam ihr Hof, an welchem aber ihr Mann eine sehr unbedeutende Rolle spielte. Auch lebten sie nicht sehr einig zusammen, wiewohl sie nie öffentlich mit einander brachen, und oft ergriffen beyde sehr gern Gelegenheit, sich von einander zu trennen. Dann reiste die Herzogin gewöhnlich nach Frankreich, wo sie das letztemal vier oder fünf Jahr blieb.

Der Cardinal von Bouillon hatte sie zu seiner Universalerin eingesetzt, und Don Livio Odescalchi, der Neveu Innocenz XI, kaufte von ihr für zwey Millionen das Herzogthum Bracciano mit der Bedingung, daß sie den Namen Bracciano aufgab. Deswegen nahm sie den Namen Ursins an, unter welchem sie auftreten wird.

XIII.

Ihr Character.

Man suchte eine Person für die wichtige Charge einer Camareramajor. Eine Dame vom Französischen Hofe dazu zu nehmen, schickte sich nicht, auf eine Spanierin konnte man sich nicht verlassen, und vielleicht hätte auch die Königin keine gemocht. Man suchte also ein Mittel zwischen beyden, und glaubte es in der Prinzessin des Ursins gefunden zu haben, welche geborne Französin war, sich in Spanien und

zu Rom aufgehalten hatte, und Freunde am Französischen Hofe, und Connerion in Turin und in Portugal mit der Königin hatte.

Der Cardinal Estrees hatte ihr diese Verbindungen verschafft. Er war noch immer ihr Freund und in seiner Jugend war er ihr noch etwas mehr gewesen. Er war es, der sie zur Camareramajor der Königin vorschlug; und was ihn vielleicht noch mehr dazu bestimmte, war, daß er erfuhr, daß Portocarrero zu Rom den Liebhaber von ihr gemacht, und bisher mit ihr noch immer in freundschaftlichen Verhältniß gestanden hatte. Diese glückliche Entdeckung machte ihm Hoffnung, daß er durch die Ursins mit dem Cardinal in das vorteilhafteste Verhältniß treten, und dadurch auf die Regierung Spaniens den mächtigsten Einfluß erhalten würde; und die Ursins bekam wirklich die Stelle. Auch schickte sie sich vermöge ihres Alters, ihrer Gesundheit und ihrer körperlichen Figur vortrefflich dazu. Sie war eine Brunette von mittlerer Statur, von dem vortrefflichsten Wuchse, schöne, blaue, sprechende Augen, ein schöner Busen, ein reizendes Gesicht ohne wirkliche Schönheit, eine edle Miene, etwas majestätisches in ihrem ganzen Anstande, und eine so natürliche durchdrungene Grazie des Geistes und Körpers in allen ihren Bewegungen und Handlungen, wie ich sie noch bey keinem Weibe gefunden habe; sie war schmeichlerisch, liebkosend und doch zurückhaltend, suchte zu gefallen, um zu gefallen, und ihre Reize waren unwiderstehlich, wenn sie einnehmen und gefallen wollte; in ihrem Wesen lag eine gewisse Größe, die aber nicht abschreckte, sondern vielmehr anzog; ihre Unterhaltung war vortrefflich, unerschöpflich und äußerst mannichfaltig, weil sie viel Menschen- und Länderkenntniß besaß, und ihre Stimme und Sprache war äußerst

angenehm und lieblich. Sie hatte in ihrem Leben sehr viel Anbeter gefunden, und da sie nicht ohne Beobachtung war, so hatte sie immer die ausgesuchteste Gesellschaft um sich versammelt. Sie verstand vortreflich die Kunst Gesellschaften, ja selbst Hof, zu halten. Sie hatte viel Artigkeit, aber sie wußte einen Unterschied zu machen, und immer Anstand und Würde zu behaupten. Uebrigens war sie ganz zur Intrigue gemacht, und besaß einen Ehrgeiz, der weit über ihr Geschlecht und den gewöhnlichen Ehrgeiz der Menschen hinausging, und nach Größe und Herrschaft strebte.

Dabey besaß sie die größte Feinheit und Gewandtheit, die sie jedoch geschickt zu verbergen wußte, sie war der feinsten Combinationen fähig, und verstand im höchsten Grade die Kunst ihre Leute zu durchblicken, sie geschickt zu behandeln und nach ihren Absichten zu lenken. Ihr Hang zu Liebesabentheuern, und ihr Verliebtseyn in sich selbst, waren ihre herrschenden Schwächen, und ihre Koketterie, die von Jahren zu Jahren, bis in ihr Alter herab, statt sich zu verlieren, zunahm, machte sie oft zum Gelächter. Sie war hochtrabend und stolz, schonte nichts um zu ihren Zwecken zu gelangen, suchte aber so viel als möglich eine gute Aussenseite zu behaupten, und war von Natur gutmüthig, und im Ganzen dienstfertig und gefällig. Sie wollte nichts halb, ihre Freunde sollten ihr ganz angehören; sie selbst war ihnen von ganzem Herzen zugehan, und ihre Freundschaft konnte weder Zeit noch Entfernung mindern; aber dagegen war ihre Feindschaft unveröhnlich und leidenschaftlich, und ihr Haß grenzenlos. Dabey jene unvergleichliche Grazie, jene Kunst, jenes Treffende des Umgangs; eine natürliche kunstlose Beredsamkeit in allem was sie sagte, so daß sie durch unangenehme Dinge cinnahm, statt abzustößeln und

und alles sagen konnte, was sie wollte und wie sie wollte; für sich war sie verschlossen, gegen ihre Freunde offen und zuverlässig; dabey übrigens eine angenehme Heiterkeit, eine Decenz, die ihr ganzes Wesen durchdrang, und eine Gleichstimmung des Gemüths, die ihr zu jeder Zeit und unter allen Umständen Gegenwart des Geistes und die Herrschaft über sich selbst ließ. Dieß war das berühmte Weib, welche so lange und so anerkannt in Spanien über den Hof und über die ganze Monarchie geherrscht hat. Sie hat durch ihre Herrschaft und durch ihren Fall so viel Aufsehn in Europa gemacht, daß ich es für nöthig hielt, sie etwas genauer zu schildern.

XIV.

Empörung in Neapel gegen den König von Spanien: er reist nach Neapel; Verschwörung gegen ihn.

Kurz nach seiner Vermählung reiste der König in seine Italienischen Staaten, welche von einer Empörung beunruhigt wurden; und während er in Neapel damit beschäftigt war, den Großen und dem Volke Gnade auszuspenden, ihre Privilegien zu bestätigen und Schulden zu erlassen, war eine Verschwörung gegen ihn im Werke, die in Wien und in Rom angesponnen und unterhalten, und in Neapel ausgeführt werden sollte; und ging mit nichts weniger um, als den König zu ermorden. Aber einer der Verschwornen wurde, als er ihn den Tag nach seiner Ankunft sahe, so von seinem Anblicke gerührt, daß er auf der Stelle den Entschluß faßte, die Verschwörung zu entdecken. Er wandte sich an einen von des Königs

nigs Hofbedienten und verlangte den König zu sprechen, dem er etwas wichtiges und dringendes zu eröffnen habe. Es wurde ihm der Zutritt verstattet. Er fand den König in Gesellschaft Marchin's, der beyden Herrn von Despache und Louvilles, und in ihrer Gegenwart entdeckte er die Verschwörung, und nannte seine Mitverschwornen; er überreichte dem Könige Briefe, und bezeichnete die in Mönche verkleideten Verschwornen, und die wirklichen Mönche, welche durch verschiedene Thore einpassiren sollten. Sie kamen wirklich, und wurden sogleich in den Thoren arretirt; auch fand man Briefe bey ihnen, welche die Aussage ihres Mitverschwornen vollkommen bestätigten.

Man zog mehrere GroÙe ein; die mehresten ergriffen die Flucht, und die Gefängnisse wurden mit Verbrechern angefüllt. Unterdessen hatte man heimlich nach Rom geschickt, und bemächtigte sich daselbst der Briestasche des Baron Isola, welchen der Kaiser in Rom unter einem gewissen Character unterhielt; und es fanden sich darinne so sprechende Beweise für die Verschwörung, daß der Wiener Hof sich nicht über diese Gewaltthätigkeit zu beschweren wagte. Die Schuldigsten unter den Verschwornen von allen Ständen, wurden in den Schlössern von Neapel hingerichtet, manche davon wurden nach Amerika geschickt, manche verbannt, und die mehresten wurden begnadigt.

Jedermann, wer nicht an der Verschwörung Theil hatte, bezeigte darüber seinen Unwillen. Der König glaubte also bey dieser allgemeinen Stimmung, das Mißvergnügen der übrigen durch Gnade und Wohlwollen vollends unterdrücken zu können. Er ging darin so weit, daß er eine Leibwache von Neapolitanischen Soldaten und Officiren errichtete, und ihnen die Beschützung seiner Person anvertraute. Er
nahm

nahm von ihnen einen Theil mit sich auf das Schiff, auf dem er nach Final fuhr. Ich weiß nicht mer den König zu einem so unklugen übermäßigen Vertrauen vermocht hat, das ihm bald den Tod gekostet hätte: Denn Vendome entdeckte mittelst aufgefangener Briefe eine schändliche Verrätherey mehrerer Officiere von dieser Leibwache, die mit dem Prinzen Eugene übereingekommen waren, daß sie den König todt oder lebendig in seine Hände liefern, und zur Armee bringen wollten, zu welchem Zweck ihnen zwey tausend Mann Reuter entgegen kommen, und ein noch größeres Korps bereit seyn sollte, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Nach dieser gemachten Entdeckung wurden Anstalten getroffen, diese Officiere zu verhaften. Aber die Furcht entdeckt zu werden, die sie immer beunruhigte, hatte sie aufmerksam gemacht, und sie entwischten fast alle. Man konnte nur einiger wenigen habhaft werden, und diese gestanden sogleich alles ein was Vendome gemeldet hatte, und entdeckten das ganze Complot. Das Regiment wurde sogleich cassirt, und man machte nun sorgfältiger für die Sicherheit Philipps V.

XV.

Frau von Maintenon sucht mit Hülfe der Prinzessin des Ursins Spanien zu beherrschen. Diese behauptet sich durch ihre Unterstützung.

Frau von Ursins, die sich bald des Vertrauens ihrer Königin bemächtigt hatte, unterließ nicht der

unstreigen den Hof zu machen, und erstattete ihr alle Posttage getreuen Bericht von allem, was die Königin von Spanien betraf, bis auf das kleinste Detail herab, woben sie die Königin so viel als möglich geltend zu machen suchte. Die Nachrichten waren an Frau von Maintenon adressirt, aber der König bekam sie auch durch sie zu lesen. Zu gleicher Zeit war sie darauf bedacht, dem Könige von Spanien, als er in Italien war, dergleichen Nachrichten zu geben und die Königin dazu zu gewöhnen, daß sie an ihren Gemahl und an ihre Schwester, die Herzogin von Burgund, schrieb. Das Lob der Königin, welches den Hauptinhalt ihrer Briefe ausmachte, führte natürlich auf die Geschäfte, und da sie Zeugin alles dessen war, was vorfiel, so ließ sie sich nach und nach auf die Geschäfte selbst ein; und so gewöhnten sich nach und nach die beyden Könige daran, sie in ihrer Eigenschaft als Gesellschafterin der Königin an den Geschäften Theil nehmen zu sehen, ohne daß sie jedoch dadurch in den Verdacht ehrgeiziger und herrschsüchtiger Absichten kam.

Nachdem sie so nach und nach festen Fuß gewonnen hatte, und Spanischer Seits sicher war, sobald sie von Frankreich Unterstützung hoffen konnte, legte sie es darauf an, und es gelang ihr Frau von Maintenon mit der Vorspiegelung zu schmeicheln, daß, wenn man ihr einigen Einfluß in die Geschäfte verstattete, sie nur ihr Werkzeug seyn, und nichts thun als ihr glauben und gehorchen wolle; durch sie könnte sie von Versailles aus über Spanien mit mehr Unumschränktheit als über Frankreich herrschen, sie hätte dazu gar keinen Umweg nöthig, sie brauche nur ein Wort zu sagen; diese Macht könne sie aber nur durch sie erlangen, indem sie sich ganz allein an die Frau von Maintenon

tenon anschließen mußte; die Gesandten hingegen würden unter der Direction der Französischen Minister, und beyde unmittelbar zwischen dem Könige und zwischen dem Spanischen Ministerium mitten inne stehn, und ganz unabhängig von ihr handeln; sie würde sogar von den mehresten Dingen gar nichts erfahren, und auffer allen Conner und auffer Stand gesetzt seyn, auf etwas zu wirken, auffer durch mühsame unsichere Umwege, und in den Angelegenheiten, von denen ihr der König selbst etwas wissen ließ. Frau von Maintenon ließ sich von der Sirene bethören. Es war ihre Leidenschaft alles wissen, alles regieren und lenken zu wollen, und dieses Mittel, Spanien ohne die Minister beherrschen zu können, schien ihr ein glücklicher Fund, den sie begierig auffasste, ohne zu bedenken daß sie nur dem Scheine nach, und die Ursins wirklich herrschen würde, da sie ihr nichts wissen zu lassen brauchte, als was sie wollte und wie sie wollte. So entstand jene enge Verbindung zwischen diesen beyden wichtigen Frauen, so erhielt die Ursins jene unumschränkte Gewalt, und so geschah es daß alle die, welche Philipp den V auf den Thron geholfen hatten, und deren Klugheit und Einsicht ihm allein den Thron sichern konnte, ihren Plas verloren, und unsre Minister auffer Stand gesetzt wurden, etwas für Spanien zu wirken, und sich nur durch eine sflavische Ergebenheit gegen die Ursins daselbst behaupten konnten.

So weit ging die Schlaueit dieses Weibes und die Schwäche des Königs, welcher seinen Enkel lieber durch einen Umweg, durch die Königin, als auf dem natürlichen Wege, durch seine Minister und durch Rath und Vorstellung lenken wollte.

Den König von Spanien treibt seine Liebe zu seiner Gemahlin zurück nach Spanien.

Da nunmehr die geheime enge Verbindung zwischen den beyden Favoritinnen zu Stande war, so fehlte zu ihrer Absicht weiter nichts, als daß sie den König in ihr Netz lockten. Die Natur hatte schon dafür gesorgt, und die Kunst vollendete das übrige. Der König war ganz dazu gemacht, sich umstricken und beherrschen zu lassen; und ein sonderbarer Zufall kam den Kunstgriffen der Ursins trefflich zu Hülfe. Der König hatte ein außerordentlich vollblütiges Temperament, und seine Frömmigkeit erlaubte ihm keine Befriedigung während seines Aufenthaltes in Italien. Er zog sich dadurch einen gefährlichen Zufall zu: er bekam eine heftige Entzündung, und da die Ursache der Entzündung durch die starken Gefäße, die dem Drange der Natur nicht nachgaben, keinen Ausweg fand, so schlug sie zurück ins Blut, und verursachte ihm Beklemmung. Er eilte deswegen nach Spanien zurück, und fand nicht eher Linderung als bey seiner Gemahlin. Man kann daraus sehen, wie sehr er sie liebte, und wie sehr er an ihr hing; und sie wußte, in die Geschäfte schon eingeweiht, und von ihrer klugen Gouvernante geleitet, sich seiner Liebe trefflich zu bedienen. Sie hielt ihn fast beständig in ihrem Apartement, oft in dem daranstoßenden ihrer Camarera-major in Gewahrsam, und da wurde alles ingeheim, ohne Wissen der Minister, der beyden Höfe, verhandelt.

XVII.

Orri und Aubigni in Gunst am Spanischen Hofe.

Orri hatte sich die vertrauteste Freundschaft der Ursins erworben, er hatte das Departement der Finanzen und des Handels und war der vierte im Cabinet. In der Folge kam noch ein fünfter hinzu, der aber an Orri gekettet war. Dieß war Aubigni, der Sohn eines Procurators im Chatelet zu Paris, ein schöner wohlgewachsener lustiger und lebhafter Mann, der schon lange bey der Prinzessin als Ecüyer war und mit ihr auf dem Fuße eines unerlaubten Umganges stand.

Die Prinzessin und Orri waren nun alles in allem, sie hatten sich eine Gewalt angemacht, wie sie seit dem Herzog von Lerma und dem Grafen von Olivarez niemand in Spanien besessen hatte und bedienten sich Nivas's nur als eines Secretärs, bis sie auch ihn stürzen könnten, wie sie schon Portocarrero und die übrigen, welche das Testament Carls II zu Stand gebracht hatten, gestürzt hatten. Der Cardinal Estrées, der mit der Ursins immer in Streit lag und immer den kürzern zog, war endlich seines fruchtlosen und für ihn so schimpflichen Aufenthaltes in Spanien müde und verlangte seine Zurückberufung. Der Abbe Estrées blieb aber als Gesandter. Louville, der bis zur Rückkehr Philips V aus Italien der Führer des Königs und der Monarchie, sein einziger Busenfreund und der Auspender der königlichen Gnade gewesen war, erhielt zugleich mit dem Cardinal Estrées Befehl nach Frankreich zurückzukommen. Die wenigen Franzosen, welche am Spanischen Hofe waren, wurden

den ebenfalls alle zurückberufen, ausgenommen vier oder fünf, die sich bey Zeiten an die Prinzessin attachirt und nie Gelegenheit gehabt hatten, sich in Einfluß zu setzen und ihr gefährlich zu werden. Rivas blieb allein. Die Wichtigkeit seiner Charge war der Prinzessin ein wahrer Dorn im Auge und sie war entschlossen, sich ihn vom Halse zu schaffen; aber nicht eher, bis seine Charge zerstückelt wäre, damit sie ihm keinen Nachfolger mit voller Gewalt zu geben brauchte. Zuerst trennte sie von seiner Charge, welche alle Departements umfaßte, die Finanzen und den Handel ausgegenommen, welche Orri ohne Titel und ohne Vorgesetzte verwaltete, das Departement des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Das war aber nur das Vorspiel: bald darauf wurde Rivas, der schon die wichtigsten Zweige seiner Macht verloren hatte, wirklich abgedankt.

Nunmehr herrschte die Ursins, von Versailles aus unterstützt, mit der unumschränktesten Gewalt und ihre einzige Sorge war, alles zu entfernen, was ihre Macht im geringsten stören oder mit ihr theilen wollte.

XVIII.

Die Ursins läßt den Herzog von Berwick und Puysegur zu Generalen ernennen.

Man mußte auf den Grenzen von Portugal dem Erzherzog eine Armee entgegenstellen und brauchte demnach einen Französischen General, welcher die Französischen Truppen und vielleicht auch die Spanischen commandirte. Die Prinzessin hatte die Königin von England, welche eine Italienische Prinzessin war,

von

von jeher gekannt, sie hatte ihr während ihres langen Aufenthaltes in Frankreich sehr angelegentlich den Hof gemacht und stand jetzt mit ihr in freundschaftlichem Connex. Sie fiel also darauf, dem Herzog von Berwick das Commando der Französischen Truppen in Spanien zu verschaffen. Sie kannte ihn als einen weichen kunsillosen Höfling, der ohne Vermögen war, Familie hatte und von dem Könige und der Königin von England abhing; sie hoffte mit Hülfe dieses Mianes alles machen zu können was sie wollte, indem er ihr dafür Dank wissen würde, daß sie ihm vom Generallieutenant zum commandirenden General geholfen habe und sich an sie anschließen müßte, wenn er sich emporheben und bereichern wolle; da hingegen ein Franzos, mit dem sie an seiner Stelle zu thun hätte, unabhängig von ihr seyn und ihr trogen würde. Sie leitete also am Hofe zu St. Germain die Sache ein und schlug ihn in Versailles vor.

Der König ergriff, aus Rücksicht für den König von England und in Rücksicht seiner Aehnlichkeit mit seinen Bastarden, mit Freuden die Gelegenheit, den Herzog von Berwick auszuzeichnen und gab ihm wirklich das Comimando. Luxemburg und Villeroi hatte Berwick wie ihren Sohn behandelt, und gegen den König seine Talente zum Kriege gerühmt; und da er so leicht zu disponiren war, so konnte er den Bitten des Königs und der Königin von England, dem Verlangen der Prinzessin Ursins und dem vortheilhaften Zeugniß jener Generale von der Fähigkeit des Herzogs von Berwick nicht widerstehen.

Punsegur wurde zu seinem Gehülfen im Commando ernannt. Er ging voraus nach Spanien und fand von den Pyrenäen an bis in die Gegend von Madrid alles im besten Zustande für die Subsistenz
der

der Französischen Truppen und stattete davon einen sehr vortheilhaften Bericht an den König ab. Als er nach Madrid kam, hielt er mit Orri eine Conferenz und dieser zeigte ihm auf dem Papiere alle Magazine gefüllt, sowohl auf der Route bis zur Grenze von Portugal, als auch auf der Grenze selbst und alles nöthige Geld in Bereitschaft.

Da Pusegur bis dahin alles im besten Zustande angetroffen hatte, so dachte er gar nicht daran, daß Orri die Grenzen habe vernachlässigen können, zumal in einem für Spanien so entscheidenden Zeitpunkt, wo der Krieg, wenn man dem Erzherzog keine Zeit zur Verstärkung ließ, in kurzer Zeit geendigt seyn konnte; am allerwenigsten aber konnte er sich einbilden, daß ein Minister der am Staatsruder stand, die Unverschämtheit haben könnte, ihm eine detaillirte Uebersicht aller getroffenen Vorkehrungen vorzulegen, von denen keine wirklich getroffen war. Er war also äußerst zufrieden und sein Bericht an den König war voll vom Lobe Orri's, der Prinzessin Ursins und ihrer weisen vortrefflichen Verwaltung, und voll der schönsten Hoffnungen; und mit solchen Erwartungen reiste er fort an die Grenze von Portugal und fand gar nichts von Lebensmitteln.

XIX.

Orri's Betrügerey.

Man erwartet wohl von Betrügern daß sie betrogen, aber nicht daß sie es mit einer solchen Frechheit thun, wo der Betrug sobald und mit so leichter Mühe entdeckt werden kann. Indessen Orri hatte sich auf die Unterstützung der Prinzessin und auf ihren

Cre-

Credit in Versailles, wo man gegen sie wie verblendet war, verlassen; und diese Verblendung ging so weit, daß die Prinzessin in dem Augenblick, wo beyde den schlimmsten Ausgang für ihre Dubeustücke zu befürchten hatten, noch den entsetzlichsten Streich wagen konnte. Sie hatte den armen Abbé Estreés, der sich, ich weiß nicht was für Herrlichkeiten in Spanien versprach, und seine traurige Stelle mit beyden Händen festhielt, so sehr in ihr Netz gezogen, daß er der entsetzlichen Zumuthung dieser Herrschsüchtigen nachgegeben und versprochen hatte, er wolle nichts ohne ihr Wissen an den König berichten. Diese slavische Abhängigkeit, die ihn als Gesandten ganz unbrauchbar machte und seiner Pflicht so ganz entgegen war, wurde aber dem Abbé zuletzt unerträglich.

XX.

Die Ursins dictirt dem Französischen Gesandten die Depeschen, und läßt Estreés's Briefe auffangen und eröffnen.

Er fing also an sie um manche Depescher zu betrügen, aber er konnte es nicht listig genug machen, und die Prinzessin, die so wachsam, so gefürchtet und so gut bedient war, erhielt vom Bureau der Post einen Wink. Sie traf also die gehörigen Anstalten, um, so bald es wieder vorkiele, davon benachrichtigt zu werden. Dieß geschah, und sie bedachte sich nicht lang. Sie ließ sogleich die Depesche des Abbés wegnehmen, erbrach sie, und, wie sie sich vorgestellt hatte, fand seinen Bericht gar nicht nach ihrem Geschmack. Was sie aber am meisten verdroß, war, daß der abbé ihr

H. Denkwürdigk. XXV. Bd. Q gan-

ganzes Betragen geschildert und, indem er ihre Mitgenossen in der höchsten Gewalt, als Orri und Aubigny, nannte, von letzterem, dessen Gewalt er sehr groß vorstellte, die Anmerkung hinzugefügt hatte, daß er ihr Ecüier sey und daß sie mit ihm, wie jedermann glaube, vermählt sey. Ganz vor Aerger und Wuth auffer sich, schrieb sie an den Rand: „vermählt? das ist eine Lüge;“ zeigte hierauf den Brief mit diesem Zusatz dem Könige und der Königin von Spanien und noch mehreren vom Hofe und vollendete ihre Unbesonnenheit dadurch, daß sie den so glossirten Brief an den König von Frankreich schickte und sich zugleich in den lebhaftesten Ausdrücken über den Abbé beschwerte, daß er, gegen ihre Uebereinkunft, den Brief ohne ihr Wissen geschrieben und durch die gemeldete Lüge von ihrer Heirath mit Aubigny ihre Ehre so sehr beschimpft habe. Aber der Abbé beklagte sich eben so laut über die Verletzung des Briefrechtes und über die Beleidigung seines Charakters und des dem Könige schuldigen Respectes, den man so wenig geachtet, daß man einen Brief des königlichen Gesandten an Se. Majestät aufzufangen, zu erbrechen und publik zu machen gewagt habe.

Die Königin von Spanien war auf Anreizung der Ursins gegen den Abbé sehr aufgebracht. Der König nahm wenig Theil an der Sache, doch so viel er sich dafür interessirte, war er auf Seiten der Ursins. Vielleicht sah er vermöge seines richtigen gesunden Verstandes, an dem es ihm nicht fehlte, den er aber immer verbarg, die Abscheulichkeit der Sache ein und wollte nichts damit zu thun haben; oder er war, vermöge seiner natürlichen Gemüthsruhe, nicht fähig, sich für eine Partie zu entscheiden. Der auf diese Art glossirte Brief nebst Beschwerden gegen den Abbé,
ge-

gegen den die Ursins exemplarische Gerechtigkeit foder-
te, kam kurz nach einem Briefe von Puysegur an, den
er von der Portugiesischen Grenze aus geschrieben hat-
te. Puysegurs Bericht hatte den König entschuldig-
lich gegen Orri und die Prinzessin ausgebracht, welche letz-
tere in einem Briefe die Betrügerey Orri's angelegent-
lich zu beschönigen gesucht hatte. Unsere Minister,
welche den Einfluß auf Spanien nur ungern aufgege-
ben hätten, ließen diese günstige Gelegenheit nicht un-
benutzt, um der Spanischen Regierung einen Stoß
zu versetzen. Aber Harcourt sah ein, welche gefähr-
lichen Folgen dieß für ihn haben könnte, und suchte
die Frau von Maintenon zu unterstützen, welche Or-
ri in dieser für ihn und für die Prinzessin so gefahr-
vollen Sache vertrat, damit es nicht zum Umsturze ih-
rer Gewalt käme und die Spanische Regierung nicht
wieder an die Minister zurückfiel, welche sie, wie er
einsah, nie wieder fahren lassen würden, was ihm
selbst gar nicht gleichgültig war. So schwankte die
Sache hin und her und man mußte nicht auf wel-
che Seite der Ausschlag fallen würde, als jener fatale
Brief des Abbé Estrées nebst seinen bitteren Klagen
an den König gelangte. Dieß gab den Ausschlag
gegen Orri und die Ursins. Es wurde beschlossen,
diese sollte nach Rom zurückgeschickt und jener zu-
rückberufen werden. Der einzige Anstoß war, daß
man einen förmlichen Ungehorsam befürchtete, in-
dem der König von Spanien den Thronen seiner Ge-
mahlin nicht widerstehen würde. Nach einem Vor-
fall, wie der letzte war, ließ sich das Aeußerste befürch-
ten; man wollte sich also nicht übereilen, um den
Streich dann desto sicherer zu führen. Der König
gab der Prinzessin einen scharfen Verweis und man
meldete, es dem Abbé Estrées mit dem Zusatz, daß er

gegründete Ursache gehabt habe, sich zu beschweren; aber das war auch alles. Der Abbé, der geglaubt hatte, daß die Prinzessin auf jeden Fall verabschiedet werden müßte, war auffer sich als er sie so leicht wegkommen sahe; und in dem ersten Verdruß verlangte er seinen Abschied. Man nahm ihn beym Wort, und es war für die Prinzessin noch ein Triumph mehr, daß sie seiner auf eine für ihn so schimpfliche Weise los wurde, noch dazu wegen einer Sache, worin das Recht auf seiner Seite war, und welche den König betraf.

Nach seiner Zurückkunft wurde der Abbé Estrées durch den Tod des Cardinals von Fürstemberg Comthur des Ordens; und sein Onkel, der Cardina!, erhielt die Abten St. Germain. Man kann denken, daß sich die Prinzessin von Ursinus nicht darüber freute.

XXI.

Ihre Entfernung vom Hofe; die Königin von Spanien ist darüber untröstlich.

Unterdessen war der Feldzug in Portugal, trotz der Betrügercy Orri's, eröffnet worden; und der König von Spanien war willens, ihn selbst fortzusetzen. Aber die Ursinus wollte ihn nicht aus den Augen verlieren und wandte alles an, was sie und die Königin über ihn vermochte, um ihn davon abzubringen, oder um ihn wenigstens dazu zu bringen, daß er in Gesellschaft der Königin reiste.

Der

Der König von Frankreich, der seinen Plan verfolgte, hatte an seinen Enkel geschrieben: Da er seine Feinde bis in die Lombardie verfolgt habe, und jetzt sein Nebenbuhler persönlich im Schooße von Spanien gegen ihn auftrete, so wäre es für ihn schimpflich, wenn er sich nicht an der Spitze seiner Armee ihm gegenüber stellen wolle. Er bestärkte ihn nachher gelegentlich in seinem Entschlusse und widerrieth es ihm geradezu, sich von der Königin begleiten zu lassen, die ihm im Wege seyn und einen schädlichen Aufwand verursachen würde. Er vereitelte also diesen Plan und suchte die Abreise des Königs so schnell als möglich zu betreiben, der nun wirklich in Begleitung des Abbé Estrées, der bis zur Ankunft seines Nachfolgers dablieb, zur Armee reiste. Dahin wollte es der König haben, und sobald er bey der Armee war, schrieb er ihm daß die Prinzessin von Ursins vom Hofe entfernt werden mußte, und zwar in einem Tone, der ihm keine Ausflüchte erlaubte. Zugleich Zeit schrieb er in einem noch eindringendern Tone an die Königin und schickte der Prinzessin von Ursins eine förmliche Ordre zu, daß sie Madrid verlassen, überhaupt Spanien räumen und nach Italien gehen sollte.

Dies war ein Donnerschlag für die Königin, und sie war untröstlich; aber die Ursins ertrug den Schlag mit männlich gesetztem Muth, ohne Stolz, um nicht noch mehr zu reizen, und doch ohne Niedrigkeit. Vierzehn Tage nach erhaltener Ordre ging sie nach Alcalá, das durch seine, von Simenes gestiftete, so vollständige, an Gelehrsamkeit reiche, Universität berühmt geworden ist, und sieben Meilen von Madrid liegt. In dieser kleinen Stadt hielt sie sich, trotz den wiederholt gegebenen Befehlen zur Abreise, fünf Wochen auf; aber nachdem sie mit einer Gegenwart des

Geistes, die in dieser kurzen Zeit und in einer solchen Lage, unter lauter Verdruß, Kränkung und Wuth, unter den Trümmern ihres Glückes, wirklich bewundernswürdig war, alles versucht hatte, was möglich war, reiste sie in den kleinsten Tagereisen, und indem sie, so oft sie konnte und wagte, unterweges Halt machte, nach Bayonne zu. Der König schickte ihr 1500 Pistolen, wiewohl er das Geld nöthiger als sie hatte, und ohne den Credit des Abbé Estrées, der ihm 1000 Piaster verschaffte, nicht aus Madrid hätte wegreisen können.

Auch Orri erhielt Befehl, zurückzukommen und Rechenschaft von seinen unverschämten Betrügereien und von seiner Verwaltung abzulegen, wodurch er den Erzherzog unterstützt und die Eroberung von Portugal verhindert hatte. Denn wie die Fortschritte der Französischen und Spanischen Armee zeigten, würde die Eroberung von Portugal wenig Mühe gemacht haben, sobald man nur die Hälfte der Lebensmittel angetroffen hätte, die nach der Versicherung des frechen Betrügers überall in den Magazinen an der Grenze aufgehäuft seyn sollten.

Die Ursins setzte indessen so langsam als möglich ihre Reise fort und suchte sich die Erlaubniß anzurwirken, daß sie an den Hof kommen und sich rechtfertigen dürfte. Dieß hoffte sie nun keinesweges zu erhalten; aber durch ihre Bitten und Klagen glaubte sie des Exils in Italien überhoben zu werden, und ein Exil in Frankreich zu erhalten, dem sie sich mit der Zeit vielleicht entziehen könnte; denn sie wußte daß an den Höfen alles vorübergeht, selbst die fürchterlichsten Stürme, sobald man Unterstützung hat und nicht allen Muth verliert.

Harcourt verlor mit ihrem Aufenthalt in Italien alle Hoffnung, den geheimen Comnex wieder zu erhalten,

ten, mit Hülfe dessen er sich behauptete; und Frau von Maintenon sah sich auf immer von dem unmittelbaren Einfluß auf die Regierung Spaniens ausgeschlossen. Beide schmerzte dieser Verlust tief. Nachdem die erste Bestürzung vorüber war, faßten sie wieder Muth. Der König hatte das Vergnügen des Gehorsams und der Rache empfunden; das Ordensband, das der Abbé Estrées, die Abtei welche sein Onkel erhalten hatte, hatte die Rache vollkommener gemacht und die Ursins, so grausam verstoßen, war tief gebeugt. Nach einer so exemplarischen Bestrafung konnte wohl das Mitleid wieder Platz gewinnen, und es mußte wohl auch auf die Königin von Spanien Rücksicht genommen werden, die man in diesem Punkt, der die Regierung nicht betraf, nicht ganz aufs Aeusserste treiben durfte.

Bei dieser Seite griff es die Maintenon an, um für die Ursins die Erlaubniß in Frankreich bleiben zu dürfen, auszuwirken. Wenigstens wurde dadurch, wie sie hoffte, dem Italienischen Exil vorgebeugt und für den Augenblick gesorgt. Aber es war Behutsamkeit nöthig, weil der König auf Italien bestand und es war jetzt mehr als je gefährlich, wenn er einen Verdacht bekam. Man begnügte sich also Toulouse zu ihrem Aufenthalte zu wählen, und dieß wurde endlich der Ursins als eine Gnade, wiewohl sehr ungern, zugestanden.

XXII.

Intriguen um ihre Rückkehr zu bewirken.

Unterdessen hatte die Königin von Spanien in ihrem Unwillen über die Verstoßung der Prinzessin

sich flug genug zu rächen gesucht, indem sie ihren Gemahl überredete, daß er es darauf anlegen sollte, dem Rath und dem Willen seines Großvaters in allem zuwider zu handeln. Die Angelegenheiten Spaniens nahmen dadurch sichtbar eine schlimme Wendung; und der König von Frankreich beklagte sich bitter darüber; aber man wollte ihn ermüden und ihm zu verstehen geben, daß nur die Prinzessin von Ursins, wieder begnadigt und in ihre Allmacht eingesetzt, die Angelegenheiten wieder in den ersten Zustand zurückführen und seinen Willen wie zuvor in Spanien geltend machen könnte. Nachdem diese Vorbereitung getroffen war, suchten von einer Seite Harcourt, der vermöge seiner Freymüthigkeit immer mit dem Könige frey von den Spanischen Angelegenheiten zu sprechen pflegte, und von der andern Seite Frau von Maintenon dem Könige vorzustellen, welche unumschränkte Gewalt die Königin von Spanien über ihren Gemahl besitze; wie sehr sie gegen den König aufgebracht sey, indem sie sogar zum Nachtheil ihrer eigenen Angelegenheiten gegen alles was von ihm komme, den heftigsten Widerwillen zeige, und wie sehr sie zu diesem Unwillen, über den sie kaum mehr Herr sey, durch die harte Behandlung einer Person berechtigt wäre, für die sie alles gethan habe, was ihr möglich gewesen sey, um den Schimpf ihres Schicksales zu mildern; der König sollte ja jetzt zu ihrer Besänftigung nichts weiter thun als ihr eine Gefälligkeit erzeigen, die für die Staatsangelegenheiten ganz gleichgültig und ohne allen Einfluß sey: nämlich der Prinzessin von Ursins zu erlauben, daß sie an den Hof kommen und sich rechtfertigen dürfe, worauf sie dann machen könne, was sie wolle, nur daß sie freilich nicht daselbst bleiben oder nach Spanien zurückkehren dürfe, wovon auch die Königin von Spanien

nicht
über
diese
verw
ihren
auch
sch
Es
im
Begin
getra
Härte
das
lassen
für
niens
Gefalle
den,
gegen
wacht
den
Gib
Catal
die gr

mit
den
dung
Hofe
Wiede
Wider
argere
für die

nicht mehr spreche, indem sie es ganz ihrer Freundin überlasse, sich zu rechtfertigen; eine Gefälligkeit wie diese würde man vielleicht auch den Schuldigsten nicht verweigern, am aller wenigsten aber einer Person von ihrem Stande und von ihrem Geschlechte; wie groß auch ihre Verbrechen seyn möchten, so wäre sie schon durch ihren tiefen schnellen Fall, durch ihr Eril, durch ihre Erniedrigung vor aller Welt Augen und durch die damit so sehr contrastirende Begünstigung der beyden Estras hart genug gestraft; und nachdem ihn nun der König die ganze Härte seines Unwillens und der Königin von Spanien das Gewicht seiner väterlichen Autorität habe fühlen lassen, so wäre es wohl billig, daß der König dieser Fürstin, welche die gesammten Staatsgeschäfte Spaniens in Händen habe und so aufgebracht sey, diesen Gefallen erzeigte, wodurch sie sicherlich besänftigt werden, und worauf ihre gefährliche Widerspenstigkeit gegen den König in Angelegenheiten des Staates nachlassen würde, was sehr zu wünschen sey, da nach den unglücklichen Schlachten bey Hochstätten und Gibraltar, und nach der unglücklichen Empörung in Catalonien die Lage der Dinge die größte Sorgfalt und die größte Einigkeit erfodere.

Der König zu dem, eingeschlossen wie er war, nie die Stimme der Wahrheit dringen konnte, war in den beyden Monarchien der einzige, der keine Ahndung davon hatte, daß die Ankunft der Ursins am Hofe ihr zugleich die Rückkehr in Spanien und die Wiedereinfegung in ihre alte Gewalt versicherte. Der Widersprüche müde, mit denen man ihn absichtlich ärgerte, und von denen er die gefährlichsten Folgen für die Staatsangelegenheiten fürchtete, deren veränderte

derte Lage die vollkommenste Eintracht zwischen den beiden Kronen verlangte, und der ewigen Bitten und Vorstellungen müde, mit denen man in ihn drang, bewilligte er endlich die so sehr ersuchte Gnade. Die Minister waren wie vom Donner gerührt.

So gut auch die Ursins von allem was für sie geschah, unterrichtet war, so sah sie doch ihre Erwartung übertroffen. Aber diese Aussicht auf ihre Rückkehr und Wiedererhdung brachte sie eben so wenig außer Fassung, als ihr Fall. Mit der ruhigsten Selbstbeherrschung blieb sie dabei kalt, suchte die erhaltene Erlaubniß zur Rechtfertigung so viel als möglich zu benutzen, und beobachtete noch immer die Demuth einer in Ungnade Gefallenen, auf welches Betragen sie auch sorgfältig ihre Freunde vorbereitet hatte. Besonders nahm sie sich in Acht dem Könige Verdacht zu geben, der sie mit scharfem Blick beobachtete. Sie übereilte sich nicht mit ihrer Abreise, und reiste dennoch bald genug, um alles frisch benutzen zu können, und zu zeigen, wie angelegentlich sie sich der so dringend ersuchten und gnädig zugestandenen Erlaubniß bediene.

XXIII.

Ihr Triumph; die Rückkehr nach Spanien
wird ihr zugestanden

Der Kurier, welcher ihr jene erfreuliche Nachricht brachte, war kaum abgereist, als das Gerücht von ihrer Rückkehr sich am ganzen Hofe verbreitete
und

und die lebhafteste Sensation erregte. Die Freunde der Ursins waren die einzigen, welche dabey ruhig und gefaßt blieben. Man erwartete eine aufsteigende Sonne, welche die ganze Natur mit ihren Strahlen durchdringt, und alles umwandelst und verjüngt. Sie kam endlich den 4. Januar zu Paris an.

Mehrere von den vornehmsten Personen reisten ihr mehr oder weniger weit entgegen. Die Noailles reisten ihr entgegen, am weitesten aber der Herzog von Alba, welcher sich ganz an die Estrées angeschlossen hatte, und diesen Fehler dadurch gut zu machen hoffte, daß er ihr soviel als möglich, Ehre erwies. Er fuhr ihr in einem Aufzuge weit über Paris nebst seiner Gemahlin entgegen, und nahm sie mit sich in sein Haus, wo er ihr zu Ehren eine Fête gab, und sie zu übernachten nöthigte. Die Prinzessin mußte sich wohl nicht wenig über diesen triumphähnlichen Einzug wundern. Sie mußte capituliren, um vom Herzog von Alba loszukommen; denn es lag ihr viel daran, daß sie ungenirt und unbeobachtet lebte. Sie zog zur Gräfin Egmont, ihrer Verwandten, wo nunmehr eine Menge Menschen ihr die Aufwartung machten; aber sie gab gewöhnlich niemanden Zutritt und ging gar nicht aus. Mons. le Prince war der erste der zu ihr ging, und seinem Beispiele folgten alle die Vornehmern, und die nicht mit ihr näher bekannt waren.

So schmeichelhaft auch dieser zahlreiche Zuspruch für sie war, so ließ sie sich doch wenig davon abziehen, sondern war damit beschäftigt, sich von allem, wozu die schriftlichen Nachrichten nicht zureichend gewesen waren,

waren, und überhaupt von der ganzen Lage der Dinge zu unterrichten. Neugierde, Hoffnung, Furcht und Nachahmung führte diese Menge Menschen zu ihr, und kaum der vierte Theil wurde von ihr vorgelassen.

Niemand war damals mehr in Furcht als die Minister. Torcy erhielt vom Könige Befehl sie zu besuchen. Der Antrag bestürzte ihn, er erwiederte nichts, er sah ihren Triumph gewiß und gehorchte. Er besuchte sie mit sichtbarer Verlegenheit, und sie empfing ihn mit stolzer Kälte.

Jetzt nahm die Ursins einen ganz andern Ton an; bis jetzt war sie bescheiden und fast bis zur Erniedrigung demüthig gewesen; aber die Umstände lehrten sie bald, statt der Beklagten die sich rechtfertigen muß, die Anklägerin zu spielen, und sie wagte es gegen diejenigen, welche das Vertrauen des Königs so sehr gemißbraucht, und sie einer so langen Mißhandlung ausgesetzt, und vor den beyden Monarchien am Pranger gestellt hätten, Gerechtigkeit zu fodern.

XXIV.

Sie bleibt in Frankreich, und Frau von Maintenon ist auf sie eifersüchtig.

Nach mehreren Unterredungen mit dem Könige, mit Frau von Maintenon und mit der Herzogin von Burgund, wurde erklärt, daß sie bis zum Monat April am Hofe bleiben sollte, um ihrer Gesundheit zu pflügen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Man

Man reiste wieder nach Marly, und die Ursins war von der Gesellschaft.

Es ist unglaublich mit welcher triumphirenden Miene sie jetzt auftrat, und mit welcher Aufmerksamkeit sie der König behandelte. Sie hatte mit ihm öfters sehr lange Unterredungen bey Frau von Maintenon, und ihre geheimen Morgenbesuche bey der letztern erhoben sie zur Gottheit des Hofes.

Nunmehr war ihre Rückkehr nach Spanien keinem Zweifel mehr unterworfen; indessen sah sie sich in ihrem Vaterlande so über alle Vorstellung geehrt, daß sie wirklich anstand. Die lebhafteste Liebe ihrer Königin konnte sie nicht mehr reizen, und sie suchte immer Ausflüchte, wenn man ihr leise zu verstehen gab, daß sie reisen möchte: das Alter und die Gesundheit der Maintenon gaben ihr Hoffnung; die Auszeichnung und die Freundschaft, mit der sie der König behandelte, und die allgemeine Achtung, die sie deswegen genoß, reizten sie; sie hätte lieber in Frankreich als in Spanien herrschen mögen.

Aber sie fühlte das Gefährliche dieser Reizungen, und entschloß sich endlich abzureisen. Aber sie wollte wenigstens ihre Reise so lange als möglich aufschieben, sich erst erbitten lassen, und ihre Abreise theuer verkaufen, ohne jedoch die Saite zu hoch zu spannen und in Frankreich etwas anders als die Befestigung ihrer Herrschaft in Spanien zu suchen.

Indessen wurde die Verzögerung ihrer Reise der Frau von Maintenon verdächtig, die keinen triftigen Grund dafür entdecken konnte. Man fing an sie zu
der

er Abreise zu ermuntern, und das war es gerade, was die Ursins erwartete. Sie fing nun an sich darüber zu erklären, mit welcher Stirne sie in einem Lande wieder auftreten sollte, das sie mit der Schmach einer Verbrecherin verlassen habe; es sey für sie unmöglich mit Ehren daselbst wieder zu erscheinen, und mit der Achtung, die ihr unentbehrlich sey, um den beyden Königen mit Nutzen zu dienen, wosern nicht ein öffentlicher Beweis gegeben würde daß ihr das alte Zutrauen völlig wieder geschenkt sey. Und das sagte sie mit aller ihrer Kunst, ihrer Anmuth und Feinheit, mit dem schärfsten Calcul und mit der unschuldigsten kunstlosesten Miene. Auch übertraf die Wirkung ihre Erwartung. Es war den 15. Jun. zu Marly, in einer über zwey Stunden langen Unterredung mit dem Könige und der Maintenon, als sie diese Erklärung that. Sie beurlaubte sich daselbst, alle ihre Wünsche waren übertroffen, und sie hielt nicht mehr für gut, länger mit ihrer Reise zu zögern; aber listig wie sie war, bat sie um Erlaubniß den König noch einmal sprechen zu dürfen, wenn er wieder in Versailles seyn würde. Sie wollte ihnen durch ihre Beurlaubung freye Hand lassen, und doch nicht eher abreisen, als bis alles, was ihr bewilligt worden war, theils ausgefertigt, theils eingeleitet wäre. Endlich in der Mitte des Julius reiste sie ab.

Hierauf wurde der Herzog von Garmont zurückberufen und Amelot kam an seine Stelle. Er war in Portugal, Venedig und in der Schweiz u. a. m. D. Gesandter gewesen, hatte überall die Geschäfte mit Glück geführt, und sich allgemein Liebe und Achtung erworben. Die Ursins erhielt noch das schwerste von allen — denn der König hatte sich nach und nach dazu bequemt ihr nichts mehr abzuschlagen — nämlich

Dri's

Orri's Rückkehr nach Spanien, unter dem Vorwande, daß er die beste Kenntniß von den Finanzen Spaniens habe, und niemand wie er Amelot in diesem Fache mit solcher Einsicht, und mit solchen ausgebreiteten Kenntnissen an die Hand gehen könne. Man schmeichelte sich außerdem, daß er unter Amelots Augen nicht wieder jene Unterschleife machen könne, weswegen er verdammt worden war.

XXV.

Die Reichsstände von Spanien erkennen den Prinzen von Asturien als Nachfolger Philipps V an.

Das wichtigste was um diese Zeit in Spanien vorging war, daß die Reichsstände den Prinzen von Asturien als Nachfolger Philipps V anerkannten.

Damals befanden sich die Angelegenheiten Spaniens in der schlimmsten Lage, der Krieg war überall unglücklich, und in Frankreich herrschte Mangel und Elend, und der König und die Königin von Spanien fürchteten von Frankreich verlassen zu werden, was man sich schon seit einiger Zeit ins Ohr sagte. Der Prinz von Asturien war fast 20 Monate alt und war gesund. Die Lage der Dinge erforderte daß man sich der Spanier immer mehr zu versichern suchte. Man beschloß also eine alte Ceremonie zu erneuern, welche man in Spanien den Prinzeneyd nennt, nämlich von den gesammten Reichsständen den Prinzen von Asturien als Thronfolger, und als zukünftigen König anerkennen,

kennen, und ihm die Huldigung und den Eyd der Treue leisten zu lassen.

Zu dem Ende versammelten sich die Reichsstände am 7. April in Madrid, in der Hieronymitenkirche im Palais Buenavetiro ganz am Ende der Stadt. Die Ceremonie dauerte über drey Stunden, wurde mit viel Feyerlichkeit vollzogen, und die Stände des Reiches zeigten dabey viel Liebe für das königliche Haus.